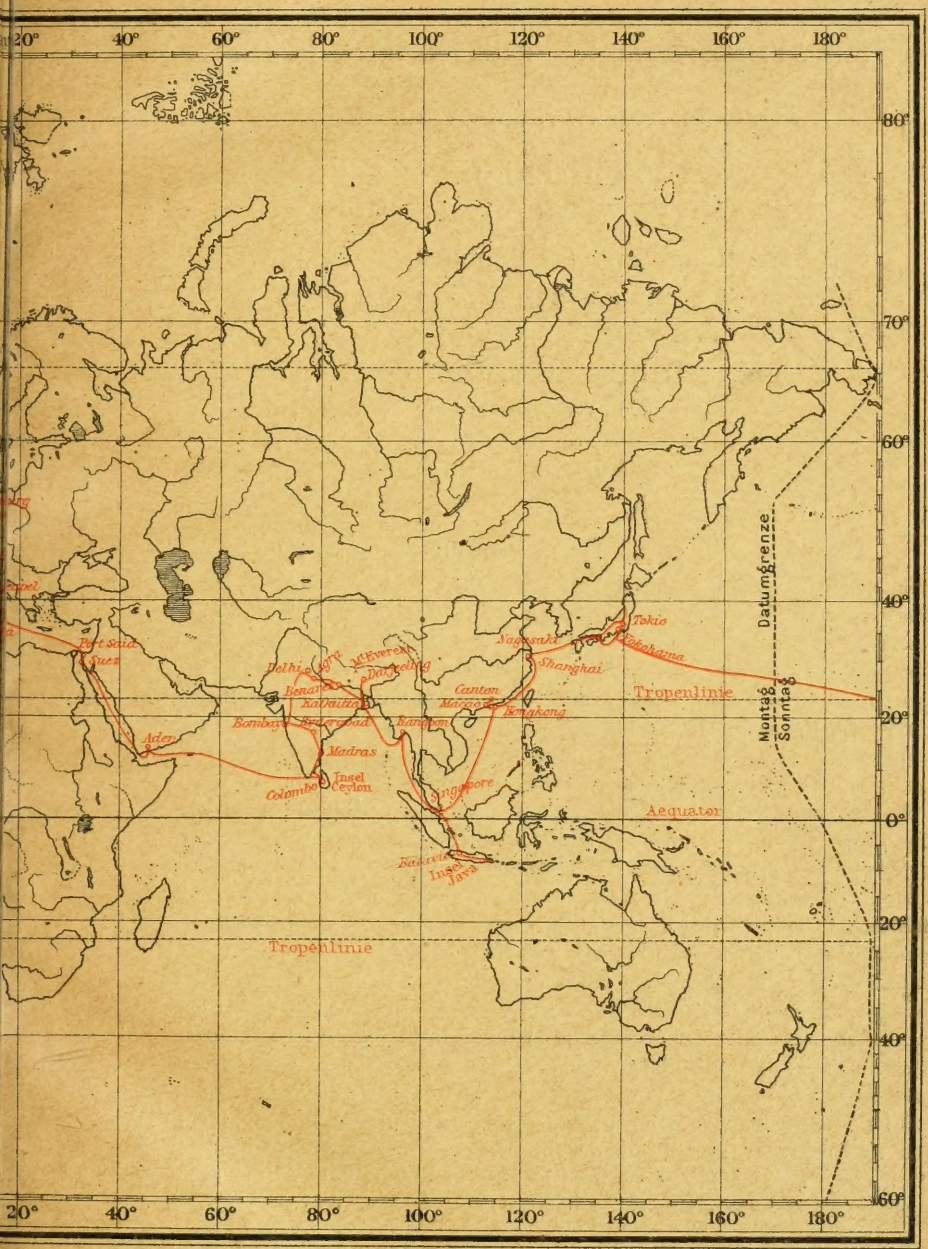
3 1761 07392997 8

Julius Meurer

Weltreisebilder

Geogr. Anst. von Wagner & Debes, Leipzig.

B. G. Teubn


20°
40°
60°
80°
100°
120°
140°
160°
180°
80°
70°
60°
40°
20°
0°
20°
40°
60°
Datumgrenze
Tropenlinie
Tropenlinie
Aequator
Tokio
Yokohama
Nagasaki
Shanghai
Canton
Hongkong
Manila
Bangkok
Singapore
Batavia
Insel Java
Madras
Insel Ceylon
Colombo
Bombay
Aden
Port Said
Suez
Delhi
Agra
Mt Everest
Darjeeling
Benares
Kalkutta
Sonntag
Montag

n Leipzig.

Verlag von Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.

Der Russisch-japanische Krieg

in seinen Rückwirkungen auf den

Weltfrieden.

Auf Grundlage eigener Beobachtungen zur Kriegszeit in Japan zusammengestellt von

Julius Meurer,

k. k. Offizier a. D.

2. Auflage 1905.

Die „Neue Freie Presse" in Wien schreibt über diese Abhandlung anläßlich der 2. Auflage: „Der Verfasser, welcher auf Grundlage eigener Beobachtungen zur Kriegszeit in Japan seine Ansichten darlegt, zeigt Veranlassung und Beginn des Krieges, sowie auch den Verlauf des ersten Kriegsjahres in einem Lichte, das nur von einer inmitten der Ereignisse gewonnenen festen Überzeugung und einem klaren Geiste ausgehen kann. Es ist ein gewagtes Unternehmen, während eines Krieges, dessen Dauer unabsehbar ist, den Ausgang zu prognostizieren, weil das Urteil, wie immer es lauten mag, auf gegenteilige Ansichten stößt. Um so wertvoller erscheinen aber dann die Schlüsse, wenn sie nachher durch die Ereignisse bestätigt wurden. Die Schlußphase des Krieges, sowie der Friedensschluß, sind die beste Rezension für das militärische und politische Urteil des Verfassers. Die Folgerungen, welche derselbe aus den Erfahrungen dieses Krieges bezüglich Bedeutung und Seemachtstellung eines Staates für die Vorherrschaft auf überseeischen Gebieten oder für die Erwerbung und Sicherung eines Länderbesitzes zieht, sind neu, interessant und kaum zu widerlegen. An die Betrachtungen über den Krieg schließt sich eine klare, überzeugende Abhandlung über die Rückwirkungen desselben auf den Weltfrieden. Der Verfasser verlegt sich darin wieder auf zum Teil gewagte Vorhersagungen über die weltpolitische Konstellation der Zukunft, welchen aber der Leser seine Zustimmung nicht versagen kann. Niemand wird die Broschüre aus der Hand geben, ohne vielfache Anregung für das weitere Denken auf militärischem und weltpolitischem Gebiete gefunden zu haben."

Weltreiſebilder

Von

Julius Meurer

Mit 116 Abbildungen im Text und auf Tafeln
ſowie einer Weltkarte

Motto:
Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen,
Den ſchickt er in die weite Welt.

566873
24.7.53

Leipzig
Druck und Verlag von B. G. Teubner
1906

G
440
N48

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Vorwort.

Wenn der Autor sein Werk beendet hat, liegt ihm zumeist ob, demselben ein sogenanntes „Vorwort" voranzustellen.

Gemeiniglich geschieht dies in der Absicht, einesteils den Leser gleich von Anbeginn der Lektüre mit einigen Worten über den zugrunde gelegten Zweck und die Tendenz der Schrift zu informieren, andernteils wohl auch gleich von vornherein einige, vielleicht zum besseren Verständnis wünschenswerte Aufklärungen mit auf den Weg zu geben. Sehr oft aber ist das Motiv für das „Vorwort" auch darin zu suchen, daß es nicht möglich war, einen Titel zu finden, durch welchen mit einem einzigen Schlagworte oder durch wenige Titelworte die Art des Inhalts der Schrift oder der literarischen Arbeit zum Ausdruck gebracht werden konnte, daher das einleitende Vorwort diesen Zweck zu erfüllen berufen war.

Der für das vorliegende anspruchslose Werk gewählte Titel: „Weltreisebilder" bringt klar und präzis zum Ausdruck, was das Buch enthalten wird und welchem Zwecke es dienen soll, daher eigentlich eine besondere „Vorrede", ein sogenanntes „Vorwort", im vorliegenden Falle überflüssig, zum mindesten nicht notwendig erscheint. Wenn trotzdem einem solchen hier der übliche Platz eingeräumt wurde, so geschah es hauptsächlich, um nicht von der gemeinüblichen Form abzuweichen.

Die „Weltreisebilder" werden Bilder aus dem Bereiche unserer irdischen Welt, Bilder von Land und Leuten unserer Erdenrunde bringen.

Das Buch ist in Europa verfaßt und in erster Linie für Europäer bestimmt, somit wurde von Bildern aus Europa gänzlich abgesehen, weil sonst der Rahmen der Schrift viel zu weit ausgetrieben worden wäre, und zwar unnötigerweise, denn die Kenntnis des heimatlichen Weltteils muß als gegeben vorausgesetzt werden oder gehört zum mindesten nicht notwendig in den Bereich und Rahmen einer Abhandlung, welche Bilder einer Weltreise vor das geistige Auge des Lesers zu bringen sich anheischig macht.

Wohl aber kann mit vollem Recht beansprucht werden, daß vergleichende Bilder mit Land und Leuten in Europa zum besseren und leichteren Verständnis der beschriebenen fremdländischen, eigengearteten Länder, Völker, Naturerscheinungen und Verhältnisse verschiedentlicher Art vorgeführt werden, wozu eine möglichst ausgebreitete Kenntnis des europäischen Kontinentes gehört, welche dem Verfasser zu eigen war, da ihm fast ausnahmlos sämtliche europäische Staaten und Länder aus eigener Anschauung bekannt sind, und zwar verschiedene derselben nicht nur durch einfache Bereisung, sondern auch durch länger währenden Aufenthalt.

Eine Art „Tagebuch", eine trockene Reisebeschreibung einer Welttour rund um die Erde, bei der getreulich, aber wenig anregend, Tag für Tag verzeichnet wird, was subjektiv sich ereignete, hat der Leser nicht zu erwarten; es ist an dem Prinzip, Bilder verschiedenster Art aus den fremden Weltteilen vor das geistige Auge des geneigten Lesers zu bringen, festgehalten worden, selbst da, wo sich anläßlich der großen Rundtour Bild an Bild chronologisch aneinanderreiht.

Aber die intellektuell hervorgerufenen Bilder, die der Text zum Ausdruck bringt, sind da, wo es sich um Greifbares, Faßbares handelte, vielfach in gelungener Weise durch Wiedergabe in Bildform glücklich unterstützt worden, wofür der geehrten Verlagshandlung, die in munifizenter Weise Abbildungen anfertigen ließ, aufrichtiger Dank abgestattet sei.

Meran, November 1905.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

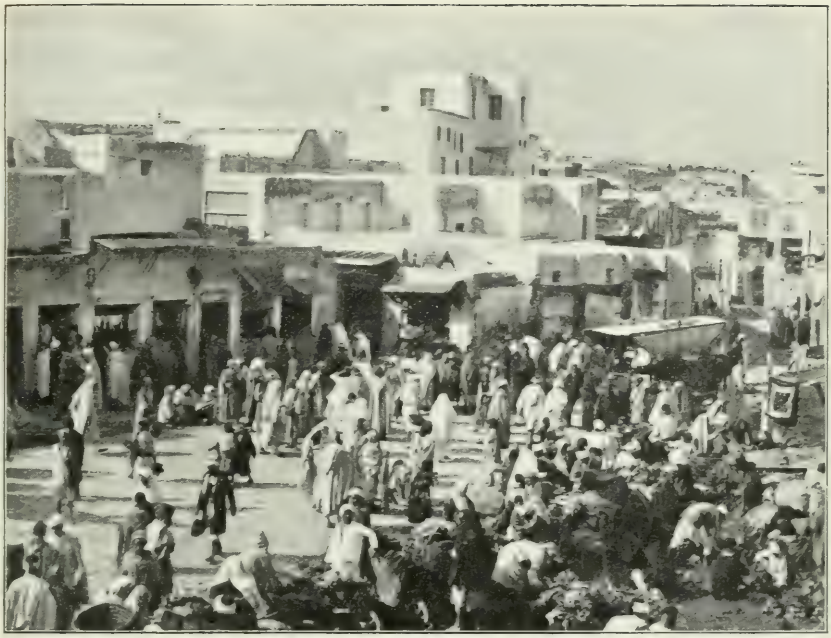
		Seite
1.	Nordafrika: Algier—Tunis	1— 17
2.	Hamburg—Madeira—Genua	18— 30
3.	Genua—Suezkanal—Ceylon:	
	Seefahrt Genua—Colombo	31— 50
	Auf Ceylon	50— 77
4.	Vorderindien:	
	Von Colombo nach Madura	78— 81
	Einiges über die Inder und die asiatischen Religionskulte	81—112
	Über Madras und Hyderabad nach Bombay	112—122
	Weihnachten in Bombay	122—129
	Von Bombay über Ahmedabad nach Jeypore	129—137
	Bei den Wunderbauten von Delhi und Agra	138—153
	In Benares, dem hindostanischen Mekka, an der heiligsten Stätte des Ganges	153—163
	Kalkutta	163—166
5.	Am Fuße des Himalaya	167—180
6.	Kalkutta—Rangoon—Singapore—Batavia	181—194
7.	Java	195—228
8.	Singapore—Hongkong—Canton—Shanghai—Nagasaki	229—261
9.	Japan:	
	Nagasaki—japanische Inlandsee—Kobe	262—271
	Einiges über das japanische Land und Volk	271—292
	Kobe—Yokohama—Tokio	292—301
	Nagoya—Nara—Kioto—Kobe—Yokohama—Tokio	301—317
	Tokio—Nikko—Chuzenjisee—Myanoshita—Hakonesee—Atami—Tokio	317—328
	Kaiserl. Kirschblütenfest im kaiserl. Park in Tokio. Yokohama	328—332
10.	Pacificfahrt Yokohama—Honolulu—S. Franzisko	333—340
11.	Nordamerika. Vereinigte Staaten	341—389
12.	Atlanticfahrt New York—Bremen	390—394
	Namenverzeichnis	395—398

Illustrationsverzeichnis.

	Seite
Tunis	1
El Kantara	5
Kamele in der Wüste Sahara	7
Algier	8/9
Funchal auf Madeira	18
Fischerdorf bei Funchal	21
Bullock Carro. Madeira	22
Hängematte. Madeira	25
Grand Curral auf Madeira	27
Rikscha	30
Malagawa-Tempel in Kandy	31
Port Said und der Suezkanal	43
Aden	48
Strand auf Ceylon	58
Straße in Colombo	63
Blick auf Kandy	67
Gummibaum in Peradeniya	68
Elefanten auf Ceylon	71
Tempeltank in Madura	78
Gopura im Madura-Tempel	81
Hindutempel Hathi Sings in Ahmedabad	82
Hindumädchen	107
Bungalo	109
Straße in Hyderabad	118
Golkonda mit den Königsgräbern	121
Bombay	123
Hindu-Feuerbestattung	124
Tower of Silence in Bombay	126
Elephanta-Tempel	128
Jeypore	136
Dewan-i-Khas in Delhi	140
Dewan-i-Khas (Inneres)	141
Kutub Minar in Alt-Delhi	142
Taj Mahal in Agra	144
Sarkophag im Taj Mahal in Agra	145
Taj Mahal in Agra	147
Kaiser Akbars Grabstein (Koh-i-nor)	147

Seite
Grabmal des J'timadu-daulha in Agra 149
Perl-Moschee in Agra 151
Königspalast in Agra 153
Fakire, indische 153
Benares 155
Goldener Tempel in Benares 156
Badeplatz in Kalkutta 163
Banyanbaum in Kalkutta 164
Himalaya mit Mount Everest 167
Darjeeling am Himalaya mit Kinchinjanga-Gruppe 175
Johor 181
Dorf bei Singapore 183
Priestergruppe in Birma 185
Tempel bei der Großen Pagode in Rangoon 186
Große Pagode in Rangoon 188
Elefant bei der Arbeit 189
Birmamädchen 190
Malaiin 191
Penang 192
Javanen aus dem Vorstenlande beim Kartenspiel 195
Reisfelder auf Java 197
Malaiisches Haus auf Java 204
Botanischer Garten Buitenzorg auf Java 207
Eingeborene Frauen von Westjava beim Spiel 208
Dorf im Preanger auf Java 209
Landschaft bei Garoet 210
Urwald auf Java 211
Krater Papandajan auf Java 212
Teepflanzung in Westjava. Frische Teeernte zum Welken in flachen Körben ausgebreitet 218
Javanische Kakaoarbeiterinnen 221
Boroboedoer-Tempel auf Java 223
Reliefbilder am Buddhatempel Boroboedoer 224
Rikscha 228
Macao in China 229
Straße in Hongkong 235
Kanal in Canton 237
Hafen von Hongkong in China 239
Chinesische Opiumraucher 242
Pagode in Canton 248
Myanóshita in Japan 262
Hafen von Nagasaki in Japan 265
Nankotempel in Kobe-Hiogo 272
Geishagruppe 286
Fuji-yama 290
Straße in Tokio 296
Teehaus im Ueno-Park in Tokio 297

Seite
Grabmal im Shibatempel 298
Eingang des Shibatempels in Tokio 299
Tempeltanz in Nara 305
Kirschbaum in Kioto 306
Buddhatempel in Kioto 311
Straße in Osaka 313
Daibutsu in Kamakura 315
Straße in Enoshima und Tempeltor (torii) 316
Shintotempel in Nikko 318
Shintotempel (Inneres) 319
Shintotempeleingang in Nikko 320
Nikko. Aussicht vom Kanaya-Hotel 321
Pagode in Nikko 321
Laterne und Glocke vor dem Shintotempel 321
Chuzenjisee 322
Japanischer Tragsessel 323
Shintotempel Torii in Nikko 324
Tempel Torii 325
Buddhatempel in Nikko 326
Atami 327
Hakone, See und Ort, Japan 329
Honolulu 333
San Franzisko. Golden Gate 341
Glacier Point im Yosemitetal 362
Baumriese im Yosemitetal 363
Wilder Bär im Yellowstone-Park 371
Grand Cañon of the Yellowstone 372
Mammoth Hot Springs im Yellowstone-Park 378
Gipfel des Pike's Peak 381
Garden of the Gods mit Blick auf den Pike's Peak 383
American Niagarafall 386
Canadian Horseshoe Niagarafall 387
Blick auf New York: 392 393



Tunis.

1. Nordafrika: Algerien—Tunis.

Paris, die ſtets bezaubernde, immer von neuem faszinierende Weltmetropole, hatte ſich diesmal nicht in ihrem ſchönſten Lichte gezeigt; grau in grau erſchien in den trüben, nebelreichen Januartagen ihr ſonſt ſo verführeriſch lockendes Bild.

Kein Wunder, daß die ſtille Sehnſucht nach dem lachenden, ſonndurchſtrahlten, milden Süden in jedem Jahre, wenn die trauliche, winterliche Weihnachtszeit vorüber, der Markſtein eines in die Unendlichkeit verſunkenen Jahres überſchritten iſt, mächtig in unſeren Herzen ſich regt. Kein Wunder war es ſchier, wenn dieſe Sehnſucht diesmal ſelbſt in Paris ſo unwiderſtehlich ſich geltend machte, daß nach Ablauf weniger Tage wir, meine Frau und ich, in ſturmgepeitſchter See, auf ſehr ſchwankendem, hochbordigem franzöſiſchen Dampfer von Marſeille mit Kurs nach Algier ſteuerten.

Es war auch keine ſchöne Überfahrt — ſchlechte See und ſchlechtes Schiff. Mitten in der Nacht hatten wir ſtundenlang vor Anker gelegen, um einen Schaden an der klappernden wackeligen alten Maſchine halbwegs zu reparieren,

dazu um drei Stunden verspätete Abfahrt in Marseille; so war es wohl kein Wunder, daß wir statt mittags erst spät abends afrikanischen Boden unter unsere Füße nehmen konnten.

Aber welch berauschendes Wonnegefühl zog ein in das Gemüt, als am darauffolgenden Morgen durch die geöffnete Balkontüre eine balsamische, milde Frühjahrsluft, mitten im Winter, ins Zimmer flutete. Unmittelbar vor uns zwei prächtige, hochstämmige Dattelpalmen mit breiter, voller Blätterkrone, bis zum Dachfirst unseres Hotel de la Régence an der Place du Gouvernement reichend; und zwischen den Palmen hindurch, welch ein entzückender Blick auf den belebten Hafen von Algier mit seinem kleinen Wald von Masten und Schloten, und darüber hinweg im glitzernden Sonnenlichte das blaue, gewaltige Meer! Auf den Straßen, welch buntes originelles Getriebe! Die elastischen Gestalten der mit weißem Burnus ritterlich drapierten Araber, dunkelgebräunt, mit kohlschwarzem Auge und Barthaar; dann Mauren, Neger, dazwischen Europäer in französischem Kleide, französische Soldaten und Zuaven in ihren kleidsamen Uniformen, arabische, maurische, mohammedanische Frauen und elegante französische Damen im bunten Durcheinander.

Algier, mit 100 000 Einwohnern die Hauptstadt Algeriens, wird mit vollem Rechte unter die landschaftlich am schönsten gelegenen Hafenstädte gerechnet; wir werden im weiteren Verlaufe der Weltreise deren noch viele kennen lernen, aber auch dann wird man Algier gewiß mit zu den schönsten und klimatisch unbedingt am meisten bevorzugten zählen müssen.

Entzückend und in bezug auf weithinausreichenden Gesichtskreis fast ohnegleichen ist der Blick von dem höher gelegenen Stadtteil — Algier zieht sich in breiter Front vom Meere an der Berglehne hinan —, Mustapha genannt. Hier liegt zu Füßen der belebte Hafenstadtteil, etwas seitwärts das abgesonderte, höchst originelle arabische Quartier, wo ganz für sich abgesondert die unbemittelten Araber wohnen. In Mustapha befinden sich auch die großen komfortablen Hotels, mit schönen Gärten und weitumfassender Aussicht, die hauptsächlich von länger in Algier verweilenden Fremden mit Recht bevorzugt werden, während diejenigen, die nur einige Tage in der Stadt sich aufzuhalten beabsichtigen und Gefallen an dem bunt bewegten Volksleben finden, besser tun, in einem Hotel der unteren Stadt am Hafen und Meer abzusteigen. Unweit des Strandes befindet sich der vielgerühmte, tatsächlich sehr reichhaltige und reizend angelegte Jardin d'Essai, eine hervorragende Sehenswürdigkeit. Oberhalb des Stadtteiles Mustapha mit den Hotels und der schon im Park gelegenen Sommerresidenz des General-Gouverneurs steht

auf hoher, alles überragender Hügelkuppe die Festung, Kasba, armiert mit schwersten, Stadt und Hafen beherrschenden Positionsgeschützen.

Eine 10stündige Eisenbahnfahrt, auf der im ersten Teile sich schöne Blicke auf die Schneeberge der Grande Kabylie, dann gegen das Ende wieder solche auf die Fluten des Meeres sich erschließen, bringt uns in die kleine Handels- und Hafenstadt Bougie.

Von hier führt eine gute Fahrstraße über den Kerrata-Paß nach Sétif, der wir folgen wollen. In Bougie befinden wir uns noch im wonnigen, warmen Süden, tief unten am Meeresniveau. Früh vor Tagesgrauen brechen wir auf. In flottem Trab geht die reizende Fahrt auf ebener Straße mehrere Stunden hindurch unausgesetzt am Meere entlang. Ein herrlicher taufrischer Morgen! Langsam lichtet es sich im Osten, blitzartig leuchtet der erste Strahl der Morgensonne auf. In rosige Tinten getaucht erglänzt alsbald die liebreizende Landschaft, das Meer glitzert und schimmert, wohin das Auge schaut, erstrahlt alles im Glanze der Sonne, was vordem so düster und grau sich zeigte. Der Tag, der helle, leuchtende Tag ist angebrochen.

Eine scharfe Kurve nach rechts gen Südwest und wir nehmen Abschied vom brandenden Meer und von den Palmen, Orangen, Feigen und Zitronen. Der Weg steigt mählich aufwärts; wir verfolgen die in einer schmalen Talfurche sich hinanschlängelnde Straße, bald treffen wir auf Wald und Laubholz, und endlich treten wir ein in die romantische Schlucht der „Gorges du Chabet el Akhra" (Schlucht des Todes oder der Agonie). Steile, dürftig mit Holz bestandene Abhänge rechts und links — wir sind aus der subalpinen Region hinein in eine Landschaft alpinen Charakters versetzt worden, und daß wir uns in Afrika und nicht in Südtirol oder in den nördlichsten Gefilden Italiens befinden, kommt uns nur zum Bewußtsein durch einen sich da oder dort auf schwankendem Zweige schaukelnden kleinen Affen.

Je weiter wir aufwärts fahren, desto alpiner wird der Charakter der Landschaft, schroffe Felswände flankieren die Straße, die im Talgrunde neben einem wenig Wasser führenden Wildbach hinzieht, und oben auf den Kalkfelsbergen des Grande Kabylie-Gebirges leuchtet ein weißer Kranz von Schnee herab ins Tal.

Zur Mittagszeit treffen wir in Chabet el Akhra, in Kerrata ein, haben aber damit die Paßhöhe noch lange nicht erreicht. Das kleine Bergdorf hart am Ausgange der romantischen Schlucht ist eigentlich ein Kabylendorf, in dem sich, seit die gute, jetzt ziemlich frequentierte Paßstraße geschaffen wurde, auch einige Handel und Gewerbe betreibende Franzosen niedergelassen

haben. Ein einfaches, aber annehmbares kleines Berggasthaus bietet Unterkunft, die man gerne hier begrüßt, da ein kurzer Aufenthalt ganz lohnend ist. Würzige Höhenluft, pittoreske Kalkfelsberge, die abends bei Sonnenuntergang in glühendem Lichte erglänzen, alpine Flora, Zwerg- und Latschenkiefern, ferner ein interessantes Gemisch von beweglichen, lebhaften Franzosen und phlegmatischen, mit ausgesprochenem Selbstbewußtsein sich bewegenden, kräftig gebauten, braunhäutigen und schwarzäugigen Kabylen charakterisieren den Ort.

Der nächste Vormittag findet uns wieder auf dem Wege. Die Gegend wird einförmiger; über ziemlich öde Hochplateaus ohne Wald, jedoch vielfach bebaut, hie und da ein ärmliches kleines Kabylendorf, stellenweise Aussicht auf den beschneiten Grand Babor, ca. 2000 Meter hoch, erreicht man den Col de Takitount, eine Hochterrasse in ca. 1000 Meter Seehöhe, ca. 50 Meter darüber auf einem Hügel ein Fort, endlich nach sechsstündiger Fahrt auf trefflicher breiter Straße die Paßhöhe (1230 Meter) mit einem großen Kabylendorf. In den Straßengräben lag hier noch Schnee. Die Aussicht von dieser das Gebirge des Kleinen Atlas, zumeist „Tell" genannt, übersetzenden Paßhöhe ist ziemlich umfassend, wenn auch nicht so großartig wie in den Alpen, weil hier die ausgeprägte Gipfelformation fehlt. Die Berge der Grande Kabylie zeigen sich fast durchaus kuppelartig, mit breiten mäßig absinkenden Rücken und Kämmen; schneidige, turmförmige, scharfkantige Gipfel sind nicht vorhanden. Von Interesse ist der Blick sowohl rückwärts nach Norden wie auch nach Süden, wo sich ein mächtiges, ungeheuer ausgedehntes Hochplateau anschließt, zu welchem uns unsere in mäßig absteigenden Bahnen trassierte Straße in $1^1/_4$stündiger Fahrt bringt, und zwar zu dem ganz ansehnlichen Städtchen Sétif, von wo aus wir wieder die Bahn, die von Algier direkt hierher führt, benutzen. Sétif, nahezu 1100 Meter Seehöhe, liegt südlich des Dj. Magris (ca. 1700 Meter) und bietet ganz gute Unterkunft im Hotel de France. Mit dem Frühzuge Sétif verlassend durchfahren wir die große, ziemlich rauhe Hochterrasse in West-Ostrichtung, eine recht reizlose Fahrt.

Auf Station El Guerra verlassen wir die nach Constantine—Tunis führende Hauptstrecke und gehen auf die nach Süden, gegen die Wüste Sahara ziehende Bahn über. Wir stoßen bald auf die Station Les Lacs, bei einigen im flachen Lande liegenden Seen. Die Gegend wird nun wieder romantischer. Niedrige Kalkgebirge, die an die Südtiroler Dolomiten erinnern, zeigen schroffe Wände und kleine zackige, hie und da turmartig sich aufbauende

Felsgebilde. Batna, 1060 Meter, wird passiert, die Bahn senkt sich mählich abwärts, und in dem Augenblick, als die Sonne zur Rüste ging, fuhren wir in die Station El Kantara, ca. 520 Meter, ein. Alles verließ eiligst die Waggons, um eines Schauspiels sich zu erfreuen, wie es nur ein glücklicher Zufall einem Bevorzugten gerade in den Schoß wirft.

Die Station liegt unmittelbar vor dem Felsentor „Les Gorges d'el Kantara", auch „La Bouche du Sahara" genannt. Wilde Kalkfelsschrofen, zerklüftet und zerrissen, mit zackigen Gratkämmen und turmähnlichen kleinen

El Kantara.

Spitzen, wie sie in den Südtiroler Dolomiten sich allüberall zeigen, treten hier von beiden Seiten an die Bahn heran und schieben sich kulissenartig derart zusammen, daß das Auge nicht wahrzunehmen vermag, wo eigentlich die Durchfahrt zu suchen ist. An sich schon ein höchst pittoresker, fesselnder Anblick, der aber zu besonders packender Wirkung sich erhöht, wenn, wie auf unserer Fahrt, die untergegangene Sonne diese bizarren Felsgebilde mit ihrem denkbar tiefsten Rot übergießt. Mit etwas Einbildungskraft ausgestattet, könnte man versucht sein anzunehmen, daß diese purpurrot überstrahlten Felsschrofen plötzlich aus dem Tiefinnersten der Erde emporgehobene, zu brennender

Glut entfachte Steingebilde seien. Der Anblick war so bezaubernd, daß selbst die Bahnbeamten, einer idealen Regung folgend, für einen Augenblick den strengen Dienst suspendierten, indem sie den Abgang des Zuges einige Minuten verzögerten, um den Passagieren und sich selbst den Anblick des selten schönen Schauspiels zu vergönnen. Langsam schwand die rote Glut der Felsen, blaß und bläßer wurde das Gestein, und über Fels und Landschaft breitete sich allgemach das fahle Aschgrau der Abenddämmerung

Wie oft ich auch auf Firn- und Felsengipfeln wirkliches Alpenglühen bewundernd geschaut habe, nie erreichte es solche Farbenglut. Eines müssen wir Bewohner nördlicher Länder doch der Sonne des Südens zugestehen, und das ist, daß sie in Farben zu malen versteht, die an Intensität, an berückender, verschwenderischer Pracht weitaus alles übertreffen, was in nördlichen, kälteren, düsteren Regionen sie hervorzubringen vermag. Nur im Polarlicht weiß sie dem Nordländer dann und wann aus unsichtbarer Ferne einen Abglanz ihrer Pracht zu zeigen, aber den vollen Wunderschein ihres strahlenden Angesichts, ihre ganze hinreißende Pracht spendet sie nur im Süden.

Übertroffen aber wurde dieses Felsenglühen an Farbenpracht noch durch das, was wir fast unmittelbar darauf und später noch ungezählte Male im tiefsten Süden zu bewundern Gelegenheit hatten.

Kaum war der Zug wieder in Bewegung, passierten wir, um eine scharfe Felskante biegend, die „Gorges d'el Kantara", die Bahn steigt durch die „Bouche du Sahara" (Foum-es-Sahara), sich zwischen den Felsen durchwindend, hinab in die Wüste Sahara, die sich, links durch einen Höhenzug flankiert, in endlosem Raume ausbreitet.

Und da stand der halbe Horizont gleichsam in Flammen. Dort, wo die Sonne versunken war, im tiefsten Purpur erglühend, nach den Rändern des Lichtkreises hin alle Tinten durchlaufend, alle Farben des Regenbogens zeigend, bis zum matten Blaugrau.

Und neben und um uns hart an der Bahn die ersten geschlossenen, sich zu riesigen Domen wölbenden Palmenwälder, nicht einzelne dürftige Bäume, sondern wirkliche geschlossene dichte Dattelpalmenwaldungen. Soll doch die Oase Biskra allein 250 000 Dattelpalmen tragen.

Nach zweistündiger Fahrt durch die Wüste gelangten wir im Dunkel des Abends zur Endstation Biskra, 124 Meter, mit Fort St. Germain.

Die Oase Biskra in der Wüste Sahara ist seit Fertigstellung der

Kamele in der Wüste Sahara.

Bahn, die aus strategischen Gründen von den Franzosen gebaut wurde, eine beliebte und sehr beachtenswerte Winterstation geworden.

Das recht gute Hotel Royal in maurischem Stile hat einen minarettartigen Turm, von dem sich ein interessanter Blick auf die endlos nach Süden sich ausbreitende Wüste, auf die malerisch im Osten und Nordosten sich erhebende Bergkette Mont Aurès (arab. Auraa, röm Aurasius), auf die herrlichen Palmenwälder und die in der Wüste zerstreut liegenden arabischen Ortschaften erschließt. Beim Untergang der Sonne versammelt sich regelmäßig die Hotelgesellschaft oben auf dem Hotel-Minarett, um das bezaubernde Schauspiel des in Glutröte getauchten Himmelszeltes zu bewundern. Inmitten des in einem großen Viereck erbauten weißblinkenden Hotels befindet sich ein reizender, mit hochstämmigen Palmen gezierter Garten mit Springbrunnen und Sitzplätzen, wo morgens und abends schattiger Aufenthalt sich bietet. Nahe dem Hotel steht ein stattliches Kasinogebäude, in dem allerlei Gelegenheit geboten war, Kurzweil zu treiben und mit Pferdchenspiel, sowie zur Zeit der großen Wettrennen, wo die Araber ihre edelsten Rassepferde auf der Rennbahn starten lassen, auch mit Wetten überflüssiges Geld an den Mann zu bringen.

Alle diese Gebäude nebst den Kasernen und sonstigen militärischen Baulichkeiten befinden sich in der französischen Niederlassung Neu-Biskra, einer hervorragenden algerischen Militärstation, zunächst dem Bahnhofsgebäude. Dieser kleine Ort bietet an sich nicht viel; von besonderem Interesse für den Fremden ist wohl

Algier, von

nur jenes Quartier, wo sich die sehr bescheidenen kleinen Bauten der arabischen Bevölkerung, die hier Zwischenhandel und Gewerbe treibt, vorfinden. Hier stößt man schon auf manches Eigenartige. Weitaus charakteristischer sind aber die rein arabischen Dörfer und Ortschaften, die weiter in der Wüste gelegen sind. Unmittelbar nächst Neu-Biskra findet sich ein kleines Negerdorf, auch eine Merkwürdigkeit, wenn auch gerade keine schöne und reinliche. Die Neger müssen abgesondert in eigenen, zeltartigen Lehmhütten leben, ebenso wie auch die Araber in größeren französischen Orten und Städten ein eigenes „Quartier arabe" für sich zugeteilt erhalten, hauptsächlich um Zwistigkeiten bei der gemischten Bevölkerung möglichst hintanzuhalten, und wohl auch, um die Eingeborenen besser überwachen zu können.

Übrigens ist das Verhältnis zwischen Franzosen und Arabern ein sehr gutes; der Araber ist mit seinem Lose ganz zufrieden, und nie haben wir Klagen vernommen oder eine feindselige Stimmung der Eingeborenen gegen ihre französischen Herren wahrgenommen. Überraschend viele Araber sprechen französisch, viele sogar recht gut. Daß da oder dort einmal eine Unbotmäßigkeit einzelner oder eines Stammes vorkommt, ist begreiflich; zumeist aber ist die

Seeseite aus.

Ursache eine Beraubung, vielleicht wohl auch ein kleiner Raubzug; denn so stolz und, man kann nicht anders sagen, so vornehm der Araber sich in Bewegung, Sprache und Benehmen überall und immer zeigt, so ist doch der Begriff von „mein" und „dein" bei ihm noch nicht zu jener hohen Entwickelung gediehen, wie bei den Bewohnern unserer hochzivilisierten Länder.

Ein höchst originelles, fesselndes Bild bieten die täglich in Biskra, als der ersten Bahnstation, eintreffenden Karawanen, oft aus fünfzig und mehr Kamelen sich zusammensetzend, die ihrer Ladung, bestehend aus Produkten Innerafrikas, hier entledigt werden, um dann, mit europäischen Fabrikaten beladen, den Weg wieder durch das Meer der Wüste anzutreten.

Wenn in Neu-Biskra das Gemisch von europäischer Kultur und uralt Hergebrachtem fesselt, so erregt Alt-Biskra besonderes Interesse dadurch, daß sich hier ausschließlich nur maurisches, arabisches Wesen, einzig nur Wohnstätten der Eingeborenen und Moscheen vorfinden.

Der Lieblingsspaziergang der Europäer von Biskra aus ist aber allezeit jener zum nahen Landon-Park. Hier steht ein in maurischem Stile erbautes,

dem Comte de Landon in Paris gehöriges schmuckes Wohnhaus in einem Palmenparke von hervorragendem Reize. Wir wandeln hier unter hohen Dattelpalmen, die hochaufragend an der Krone sich domartig wölben, so daß tatsächlich köstlicher, den ganzen Park verdunkelnder Schatten uns Morgengrauen oder Abenddämmerung vorgaukelt, während in dem Augenblicke, in dem wir den Waldrand betreten, das Auge, von glühendem Sonnenlichte getroffen, Schutz vor den brennenden Strahlen Helios' sucht. Wohlgepflegte Pfade ziehen sich im Parke entlang zu reizenden, zu behäbiger Ruhe einladenden Sitzplätzen; kleinere Kioske oder Blumenparketts liegen zerstreut, überall durchrinnt Wasser, künstlich geleitetes Wasser den ganzen Park, der mit Unterholz verschiedenster Arten bepflanzt ist. Die Palme gedeiht ja nur, wo feuchter Grund ihr Kraft zum Wachstum und Gedeihen beut. Dem Besitzer dieses idyllischen, entzückenden Oasenwinkels gebührt der Dank aller Biskrabesucher für die Erlaubnis des freien Besuches seines liebreizenden Besitzes.

Ein Kamelritt oder eine Fahrt, oder ein Ritt auf einem edlen arabischen Rassenhengst in die Wüste Sahara nach der ca. 20 Kilometer entfernten Oase Sidi-Okba zählt zu den interessantesten Ausflügen und ist von Biskra aus leicht auszuführen. Schon der Ritt oder die Fahrt in der Wüste an sich bietet dem, der das erste Mal ein solches Meer von Sand durchmißt, viel Eigenartiges, besonders fesseln aber die Karawanenzüge kommender oder ins Innere ziehender, schwer beladener Kamele mit den sie begleitenden Führern: Araber, Neger, Mauren zu Fuß und zu Pferd auf der Sandstraße dahinwandernd, den Blick nach Süden oder Westen in das endlose Nichts gerichtet, denn nur im Norden und Nordosten säumen die Gebirgszüge des Kleinen Atlas und des Mont Aurès das endlose Sandmeer.

Sidi-Okba, 44 Meter über Meer, ist eine der ältesten Ortschaften Algeriens, wir sehen in der großen Moschee von Sidi-Okba das älteste islamitische Bauwerk in Algier; sie weist einen Portikus und eine auf 26 Säulen ruhende Terrasse auf. Vom Minarett erschließt sich ein umfassender Rundblick. Von ihm aus konnten wir auch konstatieren, daß eine kurz vorher unten gesehene Landschaft mit Wasser und Barken tatsächlich eine „Fata morgana" gewesen war; denn von dem weit erhöhten Standpunkte hier auf dem Minarett vermochte das mit dem trefflichen Zeiß-Feldstecher bewaffnete Auge nach allen Richtungen hin absolut nichts als Wüstenfläche zu entdecken.

Höchst originell ist die alte Ortschaft selbst. Große hohe Lehmwohnstätten mit kahlen, platten Wänden nach der engen Straße, innen der Hof und offene Wohnräume. Europäer dürfen den Hof meistens nicht betreten;

unser vorzüglich französisch sprechender, sehr aufgeklärter arabischer Führer geleitete uns jedoch in seine Wohnung und meine Frau sogar in die Frauenräume.

Fesselnd ist auch das buntbewegte Leben auf den Plätzen und Basars in und vor den Moscheen. Sidi-Okba zählt ca. 4000 Einwohner, meist Araber, Mauren und einige Neger, diese abgesondert.

Auch in der Nähe von Sidi-Okba breitet sich ein herrlicher großer Palmenwald aus.

Biskra ist in klimatischer Beziehung unbedingt zu den hervorragendsten Winterstationen zu rechnen. Im Januar war die Temperatur um 9 Uhr morgens in der Sonne 23° C, mittags 33° C, im Zimmer (Nordwest) meist nur bis 15° C. Die Temperatur sinkt nämlich in der Nacht tief; von der Wüste her streicht vornehmlich gegen Morgen eine recht frische, kühle Luftströmung. Unterkunft und Verpflegung sind europäischen Anforderungen entsprechend, die Preise erscheinen gegen Ägypten gering und die Reise dahin mit der Bahn ist bequem und nicht lang, somit sind alle Bedingungen für einen angenehmen Winteraufenthalt gegeben.

Biskra früh 7 Uhr verlassend, gelangt man, die „Bouche du Sahara" und El Kantara passierend, nach 4—$4^1/_2$-stündiger Bahnfahrt zur Station Batna (arab. la Bivar), eine große französische Militärstation auf einer ausgedehnten, großer Hitze und bedeutender Kälte ausgesetzten Hochebene. Telegraphisch hatten wir uns Hotelwagen und kaltes Frühstück an die Station bestellt, um unverzüglich die Fahrt nach Timgad antreten zu können; beides erwartete uns am Bahnhof, so daß wir unser Vorhaben pünktlich ausführen konnten. Bevor noch der Zug nach Norden weiterdampfte, rollte unser mit zwei flotten kleinen Arabern bespannter Wagen auf der trefflichen Militärstraße nach Südosten über das einstige Lager Lambaesis der III. Legion des Kaisers Augustus, jetzt französische Militärstation Lambèse, nach dem 39 Kilometer von Batna entfernten Timgad, wo wir nach $3^1/_2$-stündiger sehr flotter Fahrt anlangten.

Timgad ist das einstige Thamugadi der Römer; ursprünglich ein Lager zur Niederhaltung der unbotmäßigen Aurèsstämme, entfaltete es sich nach und nach zu einer blühenden römischen Niederlassung, so daß schon im ersten Jahrhundert n. Chr. unter Trajan eine volkreiche Stadt erstanden war, die sich bis zur Zeit des Kaisers Konstantin zu hoher Blüte aufschwang. Später wurde die Stadt von den Vandalen geplündert, dann 535 n. Chr. zerstört. Wieder aufgebaut wurde Timgad die Residenz des altrömischen Numidien.

692 abermals zerstört und verblieb seitdem im Verfall, ja mehr noch, es verschwand im Laufe der Jahrhunderte scheinbar ganz von der Oberfläche. Wüstensand bedeckte die Trümmer der einst so blühenden Stadt, derartig, daß lange Zeit keine Spur sichtbar war von der verschwundenen Pracht.

In den Bergen des Djebel Aurès hausten wilde, kriegerische, gefürchtete Araberstämme, denen in den unwirtlichen im Winter schneebedeckten Gebirgen schwer beizukommen war, so daß bis zur Zeit der Eroberung Algeriens durch die Franzosen dieser Teil Nordafrikas fast gar nicht durchforscht und nur sehr selten besucht wurde. Erst in neuerer Zeit haben die Franzosen durch Nachforschungen die im Wüstensande vergrabene alte Stadt Thamugadi wieder aufgefunden und auf Staatskosten mit Aufwand ansehnlicher Summen rationell eingeleitete Ausgrabungen durchgeführt, derart, daß heute Timgad berechtigten Anspruch auf die Bezeichnung „afrikanisches Pompeji" erheben darf. Was in Italien der Aschenregen des Vesuv, das hat hier der Sandregen der afrikanischen Wüste getan. Beide sind die sorgsam waltenden Konservatoren gewesen, im Gegensatze zu der glühenden Lava, die, wie in Herculanum und anderwärts, die Vernichterin und Zerstörerin alles ihr verfallenen Menschenwerkes war. So finden wir denn tatsächlich in Timgad besterhaltene, sehr wertvolle römische Altertümer und Bauten: Säulen, Triumphbogen, ein Kapitol, einen Tempel des Jupiter, ein Kapitolin, ein byzantinisches Fort, Basiliken, Thermen, Theater, Forum u. a. m., sowie zahlreiche in einem Museum aufgestapelte Inschriften auf Stein, Statuen, Schmuckgegenstände, Hausgeräte, Tempelgefäße, Kunstgegenstände, kurz alle möglichen Dinge, die die Menschen zu jenen Zeiten in Gebrauch nahmen.

Daß diese Ausgrabungen unter Aufsicht eines Museumskustos und seiner Aufseher geschehen und auch ein militärischer Posten daselbst ständig zum Schutze kommandiert ist, versteht sich bei der Fürsorge der französischen Regierung von selbst. Außer den Baulichkeiten des Museums und der Wohnungen für die staatlichen und militärischen Organe bestehen oder bestanden bis vor kurzem keinerlei Bauten, auch kein Wirtshaus, daher Mitnahme von Proviant sich als notwendig herausstellt.

Interessant ist auch die Heerstraße oder militärische Römerstraße, die mitten durch die Stadt zieht und dort auch bloß gelegt wurde; sie ist geleisartig in zwei Reihen Steinpflaster nebeneinander laufend aus kubischen 15 Zentimeter Steinwürfeln zusammengesetzt und zieht von Timgad nach Lambèse (28 Kilometer) und Thévesle, weiterhin seinerzeit wohl bis zum

Meere oder nach Karthago führend. Welche lange Zeit hindurch sie dem Verkehr diente, bezeugen die tiefen, von den Rädern der Vehikel ausgehöhlten Geleisefurchen in den zweireihigen Steintrottoirs.

Die bis jetzt ausgegrabenen Säulen, Bogen und Teile größerer Bauwerke sind zum Teil wieder aufgerichtet, und da unausgesetzt gearbeitet wird, steht zu erwarten, daß Timgad seiner Rivalin Pompeji einmal ebenbürtig werden wird.

Landschaftlich kann freilich Timgad nie mit Pompeji wetteifern, denn es liegt auf einer wenig kultivierten und wohl auch nicht leicht kultivierbaren Hochfläche, die im Winter oft von rauhen, zuzeiten wieder von glühend heißen Wüstenwinden durchfegt wird; schön nur baut sich in nächster Nähe die im Winter schneebedeckte Aurèsgebirgskette auf.

Sie ist die am weitesten nach Osten vorgeschobene Gruppe des Großen oder Hohen Atlas, der hier in dem Djebel Chelia (ca. 2330 Meter) seinen Kulminationspunkt und zugleich höchsten Gipfel in Algerien aufweist. Die Mont Aurèskette ist der Aurasius mons der alten Römer. Das Atlasgebirge führt seinen Namen schon von jener Zeit her. Im Anti-Atlas ganz im Westen, in Marokko, bauen sich die Gipfel bis zu 4000 Meter auf; im Kleinen Atlas, zumeist „Tell" genannt, der dem eigentlichen „Atlas" als niederer Höhenzug im Norden an der Küste des Mittelländischen Meeres vorgelagert ist, erreichen die Berge zumeist nur eine Höhe bis zu 2000 Meter, nur der Djebel Djerdjera (zwischen Algier und Kerratapaß) steigt bis einige Meter über 2300 auf.

Abends 8 Uhr, bei völliger Dunkelheit, setzte uns unser arabischer, sonst gar nicht übler Kutscher, der es nur für zweckmäßig — von seinem Standpunkte unzweifelhaft zweckmäßig — gefunden hatte, während unserer Besichtigung der Ruinen von Timgad unsere für die Rückfahrt bestimmte ganze Poularde nebst der restlichen halben Flasche Wein und Brot mit Stumpf und Stiel zu verzehren — um 8 Uhr also setzte unser sehr gesättigter Kutscher uns, seine sehr verhungerten Passagiere, vor dem Hotel des Etrangers wohlbehalten ab, und die freundliche französische Wirtin regalierte uns mit einem ganz gut bereiteten Souper, nachdem sie ihrem rosselenkenden Araber tüchtig die Leviten gelesen hatte.

Der nächste Vormittag wurde zur Besichtigung Batnas verwendet, und mittags reisten wir mit der Bahn nach Constantine ab, wo wir abends im Grand Hotel entsprechende Unterkunft bei ganz vorzüglicher Küche fanden.

Constantine, eine Stadt von nahezu 55000 Einw., 464 Kilometer von

Algier entfernt, liegt ausnehmend malerisch, ja mehr noch als dies, wirklich romantisch auf einem nach drei Seiten hin, stellenweise senkrecht abstürzenden Plateau, und da im Norden wie im Westen das Terrain gleichfalls in außerordentlicher Steilheit aufsteigt, bildet sich hier eine ungewöhnlich tiefe und schmale pittoreske Schlucht, wie solche vielleicht keine andere größere Stadt aufzuweisen hat. Tief unten fließt der kleine Fluß l'Oued Roumel und der Verkehr hinüber von der Bahn nach Constantine bewegt sich fast ausschließlich über die hoch über den Roumel gespannten Brücken: im Norden die große steinerne Brücke bei der Porte el Kantara, weiter südlich le Pont du Diable in sehr pittoresker Lage.

Ein Spaziergang durch diese wilde Schlucht, Gorge du Roumel, auf dem stellenweise schwindelerregenden Chemin des Touristes, bei dem 963 Stufen, auf- und wieder abwärts und abermals hinauf führend, zu überwinden sind, nimmt, mit gleichzeitiger Besichtigung des vor Schmutz starrenden „Quartier arabe" und „Quartier juif" nahezu $3^1/_2$ Stunden in Anspruch. Sehr schön ist der Blick von der Festung, Kasba, 790 Meter Seehöhe, auf Stadt und Umgebung.

Ein lebhaftes und buntes Bild bietet die Stadt selbst, hier bewegen sich Araber, Kabylen, Biskris, Berber der Sahara, Neger, Mauren, Juden, dazwischen Spahis, Zuaven und Turkos, französische Offiziere und Soldaten und Europäer in malerischem Gemisch.

Sehenswert sind auch die Kathedrale und das Palais des Ahmed Bey.

Ein ein- bis zweitägiger Aufenthalt in Constantine wird gewiß niemand reuen.

Von Constantine nach Tunis bringt uns die Bahn in 16stündiger Fahrt. Mittags Lunchstation in Guelma. Aber auch ohne diese würde man weder verhungern noch verdursten, denn in Algerien bieten die köstlichen, schmack- und nahrhaften Datteln ein so treffliches Nahrungsmittel und die saftigsüßen, kleinen Mandarinen ein solch außergewöhnlich durststillendes Genußmittel, daß man selbst eine 16stündige Eisenbahnfahrt ohne besondere Entbehrungen zurücklegen kann. Zudem ist die Gegend, die man durchmißt, wenn auch landschaftlich nicht hervorragend, doch auch nicht ohne Reiz. Hügel, Berge, Wald und Steppen wechseln ab, und die Vegetation: Dattelpalmen, Kakteen, Aloën, Feigen und andere südliche Baum- und Strauchpflanzen, fesseln das Interesse an der afrikanischen Landschaft.

Tunis, mit 170000 Einw., ist als eine der eigenartigsten, den Charakter Nordafrikas am ausgeprägtesten vergegenwärtigenden Städte gerühmt. In

der Tat sucht das bunte Bild seinesgleichen. Es ist von ausgeprägt orientalischem Charakter. Wogendes Volksleben in den engen Gassen, zahllose Basars unter freiem Himmel, die nur teilweise durch eine Leinwandplane oder einige Bretter gegen die glühenden Sonnenstrahlen geschützt erscheinen, viele Moscheen, die hier nicht wie in Algerien von Nichtmoslems betreten werden dürfen, rein maurische Bauart aller Gebäude und zuguterletzt ein buntes Gemisch aller hier zusammenströmenden orientalischen Völkerschaften, in ihren bunten malerischen Trachten. Alles in allem ein Bild, das auf jeden aus dem Norden Kommenden eine unwiderstehlich fesselnde Anziehungskraft ausüben muß.

Hierzu gesellt sich noch die reizvolle Umgebung von Tunis.

Der erste Ausflug wird wohl stets den historischen Stätten Karthagos gewidmet sein. Unterwegs in El Marsa Besichtigung des Sommerpalastes des Bey von Tunis, der jetzt unter französischer Oberhoheit regiert, oder scheinregiert, oder am Ende gar regiert wird. Hier erschließt sich ein reizender Blick auf die Wogen des Mittelländischen Meeres, und wir finden auch hier Seebäder nebst den diesen dienenden Baulichkeiten. In Sidi Bou Saïd, auf dominierendem Hügel, steht ein in orientalischem Stile gebauter Leuchtturm am Kap Karthago. Der Blick auf Tunis, mit seinen Moscheen, Minaretts und Palästen, auf das blaue Meer und den Golf von Tunis, sowie landeinwärts zu den Hügelketten ist ein ganz entzückender. Über dem einstigen Karthago auf ragender Höhe die weitschimmernde Kathedrale St. Louis, eine im byzantinisch-maurischen Stile neuerbaute Basilika, daneben das Hotel und Restaurant Karthago mit wunderbarer Aussichtsterrasse. Unweit das Museum Lavigerie und die Kapelle St. Louis mit Mönchskloster, dann das alte Amphitheater, der Zirkus, weiter im Westen die Reste des alten römischen Aquäduktes, im übrigen aber wenige kärgliche Überbleibsel der einstigen Blütezeit des Staates und der Stadt Karthago, welch letztere dereinst 700000 Einwohner gezählt haben soll und die mit dem gewaltigen Rom drei lange Kriege um die Weltherrschaft führte. Endlich besiegt wurde Karthago tatsächlich dem Erdboden gleichgemacht, und der römische Feldherr konnte mit Fug und Recht nach Rom berichten: „Carthago deleta est"; er hatte seine Arbeit gründlich besorgt, und wer dort Altertümer aus jener großen Zeit sucht, wird nur spärliche Ernte einheimsen. Was aber weder Römer noch Vandalen, noch Berber vernichten konnten, das ist das prächtige landschaftliche Bild, das uns auf der reizenden Bahnfahrt zurück nach Tunis begleitet.

Von Interesse ist auch die Fahrt zu Wagen nach Bardo, allwo zwei sehenswerte maurische Paläste (Erlaubnisscheine durch die Konsuln zu verschaffen) und das Musée Alaoui. Außerdem sind auch noch manche andere kürzere oder längere Ausflüge zu unternehmen.

In Tunis selbst ist besichtigenswert der Palast Dar-el-Bey und die Festung, des Blickes wegen. Um das unverfälschte echte Volksleben kennen zu lernen, besucht der Fremde abends ein „Café chantant arabe", wo sich Bauchtänzerinnen produzieren und verschiedentliche volkstümliche Musik zum besten gegeben wird. Damen müssen freilich etwas beherzt sein, denn es gibt keine reservierten Extraplätze, jedermann sitzt an langen Tafeln, alles bunt durcheinander: Schwarze, Braune, Weiße, Männlein und Weiblein, und da meist sehr zahlreiches Publikum sich dort einstellt — darunter wahre Galgenphysiognomien — ist es oft schwer, überhaupt einen Platz zu finden, noch schwieriger aber, einen solchen in halbwegs vertrauenswürdiger nächster Umgebung. Die Araber sind aber fast stets chevaleresk und räumen Fremden zuvorkommend Platz ein, was von den Negern und anderem braunen, zweifelhaften Gelichter jedoch nicht gesagt werden kann. Es ist im übrigen sehr angezeigt, seinen Wagen warten zu lassen, denn die Rückkehr nachts ins Hotel, auf ziemlich weitem Wege — die echten Volkskaffeehäuser, und nur solche sollte man besuchen, um Echtes zu sehen, liegen draußen in den entlegenen Vorstadtvierteln — könnte man wohl kaum als unbedingt sicher und abenteuerfrei bezeichnen.

Im fränkischen, modernen Viertel an der breiten Avenue de France und der Avenue de la Marine befinden sich die europäischen Hotels, darunter das Hotel de France sowie neuestens ein recht komfortabler Hotelbau.

Eine Woche in Tunis wird schnell vorübergehen und doppelt angenehm dem in der Erinnerung bleiben, der köstliches mildes Klima im Winter sucht.

Auf französischem Dampfer verlassen wir Tunis nachmittags, passieren am nächsten Morgen 7 Uhr die Insel Gozo und fahren an der Nordküste von Malta entlang in den Hafen von Valetta, von dem man sagt, daß es der beste, sicherste Hafen der Welt sei, wo wir um $8\frac{1}{2}$ Uhr landeten. Ein bis zwei Tage auf der Insel Malta genügen vollauf, das zu sehen, was sich dort bietet. Hervorragend sind die bedeutenden Hafeneinrichtungen, der Handels- und der Kriegshafen, prächtig der Blick von der hochgelegenen Stadt und den Forts. Ein längerer Aufenthalt ist ohne besonderen Grund kaum anzuraten, weil die Hotels nicht im ent-

fernteſten auf jener Höhe ſtehen, oder wenigſtens bis vor kurzem ſtanden, die man auf einem ſo wichtigen Punkte britiſchen Beſitzes erwarten und verlangen könnte.

Von Malta nach Syrakus fährt man nur 8 bis 9 Stunden. Von Sizilien alsdann auf vielbekannten Wegen hinüber nach Neapel und Genua, von wo wir, nachdem wir vorher noch die Fahrt Hamburg—Madeira—Genua geſchildert haben werden, alsdann die Weiterfahrt rund um die Welt wieder aufnehmen.

Funchal auf Madeira.

2. Hamburg—Madeira—Genua.

Ein eisig kalter Nordost fegte durch die Straßen Hamburgs, heute eine der größten und bedeutendsten Handelsemporien der Welt; scharfkantige Schneeflocken wirbelten Himmel und Sonne verdunkelnd aus luftiger Höhe hernieder, die stolze Hansestadt in ein weißes Gewand kleidend. Auf der Straße sah man nur frierende Menschen eiligst ihren Geschäften nachgehen; wer nicht gezwungen war und wer sich einen Wagen nicht leisten konnte oder wollte, blieb daheim am wärmenden Ofen.

Von den vielen Hunderten, die sonst zu jeder Jahreszeit durch die Straßen Hamburgs, am Alsterbassin oder dem Hafen entlang die schöne geschäftige Stadt bewundernd durchziehen, war keiner zu erblicken; Hamburg zeigte sich nicht im verlockenden Kleide, und auch das sonst so bewegte Bild im Hafen hatte viel von seinem Reize verloren. Die mächtigen Handelsschiffe waren teilweise mit Eiskrusten bekleidet, und selbst die wahrlich nicht zu beneidenden Schiffsjungen, die Wasser schöpfend und ihr Schiff reinigend ihre Tagesarbeit zu verrichten hatten, vermieden es nach Möglichkeit, mit dem eiskalten Wasser in nähere Berührung zu kommen; denn das starke Triebeis des Elbstromes bekundete, daß die Temperatur des Flußwassers nicht viel über Null Grad stand und daß voraussichtlich in wenig Tagen der Elbeverkehr bis Kuxhaven

würde eingestellt werden müssen. Vorher aber wollten wir, meine Frau und ich, noch die offene See gewinnen und begaben uns nach grimmig kalter Fahrt auf einer Dampfbarkasse zu unserem nach Südostafrika fahrenden Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie, der uns nach Lissabon führen sollte, von wo wir alsdann Madeira zu erreichen beabsichtigten.

Die Aussicht, diesem köstlich milden Klima zuzusteuern, ließ uns die Bitternisse dieser abscheulich kalten, unfreundlichen letzten Januartage leichter ertragen, und als wir Kuxhaven passiert hatten, befreundeten wir uns auch schon mit unserer Fahrt. Man konnte zwar wahrlich nicht behaupten, daß wir „gute See" getroffen hätten; denn unmittelbar vorher hatte eine länger andauernde Sturmperiode, der viele Schiffe zum Opfer gefallen waren, auf der Nordsee gewütet, und ihre letzten rauhen Atemzüge, die wir noch in Hamburg verspürten, hatten eine schwere See noch für mehrere Tage zurück gelassen, obwohl der Sturm sich an dem Tage, als der Kiel unseres kaiserlichen Postdampfers „Reichstag" auf der Nordsee seine Furchen zog, sich so ziemlich gelegt hatte. Die Dünung war eine für die Nordsee sehr beträchtliche, die Wogen türmten sich hoch auf, da wir aber bald unseren Kurs nach Westen nahmen, empfanden wir das Schwanken unseres Schiffes minder, so daß die Fahrt in der Nordsee, da auch das Wetter sich bald aufgeklärt hatte, zwar kühl, aber ganz angenehm sich gestaltete.

Der Dampfer war klein und wurde von erfahrenen Passagieren als „Rollmops" bezeichnet. Wir alle — es waren übrigens nur ein Dutzend Passagiere I. Klasse — hatten eigentlich unsere Kabinen auf einem anderen großen, neuen Dampfer genommen, der leider in letzter Stunde mit dem „Reichstag" vertauscht werden mußte, und so waren wir ungewollt, ungewünscht und unerwartet auf dem in größter Hast und Eile flugs in Dienst gestellten kleinen Dampfer eingeschifft worden und konnten auch erst einen Tag verspätet die Taue in Hamburg lösen.

Wir hatten aber wenigstens eine Genugtuung: wir fanden im Kapitän des „Reichstag" einen ebenso liebenswürdigen, für uns bestens sorgenden, wie außerordentlich tüchtigen Seeoffizier, der sein kleines, mit Ausnahme des Rollens sonst recht braves Schiff durch viele Fährlichkeiten stets sicher zu führen wußte.

Früh bei der Einfahrt in den Rhein sahen wir rechts und links nächst dem Ufer die Wracks zweier vor wenigen Tagen gestrandeter Kauffahrteischiffe.

Nach 36stündiger Fahrt, vormittags 10 Uhr, betraten wir in Rotterdam niederländischen Boden, fuhren sogleich nach Amsterdam, verbrachten den Tag

daselbst, stärkten uns mit einem guten Diner und kostbaren Austern bei De Aar und waren abends wieder an Bord unseres Dampfers, der 10 Uhr seine Fahrt fortsetzte.

Die am nächsten Tage ausgeführte, schon ungezählte Male von berufenen und unberufenen Federn geschilderte Fahrt durch den Pas de Calais und den Kanal La Manche gestaltete sich außergewöhnlich günstig; die See war zwar noch immer sehr bewegt, aber die Bewegung des Schiffes keine unangenehme.

Am vierten Tage nach unserer Abfahrt von Hamburg waren wir nachmittags 4 Uhr auf der Höhe der Nordwestspitze der französischen Insel Quessant (Ushan), wo nach Südwesten abgedreht wurde. Wir steuerten jetzt im Atlantischen Ozean mit Richtung zum Kap Finisterre; zur Linken, backbord, der verrufene Biskaische Meerbusen.

Sofort begann die Schaukelei, der Westwind legte sich auf unsere Steuerbordseite, und das arme kleine Schiff beugte sich gehorsam und untertänig tief vor dem mächtigeren Element. Die Fahrt wurde recht ungemütlich, der Sturm peitschte die See zu mächtigen Wellen, und die schauderhafte Rollerei nahm erst am übernächsten (6.) Tage nachts 1 Uhr ein Ende, oder sagen wir besser eine erträgliche Form an, als wir die Höhe des Kap Finisterre an der spanischen Küste erreicht hatten.

Im Laufe des Tages legte sich der Sturm so ziemlich, so daß von da an die Fahrt wieder sehr angenehm verlief bis zum darauffolgenden, dem siebenten Tage nach unserer Abfahrt von Hamburg, an welchem wir vormittags 9 Uhr in Lissabon portugiesischen Boden betraten und unserem freundlichen Kapitän und seinem braven, nur etwas gar zu schwankenden Schiffe Valet sagten.

Lissabon (Lisboa), wo wir im trefflichen Hotel Avenida Palace vorzüglich geborgen waren, gehört, gleichwie Algier, das wir im vorhergehenden Abschnitte kennen lernten, zu den meist gepriesenen, prächtigsten Hafenstädten; da es aber europäisch ist und wir nicht Europa, sondern unsere Reise rund um die Welt von Europa bis wieder nach Europa schildern wollen, können wir uns damit hier nicht befassen, so sehr Lissabon einer eingehenderen Erwähnung würdig wäre.

Endlich nach zwölftägigem Aufenthalte — der portugiesische vierzehntägig verkehrende Dampfer war just drei Stunden vor unserer Ankunft in Lissabon abgefahren — ergab sich die erste Gelegenheit, nach Madeira hinüberzufahren, die wir natürlich sofort benutzten.

Nachmittags 4 Uhr 30 Minuten am 19. Februar 1901 verließen wir mit dem englischen Dampfer „Augustino", einem alten unkomfortablen Kasten, aber mit liebenswürdigem, zuvorkommendem englischen Kapitän, Lissabon.

Wieder fanden wir starke Dünung und stürmischen Nordwest, so daß die Fahrt nicht gemütlich zu nennen war, um so weniger, als die Kost mehr als zu wünschen übrig ließ. Am zweiten Tage nachmittags besserte sich das Wetter, der Sturm ließ nach, und am dritten Tage früh war die See bedeutend ruhiger. Gegen 8 Uhr morgens passierten wir die ganz kleine Insel Santo, die schon frühzeitig bei den ersten Fahrten nach dem neuen großen

Fischerdorf bei Funchal.

Kontinent (Amerika) mit entdeckt worden war, während die viel größere, fruchtbare, nahegelegene Insel Madeira erst viel später gefunden wurde.

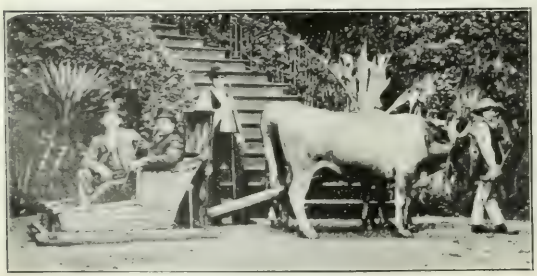
Mittags 12 Uhr nach vierundvierzigstündiger Fahrt warfen wir Anker auf der Außenreede von Funchal, der Hauptstadt der portugiesischen Insel Madeira. Auf kleinen Booten wurden wir ausgeschifft, und ein Bullock Carro brachte uns zu dem zwanzig Minuten entfernten, auf einem Felsvorsprung, 50 Meter direkt über der wildbrandenden See unvergleichlich schön gelegenen New Hotel Reid.

Und welch köstliche, balsamische Luft umfächelt dieses begnadete kleine Eiland, mild und kräftig und dabei sonnig durchwärmt! Der tobende, brandende Atlantische Ozean, der den von Osten über die glühenden Sandwüsten

des afrikanischen Kontinentes herüberstreichenden Luftströmungen Kühle und Feuchtigkeit verlieh, gleicht in der Winterzeit die Temperatur so trefflich aus, daß unser bestes, gepriesenstes nordisches Mailüfterl dagegen nicht aufkommen kann. Bis spät in die Nacht hinein saßen und lagen auf bequemen Liegestühlen ausgestreckt gesunde und kranke Gäste auf der breiten großen Veranda des Hotels und träumten von vergangenen oder kommenden Zeiten, und auf dem unermeßlichen Weltmeere rollte Woge auf Woge, eine die andere treibend, seit Jahrtausenden in ewig gleichem Gefolge der felsigen Küste des winzigen Inselllandes entgegen, um an ihr zerschellend, in ewig gleichem tosenden Gedröhne zu weißem Gischt zerstäubt, zurückzusinken in das unendliche Meer; doch nur, um alsbald sich wieder zu blauer Woge erhebend, im ewigen Kreislauf weiter und immer weiter zu rollen. Woher sie wohl kommen mag, die oft turmhoch sich wölbende Woge, wohin sie wohl ziehen mag?

Und hoch von den grünenden Bergen, diesen steinernen Zeugen jener urgewaltigen elementaren Kräfte, die im Tiefinneren unserer kleinen Welt, dem gleichen ewigen Gesetze folgend, schalten und walten, hoch von den Gipfeln, die steil über dem Meeresspiegel sich zu nahezu zweitausend Meter Höhe aufbauen, zieht frische, würzige, kräftige Bergluft zu Tal — Gebirgs- und Meeresluft, sie mischen sich hier zu balsamischem Dufte.

Kein Zweifel, die Insel Madeira muß zu den bevorzugtesten Winterstationen der Erde gezählt werden, und für den Europäer ist es zugleich einer der am schnellsten zu erreichenden klimatischen Winterkurorte, denn eine nicht ganz zweimal vierundzwanzigstündige Seefahrt bringt vom Festlande dahin. Die Amerikaner finden im Großen Ozean auf den (Sandwich-) Hawai-Inseln, namentlich in Honolulu, eine gleichwertige Winterseestation, die Madeira insofern übertrifft, als ihre durchschnittliche Jahrestemperatur eine mehr ausgeglichene, gleichmäßigere ist, indem es in Honolulu auf der Oahu Insel oder auf der weniger besuchten Hawai-Hauptinsel mit dem über 4200 Meter hohen Krater Mauna Roa sozusagen das ganze Jahr Frühjahr ist, was man von Madeira nicht sagen kann, indem es im Sommer infolge des nahen afrikanischen Kontinentes recht heiß wird, trotzdem es beiläufig 10 Grad nördlich der Tropenlinie



Bullock Carro. Madeira.

(Wendekreis des Krebses), dahingegen Honolulu nahezu 2° südlich derselben gelegen ist.

Die kleinen Hawai-Inseln freilich liegen weltverlassen inmitten des größten, gewaltigsten aller Weltmeere, sie sind von San Franzisko erst in sieben- bis acht-, von Yokohama in Japan gar erst in zehntägiger Fahrt zu erreichen. Die Insel Jamaika in Westindien ist auch ihres guten Winterklimas wegen gerühmt, kommt aber hauptsächlich nur für die Amerikaner des Ostens in Betracht, denn von England nach Jamaika sind 12—14 Tage Seefahrt zu rechnen.

Andere klimatische Winterseestationen, in denen auch entsprechende komfortable europäische Unterkunft zu finden wäre, sind auf der nördlichen Hemisphäre dermalen noch sehr wenige namhaft zu machen; denn östlich des afrikanischen und südlich des asiatischen Kontinentes finden sich keine geeigneten Inseln, oder, wo solche sich zeigen, wie Ceylon, Sumatra, befinden wir uns dem Äquator zu nahe. Die tropische Hitze wird zwar vom Besuche dieser Wunderländer nicht abhalten, sie wird aber, ganz davon abgesehen, daß auch eine zwei- bis dreiwöchige Seereise damit verknüpft ist, stets ein Hindernis sein und bleiben, um dort klimatische Winterstationen für den Europäer oder Amerikaner zu gründen und zu schaffen. Eine echte, richtige Winterstation muß unbedingt den ganzen Winter hindurch eine möglichst gleichmäßige, milde und so sonnig durchwärmte Temperatur aufweisen, daß Kranke, Rekonvaleszenten oder Gesunde eines Winterkleides nie bedürfen und selbst die Abende ohne besondere wärmere Bekleidung im Freien verbringen können; und ein solches bevorzugtes Klima bietet Madeira.

Stationen auf sehr großen insularen Ländern oder auf Kontinenten, wie in Algerien und in Ägypten, diese bevorzugten Winterstationen, haben nie eine so ausgeglichene, gleichmäßige Temperatur wie die Seestationen, denn alsbald nach Sonnenuntergang sinkt die Temperatur in ersteren zumeist beträchtlich; dahingegen bieten die kontinentalen Stationen wieder das trockenere Klima, so daß für die Wahl des einen oder des anderen das individuelle Befinden maßgebend und entscheidend ist. Jedenfalls sollten wirklich Leidende, die gesunden wollen, und dazu für gegebene Zeit die rauhen, nördlichen Klimate und strengen Winter meiden müssen, wenn die pekuniären Verhältnisse es gestatten, nur solche echte, warme Winterstationen, seien es See- oder überseeische kontinentale, klimatische Winterkurorte aufsuchen; denn alle europäischen sogenannten Winterstationen, die berühmten, amüsanten und eleganten Rivieren Frankreichs, Italiens und Österreichs — nur Korfu und Livadia vielleicht aus-

genommen — sind, klimatisch betrachtet, nur Notbehelfe, Surrogate, flimmerndes Talmi.

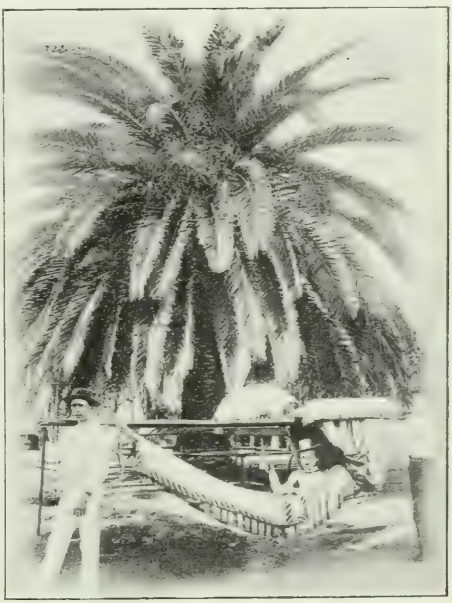
Man darf sich Madeira nicht wie ein flaches insulares Land mit langgedehntem sandigen Strande und spärlich mit Gräsern bestandenen Dünen und Dämmen, so wie die beliebten und gesuchten Sommerseebäder an einzelnen Küsten vorstellen — ganz im Gegenteil, die Insel ist eine mächtige vulkanische Erhebung; unvermittelt steigt eine zu geschlossener von Osten nach Westen streichender Gebirgskette zusammengefügte Reihe längst ausgebrannter Krater steil gen Himmel. Nahezu 20 Spitzen dieses vulkanischen Gebirgszuges erheben sich mehr als 1000 Meter über den Meeresspiegel, und im Pico Ruivo, 1843 Meter, im Zentrum der Gruppe sehen wir den Kulminationspunkt. Südöstlich davon steht der dritthöchste Gipfel, und zwar genau nördlich der an der Südostküste der Insel gelegenen Haupthafenstadt Funchal, es ist dies der nur ein paar Meter weniger als 1800 messende Pico Arieiro.

Größere Ebenen finden sich auf der ganzen Insel, die 58 Kilometer lang und 23 Kilometer breit ist, nicht vor; von allen Seiten steigt das Land unvermittelt und rapid zur Höhe, die steilen Berghänge sind aber fast durchweg mit Kulturen bedeckt: nächst dem Meere halb tropische Vegetation, Palmen verschiedener Arten in Gruppen, nicht aber geschlossen als Wald, Bananen und Zuckerrohr als die Hauptprodukte, seitdem die Phylloxera die Weinkulturen vernichtete, nur hin und wieder noch Weinreben, dann Papyros, Pinien und endlich alle möglichen südländischen Baum- und Blattpflanzen. Höher an den Hängen sind Wiesen und Steineichen, und ganz oben von 1400 Meter Seehöhe an wirkliche alpine Vegetation; man könnte sich dort, wenn nicht überall das blaue glitzernde Meer heraufblinkte, wohl in unsere Voralpen versetzt wähnen. Und ganz bar von Schnee sind die höchsten Höhen auch nicht: dreimal während unseres Aufenthaltes auf der paradiesischen Insel überraschte uns der Anblick schneebedeckter Bergesgipfel; freilich allzulange widerstand das Weiß dem Aufstrahlen der Sonne nicht.

Eine Ersteigung des Pico Arieiro, 1794 Meter, von Funchal aus gestaltet sich recht abwechslungsreich und ist in hohem Grade lohnend und genußreich. Vom New Hotel Reid fährt man im Ochsenschlitten (Bullock Carro) in 20 Minuten zur Zahnradbahnstation Pombal in Funchal, mit dieser Bergbahn, an reizenden Quintas (Villen) und Zuckerrohrkulturen vorbei, mit hervorragend schönem Blick abwärts auf Funchal und den Hafen, in einer halben Stunde zur Endstation Monte, wo gute Reitpferde unserer

harren. Ein sehr angenehmer, stets höchst aussichtsreicher Ritt von ca. zwei Stunden bringt zum Observatorium, von wo der letzte Aufstieg über Almmatten in einer kleinen Stunde zum Gipfel des Pico Arieiro zu Fuß zurückgelegt wird.

Bei warmem Sonnenscheine, in ätherisch reiner frischer Höhenluft und mit entsprechendem mitgeführten Frühstück auf grüner Almmatte lagernd, kann man hier inmitten des gewaltigen atlantischen Weltmeeres einige unvergeßliche Stunden alpinen Hochgenusses verträumen. Dann hinab in flottem Tempo zu den ungeduldig harrenden, wiehernden Rossen — in Parenthese gesagt: wirklich gute Rassepferde arabischen Blutes, keine Berggäule, stehen in Funchal, wo Damen wie Herren sehr viele Ausflüge on horseback unternehmen, zur Verfügung —, auf diesen hinab ungefähr $1^1/_2$ Stunde, dann auf hierher beorderten kleinen Handschlitten für je eine Person hinab zu Tal. Jedem Schlitten sind zwei schiebende oder richtiger bremsende Begleiter beigegeben, die rückwärts rechts und links auf die Kufen springen, wenn der Handschlitten im Fluge abwärts saust, und ebenso schnell wieder abspringen, um mit außergewöhnlicher Geschicklichkeit, Gewandtheit und Kraftanstrengung das Vehikel zum Stillstand oder in gemäßigtes Tempo zu bringen, wenn irgend ein Hemmnis oder Hindernis sich einstellt, oder das Ende der Fahrt erreicht ist. Diese Beförderung, die in Funchal außerordentlich beliebt und im Schwange ist, kommt dem mit dieser Beförderung Unvertrauten infolge des mitunter schier wahnsinnig scheinenden rasenden Tempos anfangs haarsträubend vor, doch gewöhnt man sich bald daran und setzt sich mit Vorliebe in die kleinen Schlitten, da man in unglaublich kurzer Zeit von den höchstgelegenen Quinten, Hotels, Ortschaften und Aussichtspunkten hinab in die Stadt, deren Straßen übrigens auch alle auf- und abwärts ziehen, gelangt. Diese Handschlittenbeförderung ist dem Rodeln, diesem neuerlich sehr beliebten Wintersport, ähnlich, nur kann der auf



Hängemattetrage. Madeira.

dem Handschlitten Sitzende nicht selbst bremsen und anhalten, dazu bedarf es zweier sehr kräftiger Männer, die, im Fluge abspringend und sich mit den Händen an die hohe Lehne klammernd, hinter bezw. neben dem Schlitten herlaufen und diesen mit den Füßen auf dem glatten Steinboden schleifend zum Stehen bringen müssen.

Zur Erklärung muß hier bemerkt werden, daß alle Wege und Straßen mit kleinen aus erhärteter Lava geformten Steinwürfeln gepflastert sind. Dieses vulkanische Gestein ist wenig hart und wird bald so glatt und abgeschliffen, daß das Gehen da, wo die Neigung der Straßen oder Wege nur etwas steiler wird, sehr lästig, und auf steilen Wegen sogar schwierig wird, so daß man nur mit Schuhen ohne Absätze, am besten solchen mit rauhen Sohlen oder Gummisohlen, oder ledernen Schuhen ohne eigentliche Sohle, wie solche in Madeira vielfach üblich sind, gehen sollte. Die Fremden und in Funchal lebenden vornehmen Bewohner gehen fast nie, sie benutzen entweder die beliebten Ochsenschlitten, die Bullock Carros, die infolge der glattgeschliffenen Straßen mit Kufen und nicht mit Rädern benutzt werden, oder die Damen lassen sich in bequemen Hängematten von zwei Männern tragen, oder es werden die trefflichen Reitpferde verwendet.

Wir, die wir aus Passion und aus Gesundheitsrücksichten auf unser beliebtes Gehen nicht ganz verzichten wollten, mußten uns aber doch entschließen, unsere Fußbekleidung dem landesüblichen Brauche anzupassen, nachdem unsere anfänglichen Versuche zu nur allzu häufigen, mitunter recht empfindlichen Niederlagen geführt hatten.

In sehr steilen Straßen ist auch das Reiten nicht angenehm, dort fährt man am besten mit Bullock Carros hinauf und mit den flotten Handschlitten hinab. An der Küste entlang und oberhalb der frequentierten, arg abgeschliffenen gepflasterten Wege ist das Reiten jedoch am angenehmsten.

Der ganze vulkanische Gebirgszug ist eben infolge der jungen Formation und der weichen, elementaren Einwirkungen nur schwach widerstehenden Gesteinsschicht furchtbar zerrissen, und allüberall zeigen sich ganz außergewöhnlich tief eingeschnittene, in prallen, bröckligen Schichten absetzende, schmale pittoreske Schluchten bildende Talrisse, die an der Sohle oft so schmal sind, daß sie gänzlich ungangbar erscheinen.

Ausflüge zu diesen verschiedenen Schluchten, „Currals" genannt (in Amerika Cañon), sind natürlich an der Tagesordnung, und ganz besonders der Besuch des „Grand Curral", eine großartige, romantische Felsenszenerie — über den „Jardin" hinauf vier Stunden ($2^1/_2$ Stunde mit Gefährt, dann $1\ ^1/_2$ Stunde zu

Fuß) in Anspruch nehmend — ist höchst lohnend und bietet wirklich malerische Ansichten dar.

Der beliebteste und wohl weitaus am meisten frequentierte, weil ebene Ausflug ist entlang der Küste nach Westen zu der kleinen Schifferortschaft Camara de Lobos (9 Kilometer von Funchal), und auch jener gen Osten nach Neves (3 Kilometer). Sehr aussichtsreich ist der Besuch des Hügels San Martinho (3 Kilometer) oder der Kirche Santo Antonio, 253 Meter ($3^1/_2$ Kilo-

Grand Curral auf Madeira.

meter) beide nordwestlich gelegen. Nach Monte, 500 Meter (4 Kilometer), mit guten Hotels in prachtvoller aussichtsreicher Lage führt die schon erwähnte Zahnradbahn.

Eine Umfahrung der ganzen Insel auf ganz kleinen Dampfern nimmt zwei Tage in Anspruch und würde recht angenehm sein, wenn die kleinen Dampfboote komfortabler und seetüchtiger wären; bei starker Dünung, bei der allerdings der Ozean sich in seiner Glorie zeigt, ist eine solche Fahrt nicht angezeigt. Während unseres Aufenthaltes auf der Insel war das Meer unausgesetzt in außergewöhnlich starker Bewegung, wodurch wir zwar tagtäglich das Schauspiel großartigster Brandung des Meeres genossen, es ereignete sich aber infolgedessen während unseres Aufenthaltes ein fataler Unglücksfall mit

einem der beiden kleinen Küstendampfer, und leider kenterten auch zweimal Boote, auf denen die Produkte für die Proviantierung Funchals dahin zu Markte gebracht wurden, welchen Unglücksfällen mehr als ein Dutzend Menschenleben zum Opfer fielen.

Von allem Schönen in Madeira ist aber doch eines des Schönsten der unsagbar reizvolle Blick von dem auf steiler Felsenhöhe direkt über dem brandenden, tosenden Meere sich aufbauenden New Hotel Reid, von dessen blumengeschmückten Steinterrassen ein treppenartiger schmaler Felspfad direkt hinab zur blauen hochaufgischenden Meeresflut geleitet. Ganz Funchal, diese reizende Stadt von 38000 Einwohnern, mit seinen unzähligen bis hoch am Gelände sich hinaufziehenden allerliebsten Quintas liegt wie ein Panorama vor uns, dabei der malerische Hafen mit seinen auf Felsriffen gegründeten Befestigungen primitivster Art, und im Norden zeichnen sich kulissenartig die hochaufragenden Berggestalten in den tiefblauen Himmelsgrund ein. Mildes Klima, landschaftliche Szenerie, entzückend an der Meeresküste und erhaben schön auf Bergeshöhen, südliche üppige Vegetation, eine zuvorkommende Bevölkerung, europäische Zivilisation, behagliche Unterkunft, dies alles bietet Madeira und noch etwas, das nicht verschwiegen werden darf und wenig bekannt zu sein scheint. Es gibt keine wilden Bestien, keine Reptilien, kein Raubzeug, auch keine Wilden, weder weiße noch schwarze, noch Mulatten, noch Rothäute auf dem Eilande! Man kann getrost sich lagern, wo man will, sein müdes Haupt zu erquickendem Schlummer hinlegen wo immer, kann sein Freilager ohne Feuer aufschlagen im dunklen Wald oder auf einsamer Höhe, keine Schlange, kein Reptil, kein Raubgetier wird die Ruhe stören. Das hat seinen Grund in einem seltsamen Naturereignisse.

Dereinst, als noch die ganze Insel von Wald bestanden war, brach ein Waldbrand aus, der sich langsam vom ganz schmalen Westende des Inselandes ausgehend weit und immer weiter nach Osten ausbreitete, alles zerstörend, alles vernichtend, alles zu Asche verwandelnd, was dem Brande Nahrung bot. Man erzählt sich, daß die gewaltige Rauchsäule dieses ungeheuren Brandes Schiffer, die die Insel Santo angefahren hatten, aufmerksam gemacht habe, daß unweit im Süden sich Land befinden müßte, worauf sie der Rauchsäule zugesteuert seien und so das brennende Inselland entdeckt hätten. Ob dem so ist, mögen die Gewährsmänner auf Madeira vertreten, nach deren Aussage auch die Insel sieben volle Jahre hindurch ununterbrochen gebrannt haben soll und der Brand, der stetig von Westen nach Osten sich ausbreitete, die ganze Insel rasiert, Lebendes wie Totes,

alles was auf dem Inſellande ſich befunden, vernichtet hätte. Somit iſt alles Getier mit Ausnahme etwaiger Flugtiere, das ſich heutzutage auf der Inſel vorfindet, erſt ſpäter durch Menſchen dahin gebracht worden, und ſelbſt die ſpärlichen Palmen, die wir heute dort ſehen, wurden vom afrikaniſchen Kontinente herüber verpflanzt, ebenſo wie alle Kulturpflanzen von auswärts dahin gebracht wurden.

Daß man einen ſo bevorzugten Erdenwinkel nicht gerne verläßt, daß man ſelbſt nach vierwöchigem Aufenthalt gerne noch eine Zeitlang dort verbracht haben würde, iſt begreiflich, aber die ſchöne ſtattliche Jacht der Hamburg-Amerika-Linie, die „Prinzeſſin Viktoria Luiſe", kam auf ihrer erſten Vergnügungsreiſe zufällig über New York nach Madeira, um ihre Fahrt über Gibraltar nach Genua und weiter fortzuſetzen, und ſo wollten wir die verlockende Gelegenheit, unſere beabſichtigte Reiſe nach Genua auf einem, wenn auch nicht großen, ſo doch im höchſten Grade komfortabel ausgeſtatteten Dampfer neueſter Konſtruktion zurückzulegen, nicht ungenützt vorübergehen laſſen, und ſchifften uns auf der „Viktoria Luiſe" ein.

Die Fahrt bis Gibraltar erfolgte bei recht hoher See und ſtarker, ſteifer Briſe, aber ſonſt ſonnenhellem Wetter. Es gab recht viel Seekranke an Bord; denn das Schiff hatte wenig Ballaſt, nicht viel Kohle und rollte ſomit ziemlich unangenehm. Wir hatten Funchal am 19. März 1901 nachmittags 5 Uhr verlaſſen, waren am 21. früh 9 Uhr auf der Höhe des Kap Sparta, 10 Uhr 10 Minuten Tarifa, 10 Uhr 40 Minuten Höhe von Ceuta und 12 Uhr mittags in der äußern Reede von Gibraltar. Hier wurde uns ein hochintereſſantes Schauſpiel zuteil. Das ganze engliſche Mittelmeergeſchwader war hier vereinigt, ſämtliche Kriegsſchiffe in voller Flaggengala in Schlachtordnung formiert, und juſt als unſer kleiner, ſchmucker weißer Dampfer das erſte engliſche Panzerſchiff erreichte, bei welcher Gelegenheit unſere Bordkapelle das „God save the Queen" intonierte, wurden von ſämtlichen Kriegsſchiffen die Ehrenſalven gelöſt, die dem auf ſeiner Reiſe in die britiſchen Kolonien begriffenen Herzog von Cornwall and York (jetzigen Prinzen von Wales) und hohen Gemahlin, die ſoeben die britiſchen Kriegsſchiffe beſuchten, galten. Als wir dann am Abend bei Dunkelwerden Gibraltar wieder verließen, erglänzten wiederum ſämtliche engliſche Schiffe in einem Meer von elektriſchem und bengaliſchem Lichte und boten einen wirklich feenhaften Anblick.

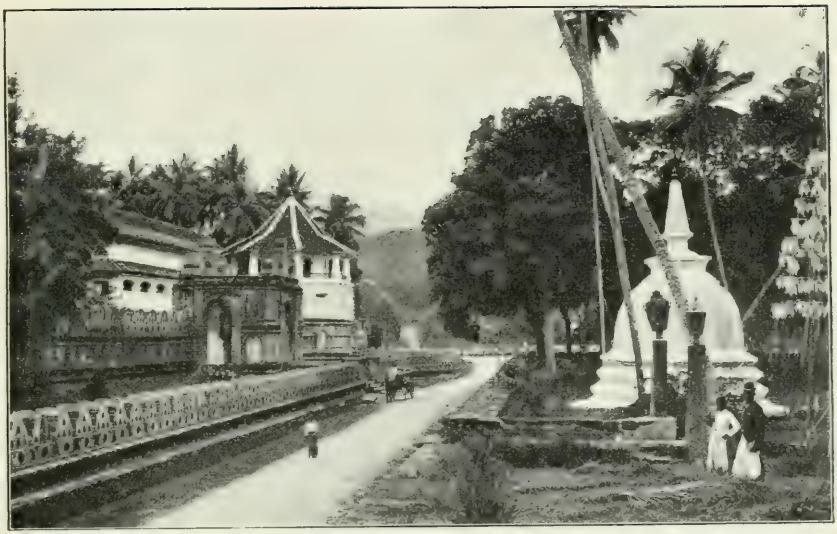
Prachtvoll war unſere Fahrt entlang der ſpaniſchen Küſte mit der gewaltigen bis tief hinab mit Schnee bedeckten Sierra Nevada. Sehr fatal wurde die Situation aber, als wir am Abend des 22. März in den Golf von

Lyon gelangten, den wir zu queren hatten. Ein schwerer Sturm, der die Wogen haushoch türmte und unser kleines, aber braves Schiff ganz schauderhaft herumwarf, jagte uns hier, bis wir endlich am 23. nachts 10 Uhr die Höhe von Toulon erreichten und nun den schlecht beleumundeten Golf von Lyon hinter uns hatten.

Der nächste Tag, an dem wir stets nahe an der Küste der weltberühmten „Riviera di Ponente" entlang fuhren, entschädigte uns für die erlittene Unbill im Golf von Lyon, die Fahrt bei hellem Sonnenschein war vorzüglich und an Bord alles guter Dinge. Mittags 1 Uhr am 24. März 1901 gingen wir in Genua an Land.

Hier wollen wir dann seinerzeit wieder an Bord gehen, um die große Tour „rund um die Welt" zur vollständigen Ausführung zu bringen.

Rikscha.



Malagawa-Tempel in Kandy.

3. Genua—Suezkanal—Ceylon.

Seefahrt Genua—Colombo.

Genua, die Stolze, Schöne, die einstige mächtige Rivalin Venedigs in dem Kampfe um die Weltherrschaft zur See, verschwindet langsam am Horizont. Ein paar angenehme Tage hatten wir in liebenswürdiger Gesellschaft vor dem Antritte der Weltreise in dem alten historischen Palast des Fiesco, dem jetzigen Hotel de la Ville, verbracht.

Ein italienischer blauer Himmel wölbte sich über uns und die Novembersonne, die just im Zenith stand, verwandelte uns den rauhen Winter zu milder Frühjahrswonne. Aber wir strebten Höherem zu, wir wollten Sommersglut in tiefer Winterzeit erproben, daher der Kurs nach Süden und immer tiefer gen Süden bis zu dem Wendepunkte, bis zu jener idealen Linie rund um unsere Erde, wo auf der anderen Hemisphäre das umgekehrte Verhältnis eintritt, wo der Bewohner jener Halbkugel den Kurs nach Norden nehmen muß, um der Sonne höchste Glut zu erproben. Wir sollten noch tiefblaueren Himmel als heute, noch ganz andere glutgetränkte Tinten kennen, sollten der Sonne gewaltige Kraft noch ganz anders empfinden und verspüren lernen, als hier auf Deck des mustergültigen deutschen Reichspost-

dampfers „Kiautschou" bei der Abfahrt von Genua am Mittag des 11. November 1903.

Noch ein letzter Gruß allen Lieben im Heimatlande, ein freundlich Gedenken unserem schönen Meran, noch ein Blick auf die Stadt der Paläste, und nun das Auge fest und unentwegt dem großen Ziele zugewendet.

Kurs nach Südosten und dann immer gen Osten, bis endlich wieder europäische Küste in Sicht kommt und wir abermals den Fuß auf heimatlichen Boden setzen können!

Was alles liegt wohl zwischen diesen beiden Punkten, zwischen dem Abschieds- und dem Willkommsgruße — wenn überhaupt ein gütiges Geschick es waltet, daß wir den letzteren werden bieten können? Wie mögen die schwarzen und die weißen Lose wohl verteilt sein? Werden wir — und diese Frage ist bei vorgerücktem Alter eine sich von selbst aufdrängende — das Endziel glücklich erreichen? Oder wird ein Mißgeschick uns zwingen, unverrichteter Sache oder nach nur halbvollendeter Aufgabe heimzukehren auf dem Wege, den wir gekommen?

Alle diese und andere Gedanken durchschwirrten mit Blitzeseile einen kurzen Augenblick das Gehirn, bewegten unsere Seele, schnell aber standen wir wieder fest in der Gegenwart, das „Erst wägen und dann wagen" war überwunden, ein volles Jahr hatten wir erwogen, geprüft und alles gründlich vorbereitet; jetzt waren wir ins „Wagen" eingetreten und die Parole lautete nun: „Frisch gewagt, ist halb gewonnen!"

Wir, meine Frau und ich, befanden uns an Bord der „Kiautschou", wo uns die Generaldirektion des Norddeutschen Lloyd in Bremen eine der bestgelegenen, komfortabelsten Kabinen auf dem unteren Promenadendeck, Mittellage des Schiffes — ein großer Vorzug im Falle schwerer See bei Kurs gegen oder mit dem Winde — eingeräumt hatte. Die Dampfer im Typ der „Kiautschou" mit Ober- und Unterpromenadendeckkabinen sind weitaus die angenehmsten und komfortabelsten für Passagiere I. Klasse. Diese hochgelegenen Kabinen haben statt der Luken in den anderen Kabinen breite und höhere lichte Fenster. Beim Hochgehen der See, zumeist selbst schon bei stärkerer Dünung (Wellenschlag), müssen die Luken der Kabinen geschlossen bleiben, was in den Tropen oft höchst peinlich ist. Die Promenadendeckkabinen dagegen liegen vom Bord des Schiffes etwas zurück, so daß ein breiter, zum Promenieren und Sitzen der Passagiere bestimmter Gang sich davor befindet, infolgedessen die Fenster dieser Kabinen nur bei schwerer See geschlossen werden müssen. In unserer geräumigen Kabine fanden sich: zwei Kleiderschränke, vier Schub-

laden, zwei Wandwaschschränke, zwei gute übereinanderliegende Betten mit Netzen und dgl. zum Unterbringen von Gegenständen, die man zur Hand zu haben wünscht, ein Kanapee, auf dem eventuell ein drittes Bett aufgeschlagen werden kann, welche dritte Schlafstätte jedoch auf den deutschen Schiffen nur auf Wunsch und Verlangen des die Kabine innehabenden Passagiers belegt werden darf, während auf den englischen Schiffen dieses dritte Kanapeebett zumeist fest besetzt wird, so daß man Kabinen für zwei Personen nur sehr selten bekommen kann. Infolgedessen werden auf diesen Dampfern gewöhnlich Herren und Damen in separierten Kabinen plaziert, welche Trennung für Familienangehörige auf See, wo man mit der Seekrankheit rechnen muß, und auch wegen der Gepäckstücke, die man bei wochenlangen Reisen bei sich führen muß, nichts weniger als angenehm ist. In unserer Kabine auf dem deutschen Schiffe hatten wir unter dem Bett und unter dem Kanapee genügend Raum, um zwei Marinekoffer, der eine im Ausmaße von 100 cm Länge, 27 cm Höhe und 55 cm Tiefe, der andere etwas kürzer, nebst zwei nicht zu großen Handtaschen bequem unterzubringen. Koffer in diesem Ausmaße konnten wir auf fast allen 14 Dampfern, mit denen wir auf dieser Weltreise fuhren, wenigstens auf jenen Schiffen, wo wir eine Kabine allein für uns erhielten, in dieser unterbringen. Koffer, die höher als 27 cm und länger als 90 cm sind, finden nicht überall sicher Platz unter dem Bett. Größere Kolli werden im großen Schiffsgepäckraum deponiert, zu dem man zu bestimmten Zeiten, meist täglich einmal, Zutritt hat.

In den deutschen Dampfern ist in jeder Kabine I. Klasse ein elektrischer Ventilator mit großen Flügeln an der Decke, oder in kleineren Kabinen an der Wand mit kleinen Flügeln, angebracht, dessen Wohltat wir bald schätzen zu lernen Gelegenheit haben werden.

Nachdem wir uns häuslich und sehr gemütlich schon vor Abgang des Steamers von Genua in unserer Kabine eingerichtet hatten, fanden wir nun, als wir auf hoher See angelangt waren, Muße genug, Schiff und Gesellschaft einer Musterung zu unterziehen.

Beginnen wir mit dem Schiff, das uns durch 17 bis 18 Tage als Wohnstätte dienen und uns an Afrika vorüber nach Asien, bis in die Nähe des Äquator, führen sollte.

Weit entfernt, ein Bild unseres prächtigen Dampfers entwerfen zu wollen — die Maschinerie, der Bau, die Einteilung eines solchen modernen Fahrzeugs zur See sind viel zu kompliziert und vielgestaltig, um an diesem Orte einer Beschreibung unterzogen werden zu können —; es genügt zu sagen, daß die

„Kiautschou" ein Schiff von 10881 Tonnen mit 9000 HP (Pferdekräften) ist und in der Stunde 14—18 Seemeilen läuft. Das Schiff hat Hauptdeck, Oberdeck, unteres und oberes Promenadendeck und noch ein Sonnendeck. Sämtliche Kajütsräume I. Klasse, so besonders der große, geräumige, hohe, vom unteren zum oberen Promenadendeck reichende Speisesaal, dann Damensalon, Rauchsalon mit Bar u. dgl. m. sind sehr elegant und höchst komfortabel. Die vorzügliche Einrichtung der Kabinen wurde bereits hervorgehoben. Die beiden sehr langen Promenadendecks, Steuer- und Backbordseite, also vier Wandelbahnen, auf denen jeder Passagier seinen eigenen oder gemieteten Deckliegestuhl, zumeist aus Korbgeflecht, mit seinem Namen versehen, vom Decksteward aufgestellt bekommt, bieten genügend Raum für die Bewegung der Passagiere. Außerdem ist auch Raum vorbehalten für allerlei Spiele und Sport verschiedener Art. In Anbetracht der tadellosen, überaus reichlichen Verpflegung auf den deutschen Reichspostdampfern, an der vielleicht nur das auszusetzen wäre, daß sie zu reichlich ist und der Passagier allzusehr in Versuchung gebracht wird, in kulinarischer Beziehung mehr zu leisten, als vielleicht gerade für eine Seefahrt angezeigt ist, ferner in Anbetracht der wohltuenden Ruhe und der hochkomfortablen Einrichtung aller den Passagieren dienenden Räume, kann man nur rühmend hervorheben, daß diese deutschen Dampfer wirklich schwimmende Palasthotels ersten Ranges zu nennen sind. Erreicht werden sie dermalen von gar keiner Schiffsgesellschaft der Welt. Die englischen Schiffe, die ja dereinst fast allein den überseeischen Weltverkehr beherrschten, sind weit hinter den deutschen Postdampfern zurückgeblieben; Beweis dafür ist, daß gerade die vornehmen Engländer mit Vorliebe die besseren deutschen Schiffe benutzen. Der Nichtengländer, der mit englischen Schiffen, darunter auch jenen der einst berühmtesten P. & O. S. S. Co. (Peninsular & Oriental Steamship Co.), fahren will, wird überdies in den Offices der englischen Gesellschaften, besonders wenn es sich um Deutsche oder Deutschsprechende handelt, immer die schlechtesten Plätze erhalten; denn bis zum Tage der Einschiffung wird ihm trotz allen Drängens die Nummer seiner Kabine oder seines Bettes nicht zugesichert und bezeichnet, und es kommt tatsächlich vor — so geschehen mit Bekannten von uns — daß eine Woche vorher bezahlte Plätze nicht verabfolgt wurden, so daß die Betreffenden drei Tage auf ein anderes, natürlich viel schlechteres, kleineres Schiff warten mußten, während Engländern, die sich einige Tage später in derselben Office einschreiben ließen, was zufällig konstatiert worden war, die Plätze, die den deutschen und österreichischen Herren, die nebenbei gesagt, sehr geläufig englisch sprachen, gebührt hätten, zugeteilt wurden. Gegen derartige Willkür, die uns

übrigens wiederholt begegnete, ist man vollständig machtlos, und es ist kein Wunder, daß nichtenglische Reisende nur dann mit englischen Schiffen fahren, wenn eine andere Gelegenheit sich nicht bietet. In den Agenturen der großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften waltet überall eine musterhafte Ordnung und unbedingte Unparteilichkeit, und wer seinen Platz zugesichert erhielt, der kann auch versichert sein, daß er ihm und keinem anderen eingeräumt wird.

Den deutschen Schiffen zunächst stehen die französischen auf der ostasiatischen Linie, nur verkehren diese lange nicht so oft und teilweise in etwas anderer Richtung, indem sie die französischen indochinesischen Häfen anlaufen. Die Beköstigung ist auch auf diesen Schiffen ganz vorzüglich und ihre Einrichtung, meist neuerer Konstruktion, ist sehr komfortabel.

Die Schiffe des Österreichischen Lloyd, die seinerzeit einmal, noch vor zwei Dezennien, sehr gut und für Reisen nach Indien außerordentlich beliebt waren, sind leider nicht auf der Höhe geblieben, oder richtiger gesagt sind nicht den erhöhten Anforderungen der Jetztzeit gefolgt; die Schiffe sind nicht groß genug, bieten nicht den Komfort, den deutsche und französische Dampfer aufweisen; die meisten sind auch veralteter Konstruktion. Einige neuere, gute Dampfer finden wir nur zwischen Triest und Alexandrien — die Küstenfahrten zwischen Triest und Fiume—Dalmatien kommen hier nicht in Betracht.

Sehr vertrauenerweckend und angenehm berührend ist auch die stramme Ordnung auf den deutschen Schiffen, die ruhige und sichere Kommandoführung, der fast geräuschlos sich vollziehende Dienst der Schiffsmannschaft, das überaus liebenswürdige und zuvorkommende Benehmen der Kapitäne und Offiziere gegen die Passagiere, und ebenso die höfliche und artige Dienstwilligkeit aller Stewards und sonstigen Bediensteten. Und zuguterletzt: die Reinlichkeit auf den deutschen Schiffen steht über der aller anderen.

Sehr viel zur Unterhaltung und zum Zeitvertreib der Passagiere trägt auf den deutschen Reichspostdampfern, und nur dort fanden wir dies, die Bordkapelle bei. Sie spielt vormittags auf Deck eine Stunde, dann abends 7 Uhr zum Diner als Tafelmusik. Es gibt einige solche Kapellen, die recht brav musizieren und über ein ganz gutes Repertoire verfügen. Früh eine Stunde vor Frühstück bläst ein Hornist Reveille, dann Aviso $^1/_2$ Stunde vor dem „Tiffin" (2. Frühstück) und $^1{}_2$ Stunde vor dem „Dinner" abends.

Es sei hier gleich die übliche Tageseinteilung gestreift, die auf allen Dampfern so ziemlich die gleiche ist, nur mit dem Unterschiede, daß auf den meisten nichtdeutschen Schiffen einige Zwischenmahlzeiten wegfallen. Auf den deutschen Dampfern bringt der Zimmersteward früh 7 Uhr Tee mit Zwieback

in die Kabine. Wenn man sich rechtzeitig, sogleich nach Ankunft an Bord, beim Bademeister die gewünschte Badestunde für die ganze Reise hat notieren lassen, muß man, sei es vor oder nach dem Tee, pünktlich, denn sonst hat der Nächstfolgende den Vortritt, zu seinem Bade eilen, muß dieses aber nach 20 Minuten verlassen haben, weil dann schon die nächste Nummer daran ist. Von 8 bis 10 wird Frühstück im Speisesaale verabfolgt, ein jeder kommt innerhalb dieser Zeit nach Belieben und nimmt seinen ihm vom Oberst-steward für die ganze Fahrt angewiesenen festen Platz ein. Man wählt nun nach der Menükarte, die sehr reichhaltig ist und mindestens zwanzigerlei Gerichte aufführt, nach Belieben Tee, Kaffee, Schokolade, Kakao, Milch usw., Eierspeisen aller Art, alle möglichen pikanten Sachen, Sardellen, Sardinen, Anchovis u. a. m., Schinken, Würste usw. und außerdem mindestens zwei warme Fleischgerichte, Beefsteaks, Kotelettes usw., Früchte und Süßes; aus allen diesen kulinarischen Versuchungen wählt man das, was man wünscht, und kann auch ein und dasselbe wiederholt sich reichen lassen.

Gegen 11 Uhr servieren die Deckstewards Bouillon mit allerlei Sand-wichs. Um 12 oder $12^1/_2$ Uhr „Tiffin", der englische Lunch, das fran-zösische Déjeuner à la fourchette. Abermals eine überreiche Menükarte mit allerhand warmen Speisen, Braten, Fleisch, Gemüse, süßen Speisen nach Wahl, auch Tee oder Kaffee. Zumeist nimmt man nun auch Wein, der auf allen deutschen Schiffen gut und, da er nicht verzollt zu werden braucht, billig ist. Um 5 Uhr an Deck der „Five o'clock Tea" mit Gebäck oder nach Belieben in den Tropen Limonade. Endlich um 7 Uhr abends das „Dinner", aus mindestens 5—6 Gängen bestehend: stets Entree, feine Seefische, Hummer oder Langusten, Braten, Geflügel, Cremes oder Gefrorenes, Obst, Käse, Kaffee; kurz jeder Tag bietet ein tadelloses „Dinner", das jedem Hotel ersten Ranges Ehre machen würde.

Zwischen diese Mahlzeiten fallen nun Promenaden, Lektüre, Tagebuch führen, Korrespondenz, Spiele und andere Kurzweil, auf den Deckstühlen schlummern oder träumen, oder lesen, Bekanntschaften anknüpfen, wohl auch eine Kartenpartie, mit wenig Worten gesagt: die Zeit wird einem zu kurz; man nimmt sich wohl gewöhnlich vor, während so einer mehrwöchigen Seefahrt dies und jenes und noch manches dazu zu tun, und wenn man dann am Bestimmungsorte angelangt ist, bemerkt man mit höchstem Erstaunen und innerlicher Entrüstung, daß man von allen herrlichen Vorsätzen fast keinem voll Genüge geleistet hat und froh sein muß, wenn man wenigstens sein Tage-buch geführt hat. Vielleicht geht es anderen besser; ich hatte leider auf all

den vielen langen Seefahrten an der Misere zu leiden, trotzdem weder ich noch meine Frau in 79tägigen Seefahrten auf 14 verschiedenen Dampfern auch nur eine einzige Stunde seekrank waren.

Auf allen großen Dampfern für längere Fahrten ist ein Flügel vorhanden, so daß auch die Musik nicht zu kurz kommt, und da sich unter einer größeren Reisegesellschaft fast immer musikalische Talente vorfinden, so mangelt es gewöhnlich nicht an Musikgenüssen, mitunter freilich zweifelhafter Natur; da aber die Schiffe groß genug sind, kann man sich leicht „retten", oben auf dem Promenadendeck ist man immer gesichert. Dahingegen haben wir es mehrere Male auch sehr gut getroffen: es waren Künstler und Künstlerinnen von Beruf und Amateure an Bord, die in zuvorkommendster Weise ihre Mitreisenden allabendlich mit ausgezeichneten Vorträgen ergötzten; selbstverständlich strömte in solchem Falle, sobald die ersten Töne erklangen, alles dem Musiksalon zu, der dann schnell bis auf das letzte Plätzchen besetzt war. Von Zeit zu Zeit, gewöhnlich den Abend bevor der Dampfer an einer Hauptstation (Port Said, Colombo, Hongkong, Yokohama) anlangte, veranstalteten der Kapitän und die Bordoffiziere einen Bal de mer, sei es kostümiert oder in Balltoilette, bei welchen Gelegenheiten auf dem Promenadendeck, das mit Flaggen, Lampions und zahllosen bunten elektrischen Lichtern feenhaft beleuchtet und dekoriert war, nach den Klängen der Bordkapelle flott getanzt wurde. Voraus ging stets ein feines „Diner", bei dem meist allerliebste Überraschungen bereitet wurden; so war einmal an Bord der „Hamburg" beim Souper alles in Blau: Servietten, Tischtücher, Tafeldekoration, Menüs usw.; der Oberst eward erschien in blauem Frack mit in Waschblau gestärkter Wäsche, sämtliche Stewards und Bordmusikanten in blauer Wäsche und blauen Jacken. Ein andermal auf der „Kiautschou" erlosch plötzlich das elektrische Licht, und alsbald erschienen in langem Zuge hintereinander im Gänsemarsch sämtliche Stewards, der Oberst eward mit dem Kommandostabe an der Spitze, schließlich der chinesische Koch mit seinem Küchenpersonal, ein jeder eine Schüssel mit einem künstlich geformten Eisturm oder dgl., in welchem ein Licht hinter buntem Glas oder Gelatine brannte, tragend. Ein andermal wieder arrangierten die Damen Musik und Vortragsproduktionen zum Besten der Seeleute des Norddeutschen Lloyd.

Mittags 12 Uhr wurde gewöhnlich ein Wettspiel ausgetragen; um diese Zeit wurde vom Navigationsoffizier die Anzahl der innerhalb 24 Stunden gelaufenen Seemeilen (gewöhnlich zwischen 350—400) bekannt gegeben. Da man je nach den Verhältnissen annähernd taxieren konnte, wie der Gang bei-

läufig gewesen, wurden von 10 Uhr vormittags an Beteiligungen zum Wetten angenommen mit Einsatz von 1 oder 2 Mark; eine Kommission ließ dann für jeden Teilnehmer eine Nummer ziehen, die im Rahmen der beiläufig gelaufenen Seemeilen lag, und diese mit Seemeilenanzahl versehenen Nummern wurden vor 12 Uhr mittags verauktioniert, oft bei guter Nummer sehr hoch im Preise, und nun der Hauptpreis (die effektiv gelaufene Zahl der Seemeilen) und zwei Nebenpreise bestimmt. Nach Bekanntgabe der gelaufenen Seemeilen fand dann die feierliche Preisverteilung an diejenigen glücklichen drei Gewinner statt, die im Besitze jener Nummern waren, die sich mit der gelaufenen Meilenzahl, ganz bezw. zunächst, deckten.

Kurz, es war eigentlich immer etwas los, und bei guter See ist das Leben an Bord tatsächlich ein höchst amüsantes. An berückenden idealen Reizen ist eine jede Seefahrt überhaupt, ganz besonders aber auf den südlichen Weltmeeren überreich. In den südlichen Seen sind die Beleuchtungseffekte bei und nach Sonnenuntergang, wo der halbe Horizont wie in rote Glut getaucht erscheint, geradezu faszinierend.

Wenn wir uns hier bei dem Leben auf dem Schiffe und den Eigentümlichkeiten größerer Seereisen länger aufgehalten haben, so geschah es, um ein für allemal ein gedrängtes Bild des Lebens und Treibens auf den großen, die Weltmeere durchfurchenden Steamers zu geben, um dann spätere Wiederholungen vermeiden zu können.

Und da wir nun einmal bei den allgemeinen Reiseangelegenheiten sind, dürfte es angezeigt erscheinen, auch einige Worte über die Art und Weise, wie eine Weltreise am besten auszuführen ist, hier einzuschalten.

Das individuelle Moment ist in dieser Beziehung ausschlaggebend. Zwei Wege stehen offen, der eine besteht darin: die Reise als Teilnehmer einer Gesellschaft zu unternehmen, das wäre also — da die Gelegenheit, mit einem zufolge besonderer Bestimmung eine Weltreise unternehmenden Schiffe zu fahren, unter die großen Zufallsglücksfälle zählt — bei Cook & Son oder Stangen oder Schenker, die von Zeit zu Zeit, meist alljährlich, eine Gesellschaftsreise um die Welt arrangieren, das Billett zu lösen, um dann, geführt von einem seitens der Gesellschaft beigesellten Reisemarschall die Tour auszuführen.

Hierzu wird sich jemand, der an Selbständigkeit, an eigenen Willen, an die Freiheit, tun und lassen zu können, was ihm beliebt, gewohnt ist, schwer entschließen, und wer es dennoch tut, wird es wahrscheinlich, ebenso wie viele, die wir trafen, darunter auch einige, die sich mit ansehnlichen

Opfern aus ihrer Abhängigkeit befreit hatten, bereuen. Es ist eben nicht jedermanns Sache, durch mehr als ein halbes Jahr auf Kommando zu gegebener Stunde aufzustehen, um diese oder jene Stunde marschbereit zu warten, bis es dem letzten Säumigen beliebt, zu erscheinen, dann in diesen oder jenen ihm angewiesenen Wagen mit dem ihm bestimmten Gefährten Platz zu nehmen, zu allen Sehenswürdigkeiten rudelweise geleitet zu werden, an dem bestimmten Hoteltisch pünktlich zur festgesetzten Stunde zu speisen, in dem ihm angewiesenen Zimmer, ohne Einwendungen erheben zu dürfen, sich einzulogieren, abzureisen, wenn der Reisemarschall es anordnet, gleichviel ob man ein paar Tage länger oder weniger an dem Orte hätte verweilen mögen, endlich mit dem Schiffe und in der ihm zugeteilten Kabine ohne Widerrede fahren zu müssen, u. dgl. Dinge mehr. Wer sich dazu nicht verstehen will, muß eben eine solche Gesellschaftsreise meiden und den zweiten Weg wählen, d. h. seine Reise unabhängig unternehmen und durchführen.

Dazu gehört allerdings ein gewisser, nicht zu knapp zu bemessender Grad von Selbständigkeit und auch etwas Erfahrung im Reisen; denn Unannehmlichkeiten, unvorhergesehene Hindernisse sind unvermeidlich und müssen eben überwunden werden. Auch der Gesellschaftsreisende kann dem nicht entgehen; nur obliegt es seinem Reisemarschall, die Hindernisse, soweit möglich, durch geeignete Maßnahmen zu beseitigen. Weiter ist es für den selbständig oder mit selbstgewählten Begleitern Reisenden unerläßlich, einige Weltsprachen zu beherrschen oder doch mindestens des Englischen so weit mächtig zu sein, um sich in diesem Idiom verständlich zu machen und die Schrift lesen und etwas schreiben zu können. Jedenfalls müßte einer der Mitreisenden dies vermögen. Endlich sollte nicht verabsäumt werden, vor der Reise sich gründlich darauf vorzubereiten, durch Studium der einschlägigen Literatur, durch Informationen bei solchen, die diesbezüglich eigene Erfahrungen haben, und außerdem sollte man sich gute Empfehlungen an die Konsuln und diplomatischen Vertreter sowie auch an Private und Firmeninhaber, eventuell auch an Eingeborene zu verschaffen suchen.

Derjenige Reisende, bei dem das finanzielle Moment gar keine Rolle spielt, wird sich, weil er dann gänzlich ungebunden ist, seine Billetts von Fall zu Fall lösen. Die weitaus meisten Reisenden werden aber die viel billigeren Weltreisetickets benutzen.

Der Norddeutsche Lloyd verabfolgt solche Welttourbilletts, bei denen auch die möglichste Ungebundenheit gewahrt ist, und ist auch so kulant, solche Strecken, die nicht benutzt worden, z. B. Colombo — Singapore für den,

der die große Tour durch Indien unternimmt, nach welcher er dann meist von Kalkutta über Rangoon nach Singapore fährt, in Abzug zu bringen. In diesen zwei Jahre gültigen Billetts ist die vollständige Rundtour Europa—Ceylon—Singapore—Hongkong—Shanghai—Japan—Nordamerika (direkt oder via Honolulu)—Eisenbahnfahrt auf 12 verschiedenen Routen von Kalifornien nach New York oder via Kanadien, sowie die Überfahrt von New York nach Europa inbegriffen. Abstecher nach Indien, Java usw. sind auf eigene Kosten auszuführen.

Auf Grund dieser Billetts kann man nach Belieben schon Monate vorher, eventuell schon vor der Abreise, sich einen bequemen Platz auf bestimmten Schiffen sichern, und tatsächlich hatten wir schon viele Monate vorher nicht nur unsere bestimmte Kabine für die Ausreise von Europa nach Colombo, sondern auch eine solche für die Fahrt von Hongkong nach Japan, was von besonderem Werte war, weil inzwischen der Krieg in Japan ausgebrochen war infolgedessen alle Schiffe mit Militär- und Marineattachés und Gesandten, Diplomaten und politischen Vertretern, Kriegskorrespondenten und heimbeorderten Japanern überfüllt waren — ja selbst für unsere Rückfahrt von New York nach Bremen fest zugesichert erhalten. Dabei waren wir aber nicht unbedingt gebunden, sondern es stand uns frei, rechtzeitig, also einige Wochen vorher, durch die Lloydvertreter unsere gesicherte Kabine gegen eine andere auf einem später oder früher fälligen Dampfer umzutauschen, natürlich unter Voraussetzung, daß auf dem gewünschten Schiffe noch eine solche frei war oder wurde. Selbstverständlich alles „Erster Klasse", Schiff wie Bahn. Für die Fahrt durch Indien hatten wir uns bei Cook & Son schon vor der Abreise Bahnbilletts genommen, was sehr anzuempfehlen ist.

Daß die deutschen Reichspostdampfer — leider verkehren noch keine auf dem Pacific — die unbestreitbar besten sind, wurde bereits erwähnt. Ich kann jedoch nicht umhin, dem Norddeutschen Lloyd an dieser Stelle noch besonders die höchste Anerkennung auszusprechen für die ganz außerordentliche Zuvorkommenheit, welche die Generaldirektion, mit der ich monatelang vor der Abreise und dann auch weiter noch in schriftlichem Verkehre stand, mir bewiesen hat; ich kann nicht anders als bestätigen, daß ich nie je mit irgendeinem anderen großen Industrie- oder Verkehrsunternehmen so angenehmen Verkehr gepflogen habe wie mit dem Lloyd, wo doch eigentlich der Gegenstand, um den es sich hier handelte, einige Weltreisebilletts, für eine mit Millionen rechnende Gesellschaft eine geringe Kleinigkeit ist. Ebenso kulant und in jeder Beziehung gefällig und dienstbereit zeigten sich uns aber auch die sämt-

lichen Vertreter des Norddeutschen Lloyd auf der ganzen Tour, und die Agenturen des Lloyd sind überall in den Händen allererster Firmen. Der mit Lloydbilletts Reisende findet bei all diesen Herren die liebenswürdigste, kräftigste Unterstützung.

Es ist jedoch inzwischen höchste Zeit geworden, nach diesen Abschweifungen auf unsere „Kiautschou" zurückzukehren, sonst bekommen wir den Vesuv in Sicht, ohne von der Fahrt nach Neapel etwas gesehen zu haben. Allerdings allzuviel werden wir überhaupt nicht zu sehen bekommen; denn der größte Teil der Fahrt erfolgt während der Nacht, und im November sind die Nächte lang, die Tage kurz. Kaum haben wir Stadt und Hafen von Genua verlassen, wird aller Blick von den im Westen mächtig aufragenden schneebedeckten Gipfeln der Cottischen Alpen und Seealpen und den grünen Bergkuppen der bis gegen Genua herabsinkenden Ligurischen Alpen gefesselt. Im Osten der Höhenzug des Apennin, davor die „Riviera di Levante", die zwar an Pracht und Eleganz, an Üppigkeit und Luxus hinter der westlichen Rivalin, der weltberühmten Riviera di Ponente, nicht aber an landschaftlichem Reize, an pittoresker Szenerie und an Naturschönheit zurücksteht.

Mehr und mehr verschwanden die Küste und die grünenden Hügelrücken, nur die Firnspitzen leuchteten noch im funkelnden Sonnenglanze, endlich tauchte auch der letzte und höchste Gipfel am Horizonte unter im unermeßlichen Meeresspiegel; wir waren auf hoher See, der Kiel der „Kiautschou" schnitt seine Furchen im Ligurischen Meere mit Kurs nach Südosten gegen die Insel Elba.

Die „Kiautschou" war ein Schiff der Hamburg-Amerika-Linie, jedoch vom Norddeutschen Lloyd in Bremen zum 1. Januar 1904 angekauft. Diese beiden großen deutschen Seefahrtsgesellschaften haben unlängst ein Kartell geschlossen, laut welchem der gesamte Post- und Passagierverkehr nach Ostasien in die Hände des Norddeutschen Lloyd übergegangen ist, während der Frachtenverkehr in der Hauptsache der Hamburger Gesellschaft überwiesen wurde. Letztere hat jedoch einige ihrer vorzüglichen Postdampfer dem Norddeutschen Lloyd überlassen, daher für die Ostasien- und Weltreisefahrten der Lloyd in Bremen allein den Betrieb in der Hand hat und die Billetts für Welttouren verabfolgt, bei welchen Billetts auch zugleich jene bei fremden Schiffahrtsunternehmungen für Linien, auf denen keine deutschen Dampfer laufen, und auch die Tickets der amerikanischen Eisenbahngesellschaften inbegriffen sind.

Ebenso schön wie der erste Tag war auch der zweite, an dem wir

10 Uhr vormittags in Neapel an Land gingen. Daß Neapel wirklich die „Bella Napoli" ist, das weiß die ganze zivilisierte Welt, daher darüber kein Wort weiter. Nach einem exquisiten Déjeuner dinatoire im höchst komfortablen, sehr günstig gelegenen Eden-Hotel ließ es sich der Besitzer Herr Schwarz nicht nehmen, uns über den Posilippo zurück zum Hafen zu fahren. In der absoluten Klarheit der Luft infolge einer zwar nicht starken, aber recht kühlen Tramontana war der Blick wirklich wieder entzückend, und man wird versucht, der Bella Napoli den Preis der Schönheit zuzuerkennen; jedoch wir müssen uns gedulden, wir haben noch viele andere um den Preis konkurrierende Schönheiten zu sehen, und erst schauen, dann krönen.

Nachts zwischen 3—4 Uhr verließ die „Kiautschou", ohne uns aus köstlichem Schlafe zu wecken, Neapel. Mittags passierten wir den Vulkan Stromboli, der nie ganz ruhig ist, dann die Liparischen Inseln, zwischen 2—3 Uhr die Höhe von Reggio und Messina. Abends gegen 6 Uhr ein prachtvoller Sonnenuntergang mit glutrotem Horizont, von dem sich in bezauberndem Bilde der gewaltige, 3313 Meter aus dem Meere aufsteigende Ätna mit seinem leichten, durchsichtig gelben Schwefelrauch, einem Hauche gleichend, abhob. Nicht trennen will sich das Auge von dem bezaubernden Bilde, und in der Erinnerung taucht die letzte Begrüßung mit dem ganz Sizilien und das Meer in weitem Umfange beherrschenden schönen Gipfel auf. Damals war die ganze Pyramide des Vulkans bis tief hinab verschneit, es war Winterzeit; von Nicolusi konnten wir nur einige Stunden reiten, dann mußten die Pferde zurückgesandt werden, und bei herrlichem Vollmondscheine wanderten wir mehrere Stunden auf hartgefrorenem Schneefelde hinan zum Observatorium. Verschneit bis zum Dachfirst! Aber hinein mußten wir, nach langer Arbeit war es gelungen, von oben herab die Tür so weit zu öffnen, daß wir, auf Schneestufen hinabsteigend, uns mühsam durch den schmalen Spalt der Öffnung hindurchzwängen und in den Innenraum eindringen konnten.

Bei nahezu 300 Gipfelbesteigungen, die ich auf meiner Bergsteigerliste verzeichnet finde, habe ich in manch elender Halterhütte, in dürftigen Almhütten und in manch primitiver Alpenvereinshütte (heute sind dies ja alles Musterbauten) auch bei Wintertouren genächtigt, nie aber so jämmerlich gefroren, wie die Nacht im Observatorium auf dem Ätna. Daran war freilich nicht dieses ganz trefflich erbaute und eingerichtete Asyl schuld, sondern der Umstand, daß wir keine Fenster, keine Tür öffnen und die eisige Kellertemperatur nicht auslüften, außerdem nicht heizen konnten. Aber alles ver-

geht im Leben, und am nächsten Morgen wurden wir, meine Frau und ich, mit dem Capo di guide, den uns der Präsident der italienischen Alpenvereinssektion in Catania freundlichst als Begleiter beordert hatte, durch einen Sonnenaufgang sondergleichen, den wir von der höchsten Kraterpyramide aus beobachten konnten, in reichstem Maße entschädigt. Darüber sind Jahre vergangen; heute dampfen wir weiter, jetzt mit Kurs nach Ostsüdosten, verlieren bald die Kalabrischen Berge außer Sicht und mit ihnen das europäische Festland. Fare well Europa, in acht Monaten, so Gott will, sehen wir uns wieder!

Die Fahrt während der nächsten zwei Tage bei steifer Nordostbrise war sehr angenehm.

Am 16. November, dem fünften Tage nach unserer Abfahrt von Genua, konnten wir in Port Said zwischen 10—11 Uhr vormittags afrikanischen Boden betreten.

Port Said bietet an sich selbst gar nichts und die Umgebung erst recht nichts; Vegetation fehlt gänzlich, selbst die paar Bäumchen, die am Strande angesetzt waren, fristeten ein kümmerliches Dasein, und nur das bewegte Leben in den elenden Straßen, die vielen verschiedenen Typen, die hier herumlungern, der Neger, Berber, Araber und eines Gemisches von Weißen aller Länder, fast alle — natürlich ausgenommen die infolge ihres geschäftlichen Berufs bei der Suezkanalgesellschaft und den Agenturen usw. dort Domizilierenden — sehr zweifelhaftes Gelichter, gewähren dem direkt aus der Kultur Kommenden für einige Stunden Reiz.

Unzählige zumeist unnütze Dinge, teilweise wohl auch solche, die man in den Tropen brauchen kann, werden dem Fremden hier lästig aufgedrungen; man tut aber wohl daran, nichts oder höchstens etwas ganz dringend Notwendiges hier zu kaufen, weil man alles später viel besser und billiger erhält, so z. B. auch Tropenhüte, die man bis Colombo auf der Fahrt nicht braucht und in letzterem Orte sehr gut kauft.

An der Einfahrt in den Suezkanal ist eine kolossale Statue Lesseps', seines Erbauers, errichtet.

Dieses grandiose Werk menschlichen Schaffens, technischer Kunstfertigkeit, ge-

Port Said und der Suezkanal.

niater Geistesarbeit, verbunden mit staunenswerter Beherrschung der Materie, hat den Weltverkehr in neue Bahnen gelenkt und zwei Weltteile voneinander getrennt, denn die alte willkürlich gezogene Grenze zwischen Afrika und Asien, die vom östlich vom Sinai gelegenen Golf von Akabah zum Mittelländischen Meere zog, muß der geographisch unbestreitbar rationelleren Wassergrenzlinie Golf von Suez — Isthmus mit Kanal von Suez — Mittelländisches Meer doch einmal weichen.

Das Gelände rechts und links der Wasserstraße, die entweder durch Dämme oder, wo eine Terrainerhebung sich vorfand, durch Einschnitte hergestellt wurde, ist sterile, baum- und vegetationslose Wüste, zum Teil Sumpf und Brackwasser. Anfangs führt die Bahn neben dem Fahrwasser am westlichen Ufer entlang; der Nachmittagszug nach Kairo, der bald nach uns gegen 3 Uhr Port Said verlassen hatte, holte uns ein, aus fast allen Waggons wurden uns mit weißen Tüchern Abschiedsgrüße zugesandt, die vom Dampfer aus mit Tücherschwenken und kräftigen Zurufen in den verschiedensten Sprachen der Welt erwidert wurden. Es waren ja alles Reisegefährten, die mit uns die Überfahrt gemacht hatten und nun ihrem Ziele Ägypten zueilten. Unser Schiff, das bis Port Said bis auf das letzte Bett voll besetzt gewesen war und das viel mehr Passagiere in Port Said abgesetzt als neue eingenommen hatte, war jetzt nicht mehr überfüllt, der Verkehr auf dem Schiffe somit weitaus angenehmer, was auch besonders deshalb erwünscht erschien, weil wir uns der Tropenlinie mit Riesenschritten näherten und wohl ein jeder mit einem gewissen Gefühle von Unbehagen der Dinge, die das Rote Meer bringen würde, entgegensah.

Das Rote Meer ist weltverrufen; selbst Berufsseeleute und Reisende, die oft die Fahrt durch dasselbe zurückgelegt haben, stimmen fast ausnahmlos darin überein, daß unter allen Fahrten in den tropischen Gewässern jene durch das Rote Meer zu den unerträglichsten bezüglich drückender, lästiger Hitze zu rechnen ist und daß unter zehn Fahrten höchstens eine leidlich angenehm genannt werden kann. Ein Blick auf die Karte erklärt dies.

Das Rote Meer ist eigentlich kein offenes Meer, es ist sozusagen ein riesiges Binnenwasser, kann nur als solches nicht angesprochen werden, weil es durch die schmale Straße von Bab-el-Mandeb, die in den Golf von Aden führt, mit dem Indischen Ozean in direkter Verbindung steht. Es ist also richtig ein Riesengolf, von einer solchen Länge, daß ein Dampfer mit großer Schnelligkeit 3—4 Tage benötigt, um es zu durchfahren. Im Westen des Roten

Meeres der Schwarze Kontinent mit der ungeheuren Libyschen Wüste, im Osten Asien mit der glühenden Arabischen Wüste, zwischen diesen eingekeilt das 2100 Kilometer lange, im nördlichen Teile 200, im südlichen Teile 300 Kilometer breite Rote Meer.

Eine frische Seebrise, die selbst in äquatorialen Tropengegenden vorkommt, gibt es hier fast nie; am drückendsten ist diese tropische Wüstensandhitze — der man nicht entrinnen kann, streiche der Luftzug, woher er wolle — wenn der Wind mit dem Schiffe zieht, weil dann nicht einmal ein Luftzug und ein Luftwechsel sich einstellt, indem die durch die Maschinenheizung, durch die Küchen und die Hunderte von Menschen ohnehin noch beträchtlich erhöhte Temperatur auf dem Schiffe mit diesem oft tagelang weiter zieht, was zum Unerträglichsten zählt. Wohl dem, der wie wir die Chance hat, gegen den Wind zu fahren, dann ist selbst das Rote Meer halbwegs erträglich.

Bevor wir jedoch dahin gelangen, müssen wir die Fahrt durch den Suezkanal beenden. Ab und zu sehen wir an dem Ufer eine bescheidene kleine Niederlassung, dabei ein einfaches Häuschen als Stationsgebäude der Eisenbahn, hier und da Schilfhütten, am Ufer ungeheure Wasser- oder Sumpfflächen mit Schilf, auf denen sich Tausende von Wasservögeln verschiedenster Art, Pelikane, Ibisse, Flamingos u. a. tummeln, deren es am Menzaleh-Bitterse, der später passiert wird, Hunderttausende geben soll. Bei Ismailje biegt die Bahn nach Westen gegen Kairo ab.

Bei einbrechender Dunkelheit wurden am Bug eines jeden Dampfers die großen elektrischen Scheinwerfer in Verwendung gebracht, durch die der Kanal und die Brandungen rechts und links nach vorwärts in blendend helle Beleuchtung gesetzt werden. Es gibt dies zuweilen ein magisches Bild.

Nach nahezu zehnstündiger Fahrt durch den Kanal erreichten wir vormittags $9^1/_2$ Uhr den Golf von Suez. Schon vom Kanal aus, vor der Ausfahrt aus demselben, sieht man zur Rechten (westlich) die niedliche Ortschaft Suez, die einen viel freundlicheren Eindruck als Port Said macht; auch ist die Umgebung hier, im Osten wie im Westen gebirgiges Hügelland, viel anmutiger.

Unser Dampfer ging im Golf von Suez vor Anker, um Post abzufertigen, jedoch konnte niemand an Land gehen, weil die Entfernung zur Küste ziemlich groß ist und von da nach Suez hinein noch ein halbstündiger Weg zurückzulegen gewesen wäre.

Noch vor dem Gabelfrühstück, $11^1/_2$ Uhr, setzten wir unsere Fahrt, nun im

Golf von Suez, fort. So wie auf der ganzen Fahrt bis nun begünstigte uns auch hier herrliches mildes, aber kühles Wetter bei Sonnenschein und frischer Nordostbrise. Die Fahrt in der blaugrauen See ist reizvoll; da der Golf bei 300 Kilometer Länge nur 20—30 Kilometer Breite aufweist, übersieht man auf der Fahrt zumeist beide Ufer, an denen beiderseits Bergketten bis zu 1500—1600 Meter Höhe sich entlang ziehen. Weiter hinab in der südlichen Hälfte des Golfes, erhebt sich zur Linken, östlich auf der Südspitze der Halbinsel von Sinai der ansehnliche Gebirgsstock des Sinai (Djebel-el-Tur oder Tih), der in 2840 Metern kulminiert und die Doppelgipfel des historischen Sinai zeigt, von deren einer — ob der nördlichen oder südlichen Spitze ist noch unentschieden — Moses die Gesetzestafeln herabgebracht haben soll. Ganz besonders in diesem südlichen Teile des Golfes, wo die Küsten nur 25 Kilometer voneinander entfernt sind, finden wir eigenartige südliche Landschaftsbilder.

Noch haben wir von Hitze nicht zu leiden gehabt; vor Suez erschienen einige Passagiere in weißen Anzügen. Da aber die Brise bei der Weiterfahrt recht frisch und kühl war und die See gut bewegt mit weißen Gischtkämmen sich zeigte, verschwanden die „Weißen" sehr bald, um als „dunkle" Europäer wieder beim „Tiffin" zu erscheinen.

Während der nun folgenden Nacht (vom 17. zum 18. November) waren wir in das historisch berühmte, klimatisch berüchtigte „Rote Meer" eingefahren. Da wir über dasselbe bereits allgemeine Betrachtungen angestellt haben, können wir uns hier auf die Fahrt selbst beschränken.

Zur großen Freude aller Reisenden und ebenso der Schiffsoffiziere hatte sich die gefürchtete „Rote Meer-Hitze" noch nicht eingestellt. Der frische, scharfe Nordostmonsun blieb uns getreu und versetzte das eine tiefblaue Farbe, ähnlich dem Gardasee, aufweisende Meer in lebhaften Wellenschlag derart, daß lange weiße Kämme sich über die ganze mächtige Wasserfläche hinzogen. Wir steuerten schon in scheinbar uferloser See, denn weder östlich noch westlich war Küstenland sichtbar.

Statt der gefürchteten heißen eine entzückend genußreiche Fahrt, jedoch niemand traute dem Land- oder richtiger Seefrieden, denn noch waren wir nicht in den Tropen, noch war die Grenzlinie nicht überschritten, noch konnte sich das Gefürchtete in vollem Maße einstellen — aber es kam nicht. Wir hatten bisher nicht mehr als 21—22° C und stets guten Wind gehabt, gegen 8 Uhr abends des 18. November passierten wir den Wendekreis des Krebses (23—24° nördlicher Breite) und waren damit in die Tropen eingetreten;

einem wundervollen Sonnenuntergang, noch vor 6 Uhr, folgte ein herrlicher glutroter Abendhimmel und eine warme, aber nicht drückende Nacht (26° C in der Kabine).

Am 19. November legte sich der Wind und die Temperatur stieg gegen 11 Uhr bis auf 36° C (Schatten 27° C). Die Wetterventilatoren in den Salons und im Speisesaal sowie nachts in den Kabinen waren in voller Tätigkeit; die Tropenkleidung, weiß und nachts Wolle, wurde allseits hervorgeholt. Abends langandauerndes Wetterleuchten im Westen über der Nubischen Wüste, dabei leichtes Phosphoreszieren des Meeres, ein großartiger Anblick. Spät abends blinkten in weiter Ferne im Osten die Leuchtfeuer von Djida, dem von Pilgern vielbesuchten Hafen für Mekka. Ein warmer Südwestwind brachte jetzt die höchste Temperatur und die heißeste Nacht, die wir im Roten Meere zu verzeichnen hatten (Kabine nachts Maximum 29° C). Diese Nacht war wohl nicht angenehm, aber doch bei weitem nicht so unausstehlich lästig und drückend, wie dies sonst zumeist dort vorkommt. Am 20. November drehte der Wind nach Südost, brachte stärkeren Wellenschlag und minder hohe Temperatur. Zwischen 1 und 2 Uhr passierten wir die Apostelinseln. Am 21. frühzeitig war das Festland im Nordosten schon nahe, wir passierten die englische Insel Perim, welche die Straße von Bab-el-Mandeb beherrscht, und traten in den Golf von Aden ein. Diese nur ca. 20 Kilometer breite Wasserstraße, inmitten welcher die befestigte englische Insel Perim sich befindet, trennt Arabien, also Asien von Afrika, und zwar von dem Teile Afrikas, wo nach Westen Abessinien sich ausbreitet und gegen Süden die unwirtlichen, unzugänglichen, wüsten, von kriegerischen Galla-Somalinegern bewohnten Gebiete sich ausdehnen. Die Straße von „Bab-el-Mandeb" oder „Straße der Toten", die ihren Namen davon hat, daß in Indien und Persien verstorbene rechtgläubige Mohammedaner ihre Leichen auf dem Seewege durch diese Straße nach Djida und von da zu Land nach Mekka schaffen lassen, verbindet das Rote Meer mit dem Indischen Ozean.

Im Golf von Aden nun nahe der Küste entlang nach Osten steuernd, sahen wir kahle, 100—300 Meter hohe Felsberge aufsteigen. Korallenriffe gestalten die Fahrt hier gefährlich, und viele Schiffe sind hier schon gescheitert.

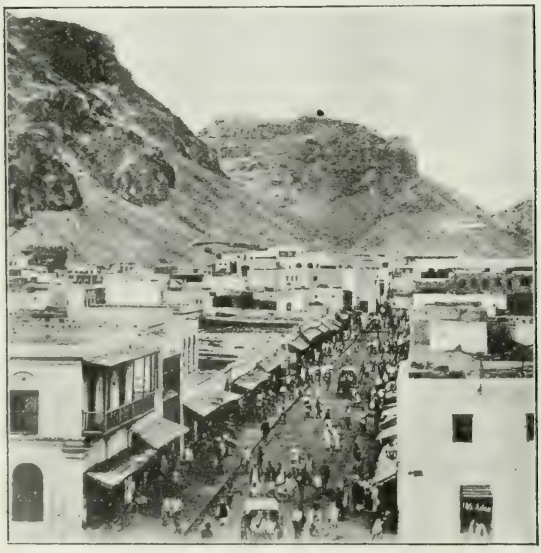
Unser stattliches Schiff mit seinem großen Tiefgang mußte ziemlich weit draußen in der Außenreede von Aden vor Anker gehen.

Die See war sehr bewegt, aber trotzdem kamen unzählige kleine und größere Boote, Barken, selbst winzige kanoeähnliche Nachen, alle von

Schwarzen bemannt, aus dem Hafen, mußten aber in respektvoller Entfernung so lange verharren, bis die Hafenpolizei und die Sanitätskommission die libera pratica erteilt hatten, dann aber wurde das Schiff förmlich von dem bunten Gemisch von Berbern, Arabern, Indern, Persern, Abessiniern, Somalinegern gestürmt; ein jeder hatte etwas zu verkaufen, besonders Straußenfedern, Muscheln, Antilopengeweihe, Haifisch- und Sägehaizähne, Boas, Bastgeflechte und verschiedenes andere mehr, oder wollte durchaus Geld verdienen, so auch als Geldwechsler, wobei besonders junge, braunhäutige, jüdische Eingeborene sich hervortaten.

Das in anderen Hafenstädten sehr beliebte, auch von den Passagieren gern gesehene Untertauchen und Auffischen von ins Meer geworfenen Geldstücken durch kleine Negerbuben ist hier verboten, weil sehr häufig, viel mehr als man denken sollte, die armen, kleinen, geschickten Taucher mitsamt ihrer glücklich im Munde erwischten Münze, die ihnen fast nie entgeht, von angelockten Haifischen verschlungen wurden.

Die Fahrt auf kleinen Booten hinüber nach Steamer Point, das ist der Hafen von Aden, ist infolge der starken Dünung heute nicht verlockend, daher nur wenige und meist nur Herren sich zur Überfahrt entschlossen. Bis Steamer Point benötigten wir nahezu einer Stunde. Aden liegt $1\frac{1}{2}$ Kilometer entfernt in einer Seitenbucht. Starke Küstenforts beherrschen die Buchten und den Hafen. Schiefergraue, felsige Hügel steigen steil auf. Nirgends eine Vegetation, alles kahl, steril und öde. Die ganze Gegend ist vollkommen bar jedweden Süßwassers; früher wurde Regenwasser in riesigen betonierten Zisternen gesammelt, aber da es in und nächst Aden vorkommt, daß durch mehr als ein Jahr kein Tropfen Regen fällt und manche Jahre nur einige Male kurze Regenschauer niedergehen, so waren auch diese „Tanks" unzureichend und es wird jetzt Trinkwasser



Aden.

durch Evaporieren von Seewasser gewonnen. Die Sonnenhitze hier auf der gänzlich vegetations- und wasserlosen, steinigen und öden Küste soll zur Sommerzeit einen ganz erschreckenden Grad erreichen und längeres Verbleiben in Aden zu den trostlosesten Schicksalen zu zählen sein.

Für den von Norden Kommenden wird aber ein kurzer, nur einige Stunden währender Aufenthalt mancherlei Interesse bieten. Es ist hier der erste Punkt, wo wahres, echtes, unverfälschtes südliches, tropisches Leben und Gebaren sich zeigt, hier erst erhält man einen Vorgeschmack, nur im häßlicheren Sinne, von Indien und der Glut der äquatorialen Sonne.

Höher oben nach Norden, in dem unter türkischer Oberhoheit stehenden Yemen, findet sich ein ganz anderes Bild; dort breitet sich südwestlich der Arabischen Wüste ein überaus fruchtbares großes Landgebiet aus, mit herrlicher Vegetation und starker Bevölkerung, nur dulden die Araber dort keinen Fremden, und selbst die Engländer vermochten bis nun noch nicht, dort Terrain zu gewinnen, wo kriegerische, sehr tapfere Araberstämme hausen.

Von unserem Ausfluge auf den heißen Boden Arabiens zurückgekehrt, lichtete die „Kiautschou" um 4 Uhr nachmittags die Anker. Die Fahrt ging anfangs im breiten Golf von Aden, der weit unten im Süden von der Küste des Berberlandes mit der Haupt- und Hafenstadt Berbera, hinter welchem südlich sich das eigentliche Somali-Negerland ausdehnt, begrenzt ist. Unser Kurs ging nach Osten geradenwegs in den Indischen Ozean. Einmal nur sahen wir nahe im Süden Land, es ist die Küste der Insel Sokora, dann Tag für Tag nur die Unendlichkeit über uns, dieses unbegrenzte, ewige Firmament, und unter uns das unsere kleine Welt umspannende Element, das nimmer rastende, allezeit wogende, gewaltige Meer.

Und doch, wie herrlich kann sich auch solche einige Tage, ja Wochen dauernde Fahrt auf dem großen unendlichen Wasser gestalten, wenn günstige Umstände sich einstellen, wie dies bei unseren Fahrten durch die Weltmeere sich ereignete.

Am 21. November hatten wir die Küste Arabiens, dieses einst von den Römern als Arabia felix gepriesenen Landes, am Horizonte verschwinden sehen, und am 28. November früh 6 Uhr rasselten die Ankerketten unseres majestätischen Dampfers; die mächtigen Anker senkten sich in den Untergrund, bewegungslos lag das schöne Schiff, das uns durch 17 Tage köstlich beherbergt hatte, im Hafen von Colombo.

Freundlicher, herzlicher Abschied vom liebenswürdigen Kapitän und seinen Offizieren, von den Weiterreisenden, von den Mitreisenden, die gleich

uns in Ceylon das Schiff verließen und ein jeder seinen, anderen Zielen nachging.

Im komfortablen, sehr gut geleiteten Grand Oriental Hotel, dicht am Landungsplatze, fanden wir gutes Quartier und recht gute Küche, beim Diner abends Tafelmusik.

Auf Ceylon.

Ceylon! So wäre denn der Fuß auf dieses vielbesungene paradiesische Eiland gesetzt. Wir stehen tief drinnen im Märchenlande der Tropen, nur 7° trennen uns von der Linie des Äquators und wir müssen uns mit einer äquatorial-tropischen Hitze abfinden, uns je eher desto besser damit befreunden, sonst können wir uns der Wunderdinge, die tropische Vegetation hervorzuzaubern vermag, nicht erfreuen. Ohne geduldige Hinnahme jener unabwendbaren Belästigungen, die die äquatoriale Sonne, ganz besonders auf den meerumspülten Inselländern, erzeugt, können und werden wir zu keinem Genusse, nicht einmal zu einer Würdigung, kaum zu einem rechten Erfassen der gewaltigen, großartigen und dabei doch Geist und Gemüt in magischer Weise fesselnden Naturerscheinungen gelangen.

Wer absolut keine Gluthitze ertragen kann oder geduldig hinnehmen will, der bleibe fern von jenen Zauberregionen, in denen dem Nordländer Bilder vor Augen geführt werden, die seine glühendste Phantasie ihm niemals vorzuspiegeln vermag, Bilder reich und prächtig an Farbe, großartig und sinnberauschend an Form und Gestalt, Bilder, wie sie selbst der Pinsel in der Hand des gottbegnadetsten Künstlers, die Feder des genialsten Geisteshelden niemals in einer der Wirklichkeit getreuen Wiedergabe festzuhalten und festzulegen vermag.

Das kann, um voll und ganz der Seele eigen zu werden, nur erschaut, erlebt werden, jedwede Vermittelung, auch das lebendige Wort, ist und bleibt nur ein dürftiger Behelf, bleibt aber deswegen doch schätzenswert auch dann, wenn es außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, das, was die Natur in gewaltiger Schaffenskraft so unsagbar großartig und berückend hervorzubringen vermochte, wahrheitsgetreu durch Menschentun zur Wiedergabe zu bringen.

Ein jeder nicht in den heißen Klimaten Geborene hat von der Tropenhitze zu leiden, und viele vermögen sich selbst nach jahrelangem Leben dortselbst nicht an das Klima zu gewöhnen; manche wiederum, besonders solche, welche in jüngeren Jahren in den heißen Ländern sich niederlassen, akklimatisieren sich überraschend; es ist dies eben sehr individuell und hängt nicht

einmal immer von der Lebensweise ab, denn ich lernte Europäer kennen, die trotz jahrelangen Aufenthaltes, und ohne besondere Vorsichtsmaßregeln in Anwendung zu bringen, sich ganz wohl befanden. So unter anderen auch einen in einer der heißesten und gefürchtetsten Fiebergegenden Indiens lebenden Herrn, der versicherte, seit 16 Jahren ganz so wie in Europa gelebt, auch bezüglich des in den heißen Klimaten mit Recht verpönten Genusses von Alkohol keinen Unterschied gegen seine europäische Lebensweise gemacht zu haben, ohne irgend welche nachteilige Folgen zu verspüren, und ohne einer ernstlichen Krankheit ausgesetzt gewesen zu sein. Das sind aber doch nur seltene Ausnahmefälle; im großen Ganzen vermögen sich die in gemäßigten Zonen Geborenen nur schwer an die tropischen Klimate zu gewöhnen, die furchtbar grassierende Malaria — die am meisten zu fürchtenden Infektionsträger sind in den lästigen Moskitos und dergleichen Stechtieren zu suchen — rafft unzählige Opfer hinweg. Andere kränkeln, die Blutbildung geht nicht mehr normal vonstatten, wozu wohl sehr viel die ganz andere Lebensweise beiträgt, weil niemand, selbst nicht einmal der passionierteste Fußwanderer, geht. Jeder fährt oder läßt sich tragen; tatsächlich erschlafft die Hitze derart, daß jede Bewegung nicht nur recht lästig wird, sondern alsbald zu einer nicht leicht zu überwindenden Müdigkeit führt. Solche Kränkelnde, Bleichaussehende versuchen dann zumeist auf einige Zeit ($\frac{1}{2}$ oder 1 Jahr) nach Europa oder ein anderes kühleres Land zu reisen, jedoch stellt sich meist nach Rückkehr der frühere Zustand wieder ein, und schließlich trachtet ein jeder, wenn es seine Verhältnisse gestatten, wenn genügend Kapital verdient wurde, wieder heimzukehren, um den Rest der Tage in der alten Heimat zu verleben. Ganz besonders die Engländer in Indien kehren alle je eher desto lieber wieder heim; dauernd ansässige englische Familien daselbst gibt es verschwindend wenige.

Eine eigentümliche Erscheinung möge hier nicht unerwähnt bleiben, weil sie für die nur vorübergehend die Tropenländer Bereisenden als ganz erfreulich und aufmunternd angesehen werden kann. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die nachteiligen Einflüsse des Klimas auf die in die Tropen kommenden Europäer sich zumeist erst nach Verlauf des ersten Jahres bleibenden Aufenthaltes in den Tropen eingestellt haben. Im ersten Jahre ist die Widerstandsfähigkeit des menschlichen Organismus noch so kräftig, daß dieser die Unbilden des Klimas zu überwinden vermag; erst durch fortgesetzte Einwirkung erlahmt die Widerstandsfähigkeit, und dann stellen sich störende Zustände ein. Von verschiedenen Seiten wurde mir dies bestätigt, und zwar wiederholt auch in Java, wo in dieser Richtung die meisten Er-

fahrungen aus dem Grunde gemacht wurden, weil die Holländer in ihren großen indischen Besitzungen im Gegensatze zu den Engländern in Indien, sich vielfach dauernd auf Java und den anderen holländischen Kolonien niedergelassen, dort Besitz erworben, Familien gegründet haben und so ein heimisch geworden sind, was, wie schon erwähnt, in Britisch-Indien nur ganz ausnahmsweise vorkommt. Daher auch der Engländer in Indien eigentlich nicht Wurzel gefaßt hat. Eine Vermischung mit den Eingeborenen findet in britischen Kolonien nur sozusagen illegitim statt. Halbblut, selbst wenn legitim, wird von der englischen Gesellschaft rundweg abgelehnt; Eurasier (Mestizen) sind Parias und beinahe noch mehr verachtet als die eingeborenen Inder. Daher stehen sich auch heute noch nach Verlauf von Jahrhunderten Engländer und Inder, gleichviel ob Hindus, Moslems, Singhalesen, Parsen (die letzteren am wenigsten), schroff wie Beherrscher und Bedrückte einander gegenüber. Anders in den niederländischen Kolonien; dort haben sich Holländer vielfach angesiedelt, besitzen Plantagen, auf denen sie und nach ihnen ihre Erben leben, dort sind auch Mischungen mit Javanesen, Malaien nicht selten. Mischlinge sind ebenbürtig, anerkannt, gesellschaftlich den Holländern gleichgestellt, und man findet solche in den Handelshäusern und Plantagen und auch als Gattinnen von holländischen Offizieren häufig.

Wohl ein jeder fast ohne Ausnahme, der zum erstenmal oder nach einem längeren Zeitabschnitt erneut in die äquatorialen Tropenländer eintritt, muß darauf gefaßt und vorbereitet sein, die ersten paar Wochen unter dem heißen Klima zu leiden, sich mehr oder minder unbehaglich zu fühlen, vielleicht sogar — es ist dies eben ganz individuell — sich krank zu fühlen, ohne deswegen tatsächlich eine Krankheit oder gar die Malaria zu haben, denn diese letztere gibt sich sofort durch bedenkliches, hochgradiges Fieber zu erkennen. Der nur durch das ungewohnte heiße Klima hervorgerufene lästige, auf das Gemüt deprimierend wirkende Zustand sollte aber niemanden verzagt machen oder gar veranlassen, die Flucht zu ergreifen, umzukehren und wieder heimwärts in die gemäßigte Zone zu reisen.

Es bedarf nur einer gewissen Überwindung und Willensstärke; nach Verlauf von ein oder zwei Wochen ist fast ausnahmlos der Zustand erträglich, der Organismus gewöhnt sich überraschend schnell an die so gänzlich geänderte Lebensweise und an die landesüblichen Mahlzeiten und Gerichte, besonders auch Getränke, die man beileibe nicht von der Hand weisen soll, denn die den klimatischen Eigenheiten angepaßte Lebensweise und Ernährung trägt außerordentlich und viel mehr, als man wohl glaubt und annimmt,

dazu bei, das Drückende, Erschlaffende der heißen Klimate leichter zu ertragen.

Solange man auf der See ist, machen sich alle die anfangs oft unerträglich erscheinenden Einflüsse des tropischen Klimas weitaus weniger geltend, als von dem Augenblicke an, in dem man Land betritt. Durch die schnelle Fahrt des Schiffes ergibt sich fast immer ein Luftzug, der, wenn er auch nicht durchweg kühl zu nennen ist, so doch etwas erfrischend einwirkt, dazu die kräftigende Seeluft, durch die der Appetit gereizt und der Magen zur Verdauung angeregt wird. Auf dem Schiffe kann man sich sohin schon einiges bezüglich Speisen und Getränke erlauben, was man an Land vielleicht büßen müßte. Immerhin tut man aber auch schon auf hoher See gut, wenn man von dem Zeitpunkte, in dem man sich der heißesten Region nähert und in sie eintritt, in bezug wenigstens auf Getränke tropengemäß lebt.

Was ist nun tropengemäß? Wollte man sich die Antwort auf diese Frage bequem machen, würde man sagen, man soll sich so ernähren, wie es die Eingeborenen des Landes, das man bereist, tun; denn in fast allen Fällen ist die landesübliche Kost die den klimatischen Verhältnissen einer bestimmten Gegend naturgemäßeste. Trotzdem aber kann man dem verwöhnten Kulturmenschen die Antwort so lakonisch nicht wohl erteilen, weil ihm die von den Eingeborenen beliebte Kost in ihrer stereotypen Gleichartigkeit und primitiven Einförmigkeit nicht nur nicht zusagen, sondern wahrscheinlich auch nicht bekommen würde. Der aus den zivilisierten Kulturstaaten kommende Reisende sollte, um sich in den heißen Ländern wohl zu befinden und die nachteiligen klimatischen Einflüsse möglichst zu paralysieren, streng so leben, wie es in den Kreisen der dort lebenden, akklimatisierten Europäer und der gutsituierten vornehmen Eingeborenen üblich ist.

Was die Kost anbetrifft, wird sich der Reisende ohnehin, wenn er an Land sich befindet, mit der landesüblichen Küche befreunden müssen, da in den Hotels und Gasthäusern, einige wenige ganz große Städte ausgenommen, nur gemeinsame Mahlzeiten mit gleichem, der landesüblichen Kost angepaßtem Menü verabfolgt werden, daher es im allgemeinen so gut wie ausgeschlossen ist, Extragerichte sich reichen zu lassen.

Anders freilich mit Getränken. In den großen Städten oder viel besuchten Orten und Stationen findet man eine Auswahl leichter und schwerer, guter und schlechter, zuträglicher und nicht zuträglicher Weine und Spirituosen, kurz alle Arten Alkoholika. Diese aber sind in den Tropen, ganz besonders aber in äquatorialen Regionen, unbedingt schädlich und sollten gemieden

oder doch höchstens nur bei besonderen Gelegenheiten, Diners, Festen u. dgl., und auch da nicht in gewohnten europäischen Quantitäten, genommen werden. Wer an Wein und Spirituosen gewöhnt ist, dem wird ab und zu ein üppigeres Diner mit feinen Weinen — wie solche dem Reisenden gerade in diesen gastfreien Ländern von den dortigen ansässigen Landsleuten so freigebig geboten werden — bei mäßigem Genusse ganz gewiß nicht schaden, wohl aber sicher, wenn er solche Ausnahmen zur Regel machen wollte. Der nur vorübergehend sich in den Tropen Aufhaltende möge sich auch nicht durch solche, die bereits dort langjährig ansässig sind und vielleicht unbeschadet eine alkoholreichere Lebensweise führten, verleiten lassen; das sind doch nur Ausnahmen, und derjenige, der nur vielleicht so viele Monate in den Tropen sich aufzuhalten gedenkt, wie jener bereits Jahre dort verlebte, würde eine solche irrationelle Lebensweise wahrscheinlich mit vielerlei Unpäßlichkeiten oder gar Krankheit zu sühnen haben.

Auf der hohen See kann man auch in den Tropen sein Glas Wein zu den Mahlzeiten getrost trinken, und wenn eine schlechte See mit drohender Seekrankheit sich einstellt, tut ein halbes Fläschchen guter Sekt Wunder. Aber auf dem Lande, wo ganz andere schädliche Einwirkungen sich geltend machen, wo durch die üppige Vegetation, durch das Verwesen der jahraus, jahrein wuchernden Blattpflanzen in den undurchdringlichen Dschungeln, durch die langsam fließenden, vielerorts stagnierenden Gewässer und Flüsse, durch die Rieselfelder der Reisplantagen schädliche Miasmen erzeugt werden, wo durch die Ausdünstungen einer überzahlreichen Bevölkerung die schwere, bleierne Luft mit Krankheitserregern geschwängert ist, wo die brennende Sonnenglut lähmend und erschlaffend auf das Nervensystem drückt, die unvermeidliche Transpiration den menschlichen Organismus schwächt, die Widerstandsfähigkeit untergräbt, muß man sorgfältigst und peinlichst bedacht sein, die Ernährung konstant und womöglich auf der gewohnten Höhe zu erhalten, da nur durch diese die Kräfte erhalten werden können, die für die so sehr notwendige Widerstandsfähigkeit gegen alle nachteiligen Einwirkungen von höchstem Belange sind.

Jedwede Störung in der Ernährung, jede Magenverstimmung ist hier von nachteiligen Folgen begleitet, der Magen erschlafft ohnehin in den heißen Klimaten mehr oder minder immer, er muß infolgedessen unbedingt energisch zur Tätigkeit angeregt werden, und das geschieht durch die kräftigen Stimulanzen, durch den Anreiz des Magens, den man gar nicht hoch genug halten kann und ohne den man auch nicht einen Tag in den heißen Tropen leben sollte; dazu zählen in erster Linie Gewürze, namentlich Pfeffer, sehr emp-

fehlenswert auch Ingwer (Ginger). Schädlich dagegen sind Spirituosen, schwere Weine, kalte Getränke, Eis in Getränken oder Eis als süße Speise (Gefrorenes), denn sie irritieren den Magen und stellen viel zu große Ansprüche an denselben, daher sollten sie vermieden werden, weil der Magen schon zur Verarbeitung der Speisen oft mehr, als er zu leisten vermag, in Anspruch genommen ist.

Freilich Eis (Icewater) und Eiskonfitüren werden enorm viel und überall verabreicht und genossen; wer sehr daran gewöhnt ist, der kann es ja wohl ungestraft so halten, wer aber nicht, der lasse es bleiben. Wir haben während viermonatigen Aufenthaltes in den Tropen nie Eis, in welcher Form immer, zu uns genommen und befanden uns dabei sehr wohl.

Man wird mit Recht nun fragen, was man denn trinken soll, in den Ländern, wo man so empfindlich vom Durst geplagt wird, wenn alles nachteilig sein soll?

Am einfachsten würde es nun sein zu antworten: Wasser, gutes, frisches Wasser! Aber in Wahrheit wäre mit dieser Antwort keinem Tropenreisenden gedient, aus dem einfachen Grunde, weil es — beinahe ausnahmlos, wenigstens in den äquatorialen Tropen — eben nirgends gutes, gesundes Trinkwasser gibt; ja leider mehr als das, es gibt unzähligenorts Wasser allerschädlichster Beschaffenheit, durch dessen Genuß — und da genügt oft ein einziger Schluck — unfehlbar die schwersten Krankheitserscheinungen hervorgerufen, Krankheiten erzeugt werden, die nur zu oft mit tödlichem Ausgange enden: schwere Malaria, und in Indien vielerorts sogar Pest.

Deswegen gilt als erste, vornehmste Regel: nirgends — ausgenommen auf Schiffen erster Güte — in den Tropenländern unpräpariertes Wasser zu trinken! Am besten tut man (auch auf den Schiffen) stets Mineralwässer oder, wo solche nicht zu haben sind, Sodawasser zu trinken. Da man aber des peinigenden Durstes wegen veranlaßt wird, viel zu trinken, wodurch dem Magen wieder mehr zugemutet wird, als gut ist, sollte man stets in jedes Glas einen kleinen Zusatz von Whisky geben; dieser erwärmt und regt den Magen zu leichterer Verdauung der Wasserquantitäten an, ist aber außerdem auch bei so großer Verdünnung an sich vorteilhaft und unterstützt die Tätigkeit des Magens, der Stimulation durch Pfeffer entsprechend, ohne schädlich zu wirken. Auch Damen sollten sich dazu entschließen, auch für sie wird eine solche harmlose Mischung nur von nutzen sein. Man gewöhnt sich übrigens außerordentlich schnell an den Whisky mit Sodawasser, so daß man dieses erfrischende und anregende Getränk nach kurzer Zeit

lieber nimmt als jedes andere und merkwürdigerweise erst wieder an Wein oder gewässertem Wein Geschmack findet, wenn man abermals in kühle Regionen eingetreten ist.

Als zweites kostbares, und zwar warmes Getränk steht der Tee in hygienischer Beziehung sowohl wie Geschmack hoch obenan. Heißer Tee auf chinesische Art zubereitet, ohne jede Zutat, höchstens etwas Zucker, ist nicht nur ein sehr durststillendes Getränk, sondern auch ein ganz außerordentlich gesundes Genußmittel, mit dem allein oder in Verbindung mit einem Chininpulver man oft imstande ist, einen Anflug von Krankheit, leichtes Fieber oder gastrische Störung, vollständig zu beseitigen. Vier- bis fünfmal jeden Tag je ein paar Tassen Tee genommen ist ein ganz vorzügliches Schutzmittel gegen tropische Krankheitszustände, ein treffliches Präservativ für Wohlbefinden und Gesundheit.

Unter Einhaltung dieser Lebensweise und bei strenger Beachtung der Regel, in den Tropen nachts stets die Puyama (wollene Bekleidung und Leibbinde) anzuziehen — je heißer das Klima, desto dringender ist es, dies nicht zu verabsäumen — wird man die Unbilden des heißen Klimas am ehesten überwinden. Probatum est! darf ich wohl in Anbetracht dessen getrost hier sagen, daß wir, meine Frau und ich, bei achtmonatiger Abwesenheit von Europa, darunter vier volle Monate in den Tropen, und trotz meines sehr vorgerückten Alters nicht einen einzigen Tag krank waren.

Nur noch zwei Mittel sollen hier nicht unerwähnt bleiben, weil sehr probat: Chinosol zur Desinfizierung der Gläser, in verseuchten Orten oder Gegenden (so in den von der Pest heimgesuchten Gegenden, die wir durchreisten) auch des Waschwassers und der Gefäße; ferner Zacherlin, das bekannte Insektenpulver, teils für das Nachtlager auf den Bahnen oder in zweifelhaften Gasthäusern, teils, um es in starken Dosen in die Koffer zu streuen, weil dadurch jede Art von Insekten und Würmern sofort vertrieben wird.

Wenn wir uns nun hier länger, als vielleicht anscheinend nötig gewesen wäre, mit diesen wohlgemeinten Winken für Tropenreisen beschäftigt haben, glauben wir die Entschuldigung in dem Umstande finden zu dürfen, daß von der Sorgfalt für das Wohlbefinden der Erfolg einer jeden, ganz besonders aber einer Reise in den heißen Klimaten vollständig abhängt. —

In Ceylon stehen wir ganz und gar im äquatorialen Tropenleben. Nicht nur der glühende Sonnenbrand, die feuchtheiße Treibhausatmosphäre, die besonders in der ersten Zeit des Verweilens in der tiefen Tropenzone so

erschlaffend und abspannend auf das Nervensystem drückt, nicht nur das grelle, blendende Leuchten der am immer wolkenlosen, tiefblauen Himmel strahlenden Sonnenkugel geben Zeugnis, lassen uns oft recht empfindlich spüren, daß die Linie nicht allzuweit entfernt ist, die unseren Erdball in zwei gleiche Hemisphären teilt, daß wir zunächst der Kreisbahn stehen, hart an der Straße weilen, die, bildlich gesprochen, unsere wärmestrahlende, lebenspendende, hier gerade über unserem Haupte hoch im Äther sich erhebende Feuerkugel in ewig gleichem Laufe zieht, oder, wenn wir korrekter uns ausdrücken wollen, daß wir der idealen Linie auf unserer kleinen Erdkugel nahe getreten sind, wo jahraus jahrein in unentwegtem Gleichmaße der volle Tag sich redlich in zwei gleiche Hälften teilt, zwölf Stunden sonnenlichter Tag, zwölf Stunden sonnenlose Nacht; wir sagen, nicht nur dies allein bringt uns zum vollen Bewußtsein, daß wir eingetreten sind in die heißeste, sonndurchglühte Zone, nein mehr noch, wohin das Auge schaut, wohin der Blick sich wendet, all überall finden wir Bilder der äquatorialen Region. Nicht nur der Nordländer, der den, wenn wir uns so ausdrücken sollen, sogenannten nordischen Süden kennt und liebt, und das ist jener herrliche Teil der gemäßigten Zone der nördlichen Hemisphäre, der sich nördlich der Tropenzone bis zu 45° n. B., also bis zum Fuße der europäischen Alpenkette, ausbreitet, und die entzückenden Gefilde Italiens, die sogenannten Rivieren, die Küstenländer Spaniens und Nordafrikas in sich schließt, also nicht nur den Nordländer werden die Bilder, die die äquatoriale Zone vor Augen zaubert, entzücken, auch den verwöhntesten, vielgereisten Reisenden und Forscher, sowie überhaupt jeden, der Sinn für Gottes große gewaltige Welt, der Verständnis für die phänomenale Schaffenskraft der Natur in sich birgt, werden diese Bilder zu heller Bewunderung hinreißen.

Freilich beschreiben läßt sich dies wie so vieles andere, und darunter das Beste und Hehrste in der Welt, nicht oder doch nur mangelhaft, weil auch die farbenreichste Schilderung immer hinter der Wirklichkeit zurückbleiben wird. Berufene Federn, gottbegnadete Dichter haben berichtet, haben besungen, was die Natur dort hervorgezaubert, wie Leben sich dort entfaltet und entwickelt hat, und Künstlerhände haben farbenprächtige Bilder der originellen Gestaltung und des tropischen Glanzes zur Anschauung zu bringen verstanden, aber diese Wirklichkeit ganz und voll zu versinnlichen ist und bleibt eine kaum je zu lösende Aufgabe.

Wir müssen uns hier bescheiden, mit wenigen Worten auf das hinzudeuten, das hervorzuheben, was vor allem Anspruch auf Berücksichtigung

Strand auf Ceylon.

erheben kann, dasjenige, von dem anzunehmen ist, daß es besonderes Interesse erregen dürfte. Eine Schilderung dessen geben zu wollen, was Schönes, Sehenswürdiges und Beachtenswertes man auf dem langen Wege „rund um die Welt" findet, dazu müßten Bände geschrieben, müßte jahrelange mühselige Arbeit geopfert werden; unser Zeitalter aber arbeitet in hastender Eile, mit Dampfesschnelligkeit, und wer seinen Mitmenschen und Nachfolgern auf Weltreisen einige auf Erfahrung beruhende, vielleicht nicht unwillkommene Winke und Anleitungen geben möchte, der ist genötigt, es schnell zu tun, denn nach Ablauf einiger Jahre wären solche, bei den rapiden Veränderungen im Weltverkehrswesen, schon bei Erscheinen veraltet.

Colombo mit 30000 Einwohnern trägt vollständig den Typus einer bedeutenden, wenn auch nicht gerade sehr bevölkerten tropischen Seehandelsstadt. Am Hafen konzentriert sich das rege Geschäftsleben, dort liegen die Verkaufshäuser der großen und kleinen Handelsfirmen, und während in den großen geräumigen, möglichst kühl und dunkel gehaltenen Kontors, Offices genannt, die großen Geschäfte abgewickelt werden, wird auf der Straße und in den nach dieser ganz offenen Kaufläden, vielfach auch in Kolonnaden oder sogenannten Laubengängen, ein reger Kleinhandel betrieben, derart, daß der Fremde sich kaum der zudringlichen Verkäufer, die ihn, besonders wenn er einmal etwas gekauft hat, auf Schritt und Tritt verfolgen, erwehren kann. Fast alle diese Kleinhändler sind Eingeborene, Singhalesen, die in der Hautfarbe den Indern ziemlich gleich sind, braun, zum Teil dunkelbraun, im allgemeinen aber eine Nuance lichter als die Hindus Süd- und Mittelindiens. Der Singhalese und nur dieser trägt rückwärts auf dem Kopfe einen oft recht wertvollen Schildpattkamm in Form einer niedrigen Halbkrone. Die Ureinwohner Ceylons, die Weddas, ein kriegerischer Stamm, der übrigens im Aussterben ist, finden sich nur mehr spärlich im Innern des Eilandes vor, dahingegen sind die Tamulen oder Tamilen, die aus Südindien stammen, häufig, und diese zumeist verrichten die schweren Arbeiten,

sind die Lastträger, die Kulis, die Rikshamänner, denn der Singhalese verrichtet nur sehr ungern schweren Dienst. Als Waiters und Stewards, d. i. Kellner und Aufwärter, sind sie gesucht, weil sie aufmerksam, dienstwillig und geschickt sind.

Wir erwähnten soeben die Riksha und müssen über diese einige Worte vorausschicken, da wir sie in ganz Ostasien bis hinauf nach Japan finden werden.

Die Riksha ist ein zweirädriges kleines Wägelchen, das von Menschen gezogen wird. Sie hat einen Sitz, auf Federn ruhend, für eine Person (nur ausnahmsweise an einigen Orten höher im Norden können zwei Personen, aber sehr gedrängt, Platz nehmen), zwei sehr hohe Räder (in einigen großen Städten gibt es sogar Rikshas mit Gummirädern!), ein kleines Verdeck und eventuell auch ein Spritzleder, um die Füße gegen Regen zu schützen, ferner eine Gabel, in die sich der Rikshamann einspannt. Das ist das allgemein übliche, übrigens ganz außerordentlich bequeme und angenehme Vehikel in Ostasien. Man steigt leicht ein und aus; das Wägelchen mit den hohen Rädern ist in großer Schnelligkeit zu bewegen, man rast sozusagen damit durch die Straßen und kann überall, selbst in engsten Gassen, fortkommen. An allen Ecken und Enden der frequentierteren Straßen findet man Standplätze der Rikshamänner, die, sowie sie jemanden erspähen, von dem sie annehmen dürfen, daß er fahren wird, sofort auf ihn zujagen, um den Fahrgast für sich zu ergattern. Sowie dieser Platz genommen hat, setzt sich die Riksha in Bewegung und im flottesten Trabe, die Beine hoch aufwerfend, rast unser braver, natürlich bis auf einen schmalen Lendengurt vollkommen nackter, auf dem Kopf einen glockenförmigen Strohhut tragender Rikshamann dem angegebenen Ziele entgegen. In hügeligen Gegenden, oder wenn große Entfernungen, die stundenlange Fahrten erheischen, zurückgelegt werden müssen, wird ein zweiter Mann aufgenommen, der entweder als Vorspann (pullman) oder als Schiebender (pushman) dient (Abbildung S. 30.)

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß diese Menschenbespannung vom Gesichtspunkte der Ethik oder der Humanität betrachtet nicht gerade als besonders menschenwürdig gepriesen werden kann, aber die hochzivilisierten Kulturschwärmer mit ihren hyperhumanitären Gebarungen und Doktrinen, unsere lieben christlichen Mitbrüder dies- und jenseits des Atlantischen Weltmeeres, die in ihrem Übereifer die Barbaren und Halbbarbaren mit ihren Missionaren beglücken, die die „unglücklichen(?) und bedauernswerten" Eingeborenen erlösen, befreien, menschenunwürdigem Joche entziehen wollen, die

mögen doch gefälligst einmal in den Kohlengruben in England oder den Kupferbergwerken in den Rocky Mountains anfahren, oder in den Fabriken und allerlei industriellen Unternehmungen in den Kulturstaaten Umschau halten und dann zuvörderst und zuerst dort, also im eigenen Hause, Wandel schaffen und Mißstände oft viel schlimmerer Art abstellen — wenn das eben möglich wäre! —, bevor sie sich über Dinge aufhalten, die nach ihrer sehr einseitigen, nichts weniger als unvoreingenommenen Anschauung als inhuman zu verdammen sein sollen.

Wahrlich, man betrachte nur diese herkulischen, muskulösen Prachtgestalten, gebaut wie zu Modellen für Bildhauer, mit stählernen Muskeln, breiter, voller Brust, runden, kraftstrotzenden Schenkeln und Waden, freundlichen, oft kindlichen Gesichtszügen, leuchtenden, schwarzen, gutmütig dreinblickenden Augen, immer heiteren Gemütes, solange sie so glücklich sind, einen Fahrgast erobert zu haben. Diesen Prachtkerlen in ihrer, trotz schwerer Arbeit, strotzenden Gesundheit können wir mit bestem Willen keine „Erlösung" wünschen; wir würden es nicht übers Herz bringen, ihnen ihr tägliches Brot oder, richtiger gesagt, ihren Reis zu nehmen, wo sie so freudig und arbeitsfroh ihrem, wenn auch schweren, selbstgewählten Berufe obliegen!

Seht euch, ihr Völkerbeglücker, dagegen eure weißen Mitbrüder und Schwestern einmal gründlich an, wenn sie, besonders die jugendlichen Arbeiter, bleich und abgehärmt, oft wahre Jammergestalten, aus ihren Fabrikkasernen oder aus den Erz- und Kohlengruben ans Tageslicht heraustreten!

Gewiß, eines wie das andere muß verrichtet werden, hier wie dort, und wohl, wenn sich Menschen finden, die es zu tun gewillt sind. Aber nur keine Gefühlsduselei, keine humanitäre Erlösermiene aufsetzen wollen, wenn sich's um „unerlöste Seelen in den Barbarenländern" handelt, und dann ein nachsichtiges „durch die Finger sehen" im eigenen Hause, weil solches dort Geld einbringt!

Deswegen fahren wir guter Dinge und ohne Skrupel in der flotten Rikscha, wissen wir doch, daß wir unserem braven, gutmütigen Rikschamann eine ungeheure Freude bereiten, wenn wir ihm den wirklich sehr bescheidenen Verdienst zuwenden; und geben wir ihm einen reichlichen, wohlverdienten Bakschisch dazu, dann können wir versichert sein, daß, wo wir uns blicken lassen, unser Rikschamann schon auf uns lauert, und wehe dem Rikschakollegen, der ihm „seinen Herrn" (that is my gentleman!) abwendig machen wollte!

Nach Einkauf von Tropenhelmen, die für den Nichteingeborenen auf die ganze Dauer des Aufenthaltes in den Tropen unbedingte Notwendigkeit sind, erkoren wir zwei vor dem Hotel uns bestürmende Rikschamänner, machten es

uns in den Rikshas bequem und ließen uns in schnellem Trabe — denn anders tun sie's nun einmal schon aus Ehrgeiz nicht — durch die belebten Straßen Colombos fahren. Welch fesselnd anziehendes Bild, welch emsiges Treiben, welch ein Haschen nach Verdienst; alles wickelt sich ja auf der Straße ab, Kaufwaren liegen ausgebreitet teils vor, teils in den offenen Kaufläden und Basars, außerdem hat jeder Händler einige Verkäufer, die in den Kolonnaden und in der Straße herumlungern, meist einige Artikel bei sich führend, die sie den Fremden unter Geschrei und lebhaftem Gestikulieren anbieten, ihn dringend, richtiger zudringlich auffordernd, in seinen Kaufladen einzutreten. Und es gibt wirklich schon hier in Ceylon viele sehr schöne, aparte und preiswürdige Sachen zu kaufen, und wer von Edelsteinen, besonders Saphiren und Rubinen und Halbedelsteinen etwas versteht, der kann hier bei scharfer Prüfung und Vorsicht tatsächlich recht billig und gut einkaufen. Nur in Birma (Rangoon, Mandalay) und Kalkutta finden sich noch berühmtere Märkte für Edelsteine. Stickereien, Teppiche, Seide, sowie Elfenbein und Silberarbeiten wird derjenige, der hinüber nach Indien fährt, dort, besonders in Oberindien vorteilhafter und in viel reicherer Auswahl sich verschaffen können.

Unsere erste Ausfahrt führte uns durch das nicht sehr ausgedehnte Fremdenviertel, in dem nichts Bemerkenswertes, vielleicht mit Ausnahme des Palais des englischen Residenten, zu sehen ist; dann gelangt man an den Strand, wo eine schwache Seebrise uns ein klein wenig Erfrischung bietet, entlang des brandenden Meeres, auf der roten Fahrstraße — das Terrain, auf dem Colombo liegt, besteht ringsum aus einem braunroten Erdreich, wie gebrannte Ziegelerde — erreicht man in 20 Minuten das staatliche Gall Face Hotel, isoliert am Meere gelegen, mit hübschem kleinen Garten und Seeterrasse, besonders bei denen beliebt, die längeren Aufenthalt nehmen und dem bunten, geräuschvollen Leben und Treiben, das aber auch seine Reize bietet, fernbleiben wollen. Gegen Abend entwickelt sich am Strande zwischen der eigentlichen engeren Stadt und dem Gall Face Hotel ein lebhafter Korso.

Weiterfahrend gelangen wir in eine Waldstraße von ganz eigenartigem Reize, rechts und links ein Bungalo am anderen, ein jeder halb im Wald versteckt. Diejenigen der Vornehmen und Reichen, die sich fast alle hier niedergelassen haben, mit entzückenden, parkartigen Gartenanlagen umgeben, inmitten welcher sich die geräumigen, eleganten Wohnsitze der englischen und fremden Bewohner Colombos befinden. Mitunter unmittelbar daneben die bescheidenen, im Schatten der hochstämmigen Kokospalmen gelegenen kleinen Bungalos minder Bevorzugter, oder auch vielfach die ärmlichen Bambushütten der Ein-

geborenen, vor denen sich ausnahmlos eine Schar von allerliebsten nackten, braunen Kindern, alle immer lustig und guter Dinge, tummelt. Die Fahrt durch dieses Bungalo Quartier, es ziehen verschiedene Parallel- und Querstraßen gleicher Art längs dieses Palmenwaldes, ist ganz außerordentlich reizvoll und höchst originell. Es ist ein echtes, farbenreiches Bild des Tropenlebens.

Das Klima bringt es eben mit sich, daß sozusagen alles sich vor den Augen des Publikums abspielt; der Beruf, das Geschäft, das Familienleben vollzieht sich mehr oder minder vor dem Hause, unter freiem Himmel, auf der Straße.

Die Bauart der Wohnhäuser hier, wie überall innerhalb der heißen Zone in Asien, ist eine von der in den kälteren Klimaten wesentlich verschiedene, abweichende. Beinahe ausnahmlos finden wir in den Tropen als Wohnhaus den sog. Bungalo, ein ebenerdiges Gebäude, auf einem etwas über das Erdniveau sich erhebenden Unterbau von Stein oder Holz zu dem meist einige Stufen hinaufführen. Gewöhnlich läuft ringsum, zum mindesten aber auf mehreren Seiten des im Viereck gebauten Hauses, eine breite, gedeckte Veranda, von welcher aus der Eingang in die Wohnräume stattfindet. An der Außenseite der Veranda können Matten oder Markisen herabgelassen werden zum Schutz gegen die Sonne. Fenster und Türen der Wohnräume gehen mithin auf die Veranda, welche also gleichsam ein Vorraum für das daranstoßende Zimmer bildet, der mit einem Liegestuhl, Schaukelstuhl und kleinem Tischchen versehen ist und zumeist, so besonders auch in Hotels, zur Benutzung desjenigen, dem das betreffende anstoßende Zimmer eingeräumt ist, vorbehalten bleibt. Die kleinen Holz- oder Bambushäuschen der Eingeborenen haben nach der Straßenfront gewöhnlich nur einen allgemeinen Wohnraum und davor eine überdachte Veranda in der ganzen Breite des Hauses, wo sich das häusliche Leben vor aller Augen abspielt. Kinder in Unzahl tummeln sich dort, die kleineren splitternackt, die älteren nicht gar viel mehr bekleidet, die Frauen tragen ja auch nur ein schalartiges buntes Gewand um die Hüften und bis zur halben Brust und Schulter; auf der linken Hüfte sitzt rittlings, durch das linke Armgelenk der Mutter ein wenig unterstützt, zumeist, bei den jüngeren Frauen möchte man schon sagen stets, der jüngste, kleine, nackte, putzige Sprößling, der in kürzester Zeit eine unglaubliche Geschicklichkeit erreicht, sich in seinem lebendigen Sattel festzuklammern.

Die Männer sind zum großen Teile, die schwer arbeitenden fast ausnahmlos nur mit einem ganz schmalen, um die Hüften gewundenen Tuch oder schmalen Gurt bekleidet, wenn man eine „Kleidung" darin erblicken will.

Auf dem Kopfe tragen sie einen deckelartigen, breiten Hut, aus Stroh, Bast, Schilf oder sonstigen blattartigen Gewächsen hergestellt.

Selbstverständlich sind die besser situierten und vornehmen Eingeborenen überall in den äquatorialen Tropenländern Asiens anders, d. h. reichlicher bekleidet, aber fast allerorts, wenn sie im eigenen Lande sind, tragen sie ihre landesübliche Kleidung, die in den verschiedenen Ländern, in Nordindien,

Straße in Colombo.

in Hinterindien, auf den Inseln der niederländischen Kolonien, in Indochina variiert, aber immer leicht und luftig, togaartig, nicht anschließend ist, mit einem Worte „angepaßt" dem heißen Klima.

Welch außerordentlichen Reiz dieses höchst originelle Straßenleben dem Fremden gewährt, ist begreiflich, es ist eben etwas ganz anderes, außerordentlich Apartes, dem Auge unausgesetzt neue, frappierende Bilder Bietendes.

Und wenn oft die drückende Sonnenglut, die schwere Treibhausatmo-

sphäre, wie solche speziell in den Inselländern herrscht, wo durch die nahe See die sonndurchglühte Luft mit Feuchtigkeit geschwängert ist, uns wenn auch nicht viel kühlere, so doch schattigere Orte, im Hotel oder sonstwo, hat aufsuchen lassen, gar bald zieht es uns unwillkürlich und magisch doch wieder hinaus in die Brathitze, man ruft den Rikshamann, und bevor man sich's recht überlegt hat, ist man wieder mitten im bewegten, bunten Straßengewühl, rümpft wohl die Nase über manche mephitische Gerüche, möchte sich am liebsten die Ohren verstopfen vor dem betäubenden Geschrei der verkaufenden und kaufenden Menge, der nach freier Bahn rufenden unzähligen Rikshalenker, Kulis, Ochsenkarrenführer u. dgl. m. — aber trotz alledem ist doch der Reiz so groß, das bewegte, bunte Bild so berückend, daß man sich immer wieder hingezogen fühlt.

Und dabei sind Vegetation und Natur so apart eigentümlich, so großartig, daß jede Fahrt, wohin man auch das Ziel gerichtet hat, an neuen Eindrücken überreich ist.

Hat man das im Villen- oder Bungaloviertel gelegene sehr interessante Museum, in welchem man ein getreues Bild der Fauna und Flora, der Erzeugnisse und der Geschichte Ceylons erhält, sowie die ebenfalls in der Nähe dort befindlichen Buddhatempel, alte und neuere — die zwar nur für den Interesse bieten können, der nicht hinüber nach Indien reist — besichtigt und eine Fahrt mit der Rikscha oder auch, aber nicht besonders anzuraten, mit elektrischer Straßenbahn zum Fluß gemacht und gegen Abend die Elefanten an der Tränke besucht, dann ist ein Halbtagsausflug zu Wagen oder Rikscha in 1^1_4—2 Stunden nach Mount Lavinia, ein am Strande südlich von Colombo isoliert gelegenes Hotel, recht lohnend. Der Weg führt unausgesetzt durch Palmenwald, auf der langen breiten Straße, an der die Bungalos der vornehmen Bewohner Colombos gelegen sind, entlang. Mount Lavinia, auf einem romantischen Punkte hart am Meere und dicht am Palmenwalde gelegen, ist infolge der brandenden See etwas kühler als Colombo. Es ist aber nur für diejenigen geeignet, die absolute Ruhe und Abgeschlossenheit suchen, die dem Getriebe der Welt entfliehen wollen.

Wen in Colombo nicht Beruf oder sonstige Interessen fesseln, der wird nach Ablauf von einigen Tagen dort gesehen haben, was zu sehen ist, und zweifelsohne auch so reichlich mit Hitze versorgt worden sein, daß er, mit vollster Beruhigung, seiner Pflicht als Tropenreisender genügt zu haben, ungescheut sich aufwärts zu höheren — wir können nicht sagen „und lichteren", denn an Licht und Sonne fehlte es auch unten nicht —

und kühleren Regionen aufschwingen kann, und die gibt es gottlob auf Ceylon.

Ganz besonders der durch das Rote Meer nach Colombo kommende Reisende sollte, wenn er zum erstenmal die heiße Äquatorialzone betritt, es nicht verabsäumen, vor der Weiterreise im heißen Klima sich durch mindestens 10—20 Tage in kostbarer kühler Höhenluft aufzufrischen. Dadurch wird er seine Widerstandsfähigkeit gegen die seine Gesundheit gefährdenden Einflüsse der heißen Klimate ganz außerordentlich stärken und stählen. Nach einem 2—3 wöchigen Verweilen in guter Höhenluft wird die erschlaffende Einwirkung der arabisch-afrikanischen Wüstenluft des Roten Meeres und der atembeklemmenden Treibhaushitze Colombos verflüchtigt sein, und neugestärkt vermag der Organismus den Unbilden Südindiens ohne Schaden leichter zu widerstehen. Und wer seine Konstitution in dem „heißen" Kampfe mit dem Sonnengotte kräftig unterstützen will, der tue, was wir auch getan, er wiederhole nach einer angemessenen Zeit dieses auffrischende, stählende Luftbad (z. B. in Darjeeling am Fuße des Himálaya und in Tosari auf Java). Wer solches tut, der darf auch mit Zuversicht hoffen und erwarten, heil, ohne Schaden an seiner Gesundheit genommen zu haben, den Gefahren des äquatorialen Klimas zu entrinnen.

Die Bahnfahrt von Colombo hinauf nach Kandy bietet reiches Interesse, ist landschaftlich ganz ausnehmend liebreizend und führt uns vollkommen neue, im hohen Grade fesselnde Bilder vor Augen.

Die großartige tropische Vegetation und die romantische Schönheit des Berglandes der Insel Ceylon sind weltbekannt und weltgepriesen. „Paradiesisch" nennt man Ceylon, einen Garten Gottes, und in der Tat, es ist ein paradiesischer Erdenfleck — freilich ein etwas heißer, und selbst Kandy, in 500 Meter Seehöhe, weist noch eine hohe Temperatur und feuchtheiße Treibhauswärme auf, aber doch ganz anderer, besserer Art als drunten an der Küste.

Ceylon könnte wirklich ein irdisches Paradies zu nennen sein, es ist tatsächlich so schön und romantisch wie kaum ein anderes Land — natürlich von der Großartigkeit der europäischen Alpen oder den himmelragenden Firngipfeln des Himálaya abgesehen — und nur ein Land, Java, werden wir noch auf unserer Fahrt kennen lernen, das an Gewaltigkeit der Vegetation Ceylon übertrifft, und das diesem auch bezüglich landschaftlich malerischer Formationen nicht nachsteht, es vielleicht sogar, besonders bezüglich abwechselungsreichen Aufbaus der vulkanischen Berggestaltungen, übertrifft. Aber hier wie dort, auf Java,

tritt das fatale „aber" dem Prädikate „paradiesisch" entgegen, und dieses „aber" ist hier wie dort die allzu große Hitze, wenigstens im Vergleiche mit der „gemäßigten" Zone.

Abgesehen von diesem „aber" — und Vollkommenes, an dem nichts auszusetzen bliebe, gibt es hienieden nun einmal nicht — sind die beiden großen Inselländer Ceylon und Java wahrscheinlich als das Schönste, was die Natur in der Tropenwelt erzeugt hat, anzuerkennen; zweifelsohne zählen diese Gegenden zu den lieblichsten, reizendsten auf dem Erdenrund, und in bezug auf grandiose Vegetation dürften beide, ganz besonders aber Java, wohl hinter keinem Punkte der Erde zurückstehen.

Vielgepriesen sind auch einige von den Südseeinseln, so besonders Samoa und die jetzt den Vereinigten Staaten von Nordamerika gehörigen Hawai- oder Sandwichinseln. Da ich ersteres nicht kenne, vermag ich darüber nicht zu urteilen, was aber letztere betrifft, so stehen sie doch erheblich gegen die äquatorial-tropischen Inselländer zurück, und wenn man von diesen nach Honolulu kommt, erscheint am letzteren Orte die Vegetation, verglichen mit jener in Ceylon und Java, fast dürftig. Dahingegen weisen die Hawaiinseln einen hochanzuschlagenden klimatischen Vorzug auf. Sie liegen hart an der Tropengrenze, inmitten des gewaltigen, großen Stillen Ozeans, und besitzen ein beneidenswertes, beinahe ideal zu nennendes Klima; es ist so ziemlich jahraus, jahrein mildes, warmes Frühjahr, also eine Temperatur, wie solche sich der Bewohner gemäßigter Zonen nicht kostbarer wünschen kann.

Auch in Südamerika finden sich Gegenden mit großartiger Tropenvegetation, aber auch sie stehen hinter Ceylon und Java weit zurück; die großartige alte und neue Kultur, die wir auf unseren beiden genannten Inseln finden, fehlt dort gänzlich, und die Erreichung und Bereisung jener amerikanischen Gebiete ist mit gar viel Unbequemlichkeiten und Opfern verknüpft.

Versetzen wir uns nun zurück nach Colombo und fahren wir in das Wunderland hinein und hinan nach Kandy. Eine hochinteressante Fahrt, anfangs durch eine wasserreiche Niederung, dann durch kultiviertes Hügelland auf einer Bergbahn, die von 100 Meter Seehöhe aufsteigt zu 500 Meter, wo wir nach $3\frac{1}{2}$stündiger Fahrt einen Gebirgssattel erreichen und ein klein wenig abwärts fahrend zur Peradeniya Junction-Station kommen. Der eine Schienenstrang führt hier weiter aufwärts ins Land, der andere, den wir benutzen, zieht an dem weltberühmten botanischen Garten von Peradeniya entlang über die Peradeniya-Station in einer $\frac{1}{2}$ Stunde nach Kandy.

Der ganze Weg, den wir durchmessen haben, ist unvergleichlich reizvoll und

bietet eine Fülle des Interessanten. Palmenwald mit allem möglichen Unterholz, Bananen, Reisfelder unter Wasser, auf denen büffelartige Ochsen, bis zum Bauch im Schlamm watend, mit primitivem Pfluge mühsam die Furche ziehen, und Kulis, Männer und Frauen, die hellgrüne, schilfartige Reispflanzen im Schlammwasser einsetzen Später im Hügel- und Berglande Tee- und Kaffee-

Blick auf Kandy.

plantagen mit schmucken Bungalos und Wirtschaftsgebäuden. Im Walde verstreut liegen zahlreiche Wohnhäuser und Hütten, alle reich bevölkert, nie ohne die obligate Zahl von hoffnungsvollen nackten Sprößlingen, die unbekümmert um Kobra oder andere Reptilien barfuß im tiefen Grase und Gestrüpp ihren ländlichen Beschäftigungen oder Vergnügungen nachgehen. Hier und da sehen wir auch Elefanten — eine kleinere Gattung als drüben in Indien — bedächtig, aber erstaunlich geschickt, schwere Arbeit verrichten.

In Kandy finden wir in Queens Hotel gutes Unterkommen. Vor unseren Fenstern, nur durch die Straße geschieden, breitet sich ein von üppigem Walde bordierter, von grünen Hügeln und Berglehnen umschlossener See mit einem Miniaturinselchen aus, und unweit unseres Hotels liegt der höchst malerisch von Wasser umgebene alte Malagawa-Tempel! Es ist dies der heiligste Tempel auf Ceylon, weil in demselben ein Zahn Buddhas — von erstaunlicher Größe — aufbewahrt ist.

Wenn die Lage und die Umgebung von Kandy in hohem Grade ansprechend, die Vegetation gewaltig und staunenerregend genannt werden müssen, sohin ein Aufenthalt hier als wirklich genußreich zu bezeichnen ist und der Ort als Unterkunfts- und Verpflegungsstation auch für den Anspruchsvolleren zum mindesten als ganz entsprechend erwähnt zu werden verdient, so darf man aber doch nicht erwarten, und kann es in Anbetracht der hier noch geringen Seehöhe von ca. 500 Meter auch nicht beanspruchen, schon hier eine nach europäischen Ansichten wohltuende Gebirgsfrische zu finden; dazu müssen wir höher hinauf nach Nuwara Eliya.

Bevor wir jedoch die Fahrt dahin antreten, müssen wir der pièce de résistance von Kandy, ja in gewisser Hinsicht von ganz Ceylon, die gebührenden Worte der Anerkennung zollen.

In Kandy finden wir einen botanischen Tropengarten, dessen Berühmtheit nur allein von dem in Buitenzorg auf Java — den wir später kennen lernen werden — übertroffen wird. Der botanische Garten von Peradeniya nahe Kandy ist ein Juwel, das sich nicht leicht beschreiben läßt. Man denke sich einen englischen Park mit breiten Fahrwegen, schmalen Gehwegen und Pfaden zum Promenieren, Wasserbecken und kleinen Teichen, Gewächshäusern, Blumenparketts, kurz allem, was zum Schmucke eines schönen Parkes beiträgt, mit alleiniger Ausnahme eines Palmen- und Treibhauses. Dafür aber besteht der herrlichen Schatten spendende, hochstämmige

Gummibaum in Peradeniya.

Wald in seiner Mehrheit aus Palmen aller erdenklichen Gattungen und Arten; zwischen und neben diesen hoch in die Lüfte ragenden, eine mächtige, weit ausgreifende, in staunenswerter Üppigkeit sich entfaltende Blätterkrone tragenden Riesenpalmen sehen wir alle erdenklichen, vom Tropenklima erzeugten und gezeitigten Bäume, Pinien und Nadelhölzer, Blatt- und Laubholz, Sträucher, fettblätterige Blattpflanzen, Lianen und Schmarotzerpflanzen, die sich bis zu den höchsten Kronen der Riesenstämme hinanwinden, Rhododendren in Stämmen, Mimosenbäumchen, Farnkräuter in solcher Größe und Höhe, daß sie als dichtes Unterholz erscheinen. Eine Garten- und Waldespracht von märchenhafter Üppigkeit! Für Botaniker eine wahre Fundgrube, denn hier und ebenso in Buitenzorg sind die tropischen Pflanzen und Gewächse der ganzen Welt zusammengetragen worden.

Eine Wagenfahrt in langsamem Tempo, um die Pracht der Vegetation und die Vielgestaltigkeit und Vielseitigkeit der an Zahl und verschiedener Gattung überreichen Gewächse, Pflanzen, Blumen und Bäume mit Muße bewundern zu können, durch den botanischen Garten, richtiger Park, verbunden mit kleinen Fußtouren auf den trefflich gepflegten Promenadenwegen, um die einzelnen Objekte, Treibhäuser, Pavillons, Baumgruppen u. dgl. näher in Augenschein zu nehmen, zählt zu den sich unauslöschlich ins Gedächtnis einprägenden Schaustücken auf einer Tropenreise.

Nur hüte man sich vom Wege abzuweichen, nicht sowohl der Schlangen, als vielmehr der zwar nicht gefährlichen, aber recht lästigen kleinen Blutegel wegen. Es finden sich ungezählte Tausende von kleinen, schmalen Blutegeln überall im Grase hier vor; man sieht die kleinen Tiere nicht, spürt auch nicht, wie sie an Schuh und Stiefel hinankriechen, dann irgendwo am Bein sich festsetzen; man empfindet auch keinen Schmerz, wenn sie sich eingebissen und dann so lange Blut gesogen haben, bis sie abfallen. Erst beim Umkleiden zumeist findet man einen erstaunlich großen, oft zehn und mehr Zentimeter messenden Blutfleck. In den meisten Fällen verläuft die Sache ganz schmerz- und harmlos, eine Blutvergiftung ist aber nicht ausgeschlossen, weswegen der Manager des Hotels nach jedem Spaziergange uns dringend anriet, zuvörderst Schuhe und Strümpfe zu wechseln, weil die kleinen Blutsauger selbst durch Gamaschen ihren Weg zu finden wissen.

Bei dieser Gelegenheit sei auch gleich das Thema der gefürchteten Schlangen hier erörtert. Für den europäisch Gekleideten, mit Lederschuhen und ledernen Gamaschen Versehenen ist eigentlich die Gefahr der Schlangenbisse nicht so groß, wie von Europäern zumeist angenommen wird. Die Schlangen, wie

überhaupt die meisten Reptilien und Raubtiere, mit Ausnahme einiger der größeren reißenden Tiere, fliehen vor jedem Geräusch, wie starkem Schritt und Aufschlagen mit dem Stocke, und stellen sich nur dann zur Wehr oder gehen den Menschen an, wenn sie sich, aus was immer für einem Grunde, der ihnen anscheinend drohenden Gefahr nicht mehr entziehen können. Aber auch dann, wenn man beispielsweise durch Zufall auf eine Schlange treten würde, so daß sie zum Bisse kommen könnte, ist sie, auch die Kobra, die sehr giftige und verbreitetste Schlange Indiens, nicht imstande, durch einen guten Lederschuh oder gar eine Gamasche zu beißen. Sie würde übrigens ihr Gift im Leder oder im dicken Stoffe verspritzen, ohne es in eine Wunde ergießen zu können, wenn wirklich durch unglücklichen Zufall es sich ereignen sollte, daß an einer minder geschützten Stelle sie bis zum Fleisch gedrungen wäre. Will man freilich mit der Hand, vielleicht gar mit der unbekleideten Hand etwas auf dem Erdboden pflücken oder sich dort zu schaffen machen, dann sollte man vorher mit einem starken Stocke (am angezeigtesten ist ein Degenstock, der auch für eventuelle Abwehr oder Tötung einer Schlange die besten Dienste leisten wird) nach der Stelle, wo man sich am Erdboden zu schaffen machen will, einige kräftige Schläge führen, die sicher zur Folge haben würden, daß ein eventuell in der Nähe sich aufhaltendes Reptil sofort sich möglichst geräuschlos, um nicht entdeckt zu werden, aus dem Staube machen würde.

Eine andere Gefahr besteht allerdings bezüglich der Schlangen, nämlich jene, daß eine solche sich in das Zimmer geschlichen hat und sich vielleicht im Bett unter der Decke oder dem Kopfkissen verkrochen haben könnte. In manchen Reisebüchern wird als nicht zu verabsäumende Vorsichtsmaßregel angeraten, nie schlafen zu gehen, ohne vorher das Kopfkissen aufgehoben und die Bettdecke, die übrigens ohnehin ja nur aus einem Leintuch oder höchstens ganz dünnem Stoffe besteht, gelüftet zu haben.

Da Vorsicht niemals schaden kann, ist diese Maßregel gewiß nicht von der Hand zu weisen. Gestehen muß ich allerdings, daß wir, meine Frau und ich, dieselbe recht arg vernachlässigt, richtiger gesagt, eigentlich nur dort beobachtet haben, wo unsere Unterkunft, beispielsweise in den sogenannten Rasthouses, den Bahnstations-Unterkunftshäusern in Südindien oder sonstigen ganz primitiven Nachtlagern, sich als sehr wenig vertrauenswürdig darstellte. In allen besseren Gasthäusern oder Hotels ist diese Gefahr wohl nur in höchst geringem Maße vorhanden. Bei den zahlreichen Bedienenden, die in den ostasiatischen Ländern dem Gaste zur Verfügung stehen — für jede Ver-

Elefanten auf Ceylon.

richtung ist je ein brauner Diener vorhanden — ist in den Hotels viel zu viel Bewegung und Lärm, ein fortwährendes Kommen und Gehen, also gerade das Gegenteil von dem, was jene Reptilien suchen, die bewegungslos auf der Lauer liegen, um einen Fang zu machen für ihr tägliches Brot oder die etwaige Annäherung eines ihnen gefährlichen Feindes hören und wahrnehmen zu können. Es ist somit sehr wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, ein solch giftiges Reptil im Zimmer zu finden, womit allerdings nicht gesagt sein soll, daß es nicht doch dann und wann vorkommen könnte.

Übrigens gibt es einen ganz vortrefflichen, durchaus erprobten Schutz gegen Eindringen der Schlangen in Wohnräume, und das sind Rohrmatten, die vor den Türen und längs der Veranden in den Bungalos ringsum, wie unsere Teppichläufer, gelegt werden. Keine Schlange kriecht über eine solche Rohrmatte. Warum? Es wurde mir gesagt, die Schlange scheue vor dem Geräusch, welches verursacht wird, wenn sie darüber hinweg kriechen will, zurück. Dies erscheint mir nicht ganz plausibel, ich weiß jedoch keine andere Erklärung aufzustellen, aber daß die Schlangen nicht darüber gehen ist Tatsache, und das genügt!

Nun soll man aber auch nicht allzu große Ängstlichkeit oder gar Furcht vor Schlangen in den Tropenländern haben. Es ist ja richtig, es gehen alljährlich viele Hunderte am Schlangenbiß zugrunde, aber daß es nicht noch viel mehr sind, darüber könnte man sich eher verwundern. Sahen wir doch in Ceylon, ganz Vorderindien, Hinterindien, Java Tausende und Abertausende der Eingeborenen, Männer, Frauen und Kinder in adamitischer Nichtbekleidung der Feld- und Waldarbeit obliegen, im hohen Grase, in den Dschungeln, in Sumpf und Schlamm der Reisfelder, in den Tee- und Kaffeeplantagen, im dichten Waldgestrüpp hantieren, in den Tanks und Flüssen baden, Wäsche waschen oder an den Ufern und im Waldesschatten auf den blanken Grasboden hingestreckt Siesta halten. Splitternackte, putzige, kleine Kinder, die kaum auf ihren braunen Beinchen ihren größeren nicht viel mehr bekleideten Spiel-

kameraden zu folgen vermochten, tummeln sich allerwegs im Walde, im hohen Farnkraut, in den dichten Bananenkulturen. Kein Wunder, wenn da Hunderte den Schlangenbissen erliegen.

Der europäisch Gekleidete, wenn er Bedacht auf den Schutz seiner Beine und Füße genommen, wird kaum je in die Gefahr kommen, auf einem Ausfluge von einer Kobra angegriffen und gebissen zu werden, und tatsächlich kommen auch diese Fälle nur äußerst selten vor, um so seltener, als die Nichteingeborenen fast ausnahmlos bei Ausflügen und Expeditionen entweder fahren oder reiten oder Damen sich im Palankin tragen lassen.

Überhaupt bekommt man viel weniger gefährliche Reptilien und Raubzeug zu Gesicht, als man nach Erzählungen und Beschreibungen gewöhnlich annimmt. Von den kleinen Schlangen, die der Reisende in den Tropenländern zu Gesicht bekommt, ist ein guter Teil, vielleicht der größte Teil, harmloser Natur, nicht giftig. Die gefürchtete Kobra — außer welcher übrigens noch eine kleinere, noch gefürchtetere Schlange vorkommt — sieht man allerdings häufig, aber — abgerichtet, dressiert und von Eingeborenen vor den Hotels gegen Bakschisch produziert, neben dem kleinen Monger, einem Ichneumon, ähnlich einem Wiesel oder einer größern Ratte, dem Todfeinde der Schlange. Der Kampf zwischen Monger und Kobra ist ganz interessant, beide werden aber von den Gauklern im entscheidenden Augenblick zurückgehalten, und nur wenn man sich zur Zahlung von 5 Rupien (ca. 7 Mark oder 8 Kronen) herbeiläßt, wird der Kampf zu Ende geführt, wobei übrigens nahezu ausnahmlos der kleine Monger Sieger bleibt. Dieses kleine, flinke, behende, tapfere Tierchen versteht es wunderbar, der sich hochaufbäumenden und dann plötzlich auf seinen Gegner zuschießenden Schlange auszuweichen, und bevor diese noch sich gewendet, hat der Monger seinem Feinde mit einem energischen Biß seiner scharfen Zähne den Halswirbel durchschnitten, ihm den Garaus gemacht.

In fast allen Bungalos, besonders in Südindien, wo die Schlangen am häufigsten vorkommen, findet man als Haustier, wie bei uns die Katze, den Monger, der sofort jede Schlange, die sich eingeschlichen haben könnte, wittert und unverzüglich auf sie losgeht.

Außer diesen giftigen kommen aber sehr viele ganz harmlose, ja nützliche Schlangen vor, und der Manager vom Queens Hotel in Kandy teilte uns mit, daß oben am Dach mehrere größere, aber natürlich giftlose Schlangen ausgesetzt seien, welche als bestes Mittel dienen, die wegen der unmittelbaren Nähe des großen Tanks hier sehr zahlreich vorkommenden Ratten zu vertilgen, da

letztere das Lieblingsgericht fast aller Schlangen seien. Infolgedessen solle man sich ja nicht entsetzen, wenn man zufällig einmal einer Schlange begegnen würde, was übrigens selten vorkomme, weil sie das Dach, wo sie ihre reichliche Nahrung finden, fast nie verlassen.

Was endlich die ganz großen Schlangen betrifft: Anakonda, Klapperschlange und dergleichen abscheuliches Gezücht, so könnte nur derjenige mit solch gefährlichen Reptilien in Berührung kommen, der tief in den Urwald, in das Innere der scheinbar undurchdringlichen Dschungeln eindringen würde. Aber auch da ist die Gefahr geringer, als man annehmen sollte. Um solche Unternehmungen, z. B. Jagden, auszuführen, muß man eine ganze Expedition ausrüsten; es muß der Pfad mit der Axt gebahnt werden, eine größere Zahl Menschen und Lasttiere sind in Bewegung, und Lärm und Geräusch sind derartig, daß jedes gefährliche Raubtier und Reptil vor den langsam vorwärts kommenden Eindringlingen zurückweicht. Nachts muß, ob im dichten Walde, ob auf freiem Plane, unbedingt ein Biwakfeuer, solange es dunkelt, unterhalten werden; kein Getier, selbst nicht der blutdürstige Tiger, der „men-eater", nähert sich dem Feuer; die Furcht vor dem lodernden Feuer schreckt jedes Raubtier ab, wehe nur, wenn das Feuer aus Unachtsamkeit vor Tagesanbruch verlöschen sollte, dann gibt es Opfer. —

In angenehmer Weise verbringt man leicht eine Woche und mehr mit dem Besuche des idyllisch gelegenen Malagawa-Tempels, wo die in gelbe Togas (die Farbe aller Hindupriester) gekleideten Buddhapriester den Fremden außerordentlich zuvorkommend empfangen, mit Spaziergängen und Spazierfahrten im königlichen Park, im Peradeniya-Garten, oder auf den trefflichen breiten Fahrwegen, die nach allen Seiten hin und aufwärts der prächtig bewaldeten Hügel gezogen sind. Lohnend auch ist eine Fahrt gegen Sonnenuntergang zu den Elefantenkrals, wo man dem Flußbade der massigen Rüsseltiere beiwohnen kann.

Bezüglich der Temperatur sei nur bemerkt, daß während unseres Aufenthaltes in Kandy, anfangs Dezember, die Zimmertemperatur zwischen 21 und 24° Celsius (70—75° Fahrenheit) schwankte.

Um uns noch mehr Auffrischung zu unserer bevorstehenden, voraussichtlich sehr heißen sechswöchigen Tour durch Indien zu holen, fuhren wir am 7. Dezember mit der Bahn hinauf nach Nuwara Eliya, 1900 Meter über Meer. Es ist dies die im Hochsommer viel besuchte, klimatisch und landschaftlich ganz hervorragend angenehme und reizende Sommerfrischstation Ceylons. Zur Saison ist alles überfüllt hier, sämtliche der zahlreichen, teil-

weise sehr eleganten und luxuriösen Sommersitze der vornehmen und reichen Colombeser sind dann bewohnt; der britische Gouverneur bezieht dann das in schattigem Parke gelegene Palais, das, wie alle Bauten, im Bungalostil errichtet ist. In den zahlreichen Sport- und Klubhäusern ist jedes Zimmer besetzt, es waltet ein reges Bade- und Sportleben wie in unseren europäischen großen Bade- und Sommerfrischorten. Aber selbst jetzt, im Winter, war es nichts weniger als vereinsamt, viele Bungalos und Klubhäuser waren bewohnt, auf den verschiedenartigen Sportplätzen tummelten sich alltäglich Damen, Herren und Kinder; Reiter und Reiterinnen, Equipagen belebten, wenn auch in geringerer Anzahl, die musterhaft gepflegten, breiten, nach allen Richtungen ziehenden, mit rotem Sandmaterial trefflich chaussierten Straßen.

Die Fahrt von Kandy zur Station Nanuoya nimmt ca. $5\frac{1}{2}$ Stunden in Anspruch und zählt zu den reizendsten Bahnfahrten. Tropenwald und Kulturen, Kaffeeplantagen, Teepflanzungen, reizend gelegene Niederlassungen wechseln in bunter Folge allüberall. Arbeitende Singhalesen, Männer, Frauen, Kinder beleben das landschaftlich abwechslungsreiche Bild. Die Bahn ist im kultivierten und bewaldeten Gebirgsterrain trassiert, zieht hier in einem schmalen Tale aufwärts, dann um eine Ecke biegend, wo sich plötzlich ein freier weitumfassender Blick über breite Talgebiete, über unter uns liegende Hügelketten hinweg, zu den jenseits sich aufbauenden, bis hinauf zu den höchsten Kuppen in üppiger Tropenvegetation strotzenden Gebirgszügen erschließt, hinter denen der gewaltige Indische Ozean sich in unabsehbarer Ferne erstreckt.

Bei der Station Hatton verlassen diejenigen, die dem Adam's Peak einen Besuch abstatten wollen, die Bahn. Wenn man vorher alles Nötige bezüglich Wagen, Pferde, Führer veranlaßt hat, kann man die Tour auf den Adam's Peak von Hakton aus in einem Tage hin und zurück ausführen Gewöhnlich aber verbringt man die Nacht in einer sehr primitiven Hütte oben auf dem Berge, um den Sonnenaufgang zu sehen.

Der Adam's Peak (2260 Meter), der sich zu einer hornartigen Spitze auftürmt und deshalb unter allen Bergkuppen kenntlich ist, gilt als heiliger Berg und alljährlich pilgern Tausende von Eingeborenen da hinauf. Oben verweilen auch stets ein oder mehrere Buddhapriester. Da wir dem höchsten Berge Ceylons, dem Pedrotallagalla (2530 Meter) unseren Besuch zugedacht hatten, fuhren wir an Hatton vorüber und weiter hinan. Sehr interessant ist der Wechsel der Vegetation. Nach und nach werden die Palmen immer seltener, endlich fehlen sie fast gänzlich, Bananen mit ihren breiten

riesigen Blättern begleiten uns aber unausgesetzt, Teeplantagen finden sich sogar noch oben in Nuwara Eliya, meist hübsche, stattliche Niederlassungen mit geräumigen Trockenschuppen für die frisch gepflückten Teeblätter; unweit davon die sauberen, hübschen Bungalos der Plantagenbesitzer und zerstreut im Walde die ärmlichen kleinen Hütten der Arbeiter und Arbeiterinnen mit ihren zahllosen Kindern, denn selbst die kleineren Kinder werden zum Teepflücken herangezogen, und man sieht neben grauköpfigen Leuten die kleinen bronzebraunen, schwarzäugigen, putzigen, fast nackten Kerlchen von 7—8 Jahren emsig am Abpflücken der jungen, frischen, hellgrünen Teeblättchen beschäftigt, die sie in einen kleinen Tragkorb am Rücken geschickt hineinwerfen. Auch jetzt, in dieser Jahreszeit, wurde auf allen Pflanzungen Tee geerntet. Auf Ceylon wird fünfmal, oft noch öfter im Jahre Teeernte gehalten. Es finden sich noch Teepflanzungen bis 2000 Meter Seehöhe. An einzelnen Orten, wo sumpfigeres Terrain sich findet, waren auch noch Reiskulturen in sehr hoher Lage zu sehen.

In landschaftlicher Beziehung gleicht diese Fahrt da, wo die Palme verschwindet, frappierend der Fahrt über den Semmering bei Wien, nur gibt es hier weniger Felspartien und auch nicht so großartige Kunstbauten, wie Tunnels und Viadukte. Daß natürlich die Vegetation, wenn auch die Palme nur ganz vereinzelt auftritt, trotzdem noch eine ganz andere ist, liegt auf der Hand, aber das Gepräge des Ganzen, der Totaleindruck erinnert doch sehr an eine Semmeringfahrt, um so mehr, als hier oben meist hochstämmiger Laubwald, dessen Bäume aber eine schwächere Blätterkrone entwickeln, sich vorfindet; als Ersatz für die Tannen und Fichten sehen wir daneben prächtige himmelanstrebende Pinien verschiedenster Art.

Die Temperatur während der Fahrt war so köstlich frisch, daß wir zum ersten Male seit vier Wochen Überröcke und Jacken hervorholten.

Auf der Station Nanuoya erwartete uns der Hotelwagen, der uns in $^3/_4$stündiger, sehr schöner Fahrt zum Grand Hotel in Nuwara Eliya (oft kurzweg Nurelia genannt) brachte. Hier breitet sich 1900 Meter über Meer eine mächtige Hochterrasse aus, auf der sich zerstreut, zum Teil im Wald und Garten versteckt, zahlreiche Bungalos, die Sommerresidenz des Gouverneurs, Klubhäuser, das sehr hübsche, trefflich geführte und komfortable Grand Hotel, mehrere Pensionshäuser, verschiedene Sport und Spielplätze und ein hübscher, großer blauer See vorfinden.

Auf der Nordseite ist dies Hochplateau vom breiten Pedrotallagallastock begrenzt, am Fuße dieses Berges, ca. 20 Minuten vom Grand Hotel

entfernt, steht das ältere, dem neueren, vorgenannten Hotel jedoch nicht gleichwertige Keena House, in gleichfalls schöner Lage.

Eine große Anziehung übt auch der nach Süden gelegene, ca. sechs englische Meilen (30 Kilometer) entfernte, ganz ausnehmend reizende botanische Garten Hackgalla aus, der sich an einer Hügellehne mit malerischer weiter Aussicht auf die südlich sich aufbauende Bergkette und das weit sich ausdehnende hügelige Vorland hinanzieht. Der Garten ist klein, eine Fahrstraße führt bis hin, aber nicht durch den reizenden Garten, der gleich wie jener in Peradeniya viele edle tropische Pflanzen, Sträucher und Bäume birgt, besonders auch solche Pflanzen- und Baumgattungen, welche kühlere Höhenlagen zu gutem Gedeihen beanspruchen, wohingegen wiederum solche Pflanzen und Bäume, welche nur in den heißesten Regionen gedeihen, hier fehlen; denn im Winter, also zur Zeit, als wir in Nuwara Eliya weilten, war es nachts mitunter recht frisch, ja so kühl, daß im Hotel abends im Speisesaal und auch in unserem allerdings sehr großen und hohen Schlafzimmer ein lustig flackerndes Kaminfeuer gar nicht zu verachten war. Allerdings muß man dabei berücksichtigen, daß nicht nur wir, sondern alle dort vereinigten Gäste mehr oder minder durch den vorhergehenden längeren oder kürzeren Aufenthalt in der heißen Zone verwöhnt und gegen Kälte sehr empfindlich waren. Wir fanden in Nuwara Eliya eine Zimmertemperatur (ohne Heizung) von ca. 15° C 6 Uhr morgens, und mittags 19° C, also ganz außerordentlich angenehm zum Gehen, was man hier wieder mit Genuß betreiben konnte. Mittags in der Sonne war es aber durch einige Stunden doch recht warm, ja heiß, und der Tropenhelm wurde dann auch hier getragen, weil die Ausstrahlung der im Zenith, direkt über uns stehenden Sonne derart intensiv ist, daß selbst in dieser Höhenlage Hitzschläge sich einstellen können, befinden wir uns doch nur etwa sechs Grad vom Äquator entfernt.

Am 11. Dezember gingen meine Frau und ich ohne Begleiter mit etwas Proviant versehen um 6 Uhr morgens vom Grand Hotel ab, passierten nach einer Viertelstunde am Keena House vorüber und verfolgten von dort den im hochstämmigen, noch mit roten Blüten geschmückten Rhododendronwalde hinanziehenden Bergpfad. Es ist ein guter, zwischen Rhododendronstämmen und Keenabäumen aufsteigender, schattiger Steig, von dem man aber nicht leicht abweichen kann, weil Unterholz, hohe Farnkräuter und Gestrüpp jedes Abweichen vom Wege beinahe unmöglich oder doch derartig beschwerlich gestalten, daß man zum mindesten das Fünffache oder noch mehr an Zeit benötigen würde als auf dem gebahnten Pfade; ja stellenweise würde man,

ohne sich den Weg mit Eisen durch Niederhauen des Gestrüpps der Lianen und hochstehenden Farne zu bahnen, überhaupt kaum weiterkommen. Damit ist auch das Bergsteigen in den Tropenländern so ziemlich charakterisiert: wo keine gebahnten Pfade, wenn auch nur primitivster Art, vorhanden sind, kommt man ohne Begleiter und bei großen Entfernungen sogar ohne ausgerüstete Expedition nicht vom Fleck, und höchstens der tropengewohnte Jäger, der nicht einem vorgesteckten Ziele zustrebt, sondern dem Wild nachspürt, kann es unternehmen, mit einem erprobten Begleiter einzudringen in die Dickichte, in die Dschungeln. Aber ganz allein, ohne jede Begleitung, wäre das in Anbetracht der Gefahren, die auch von Raubzeug und Reptilien drohen, mehr als kühn.

Nach $1^3/_4$ Stunden Steigens vom Grand Hotel aus betraten wir die grüne Rasenkuppe des höchsten Berges Ceylons, des Pedrotallagalla (auch Pitrutallagalla oder englisch verballhornt Pidaru Talagala genannt), 2530 Meter über Meer.

Ein reizender Rundblick bei herrlichem klaren Wetter lohnte die geringe Mühe des Aufstieges. Langgestreckte Bergketten und Bergrücken, darunter ziemlich entfernt der spitze Adam's Peak, dessen Häuschen oben mit dem Zeiß-Feldstecher deutlich sichtbar war, liegen vor bzw. unter unserem Auge; hier und da zeigt sich zwischen den Bergkuppen hervorlugend der blaue Ozean, unter uns das kultivierte, mit Bungalos und kleinen Ortschaften reich bedachte Hochplateau von Nuwara Eliya. Es ist keine grandiose, keine imponierende Aussicht, die man genießt, die Szenerie trägt nur den Charakter unserer Voralpen, aber das Ganze ist doch eine recht lohnende, interessante und reizvolle Bergtour.

Nach einwöchiger Erfrischung in Nuwara Eliya verließen wir neugestärkt und widerstandsfähig gegen indische Hitze, der wir uns nun zuwandten, diesen reizenden kühlen Tropenwinkel.

Abermals legten wir den Weg bis zur Station Nanuoya im Wagen zurück; hätten wir einen Tag länger gewartet, konnten wir in Nuwara Eliya selbst in die Bahn steigen, weil am Tage unserer Abreise, 13. Dezember, die Eröffnung der Bahnstrecke bis Nuwara Eliya erfolgte.

Nach einer höchst genußreichen, reizenden Fahrt von $8^1/_2$ Uhr morgens bis 6 Uhr nachmittags (Speisewagen im Zug) fanden wir uns abends mit Herrn Österreicher aus Trient-Campiglio wieder im Oriental-Hotel in Colombo.

Tempeltank in Madura.

4. Vorderindien.

Von Colombo nach Madura.

Am 14. Dezember nachmittags $4^1/_2$ Uhr begaben wir uns in Colombo an Bord eines englischen Dampfers, um die Überfahrt zum indischen Festland auszuführen. Diese Überfahrten oder richtiger die englischen Schiffe, denen dieselbe oblag, waren schon immer als höchst mangelhaft verrufen, es war uns aber die trostreiche Versicherung zuteil geworden, daß seit neuester Zeit andere, größere und bessere Schiffe in Dienst gestellt seien. Nun, wenn die früheren noch minderwertiger waren, dann sind die Armen zu bedauern, die mit jenen in früheren Jahren fahren mußten. Unser Schiff war, wie uns dann mitgeteilt wurde, früher zwischen Kalkutta und Ceylon gefahren, dann von der Gesellschaft ausrangiert und nun für die kurze Fahrt Colombo—Tutikorin eingestellt worden. Also einfach ein alter ausrangierter Kasten, der nicht mehr seetüchtig und nicht genügend komfortabel für längere Fahrten, aber gut genug für die kürzere Fahrt erachtet wurde. Allerdings dauert die Überfahrt zum Festland nur einen halben Tag und eine Nacht, jedoch ist die See, wie dies ja meist in solchen Meerengen der Fall ist, den

größten Teil des Jahres schlecht, gleichviel ob Nordost- oder Südwest-Monsun weht. Man trifft recht selten glatte, gute See hier, und eine mindestens 15stündige Fahrt bei schlechter See auf schlechtem Schiffe kann sich daher recht ungemütlich gestalten.

Wir hatten weder starken Wind noch, solange wir auf offener See steuerten, schlechte See, trotzdem tanzte das ohne Kargo gehende Schiff, sowie wir uns im Golf von Manaar befanden, recht ausgiebig, und die meisten der Mitreisenden litten über Nacht an Seekrankheit. Die Maschine stieß und pustete schauderhaft, die Schraube ging fast unausgesetzt halb außer Wasser, was ein höchst unangenehmes Gefühl verursacht. Das Abendessen war einfach ungenießbar und selbst die mitfahrenden englischen Gentlemen und Ladies machten sich unverholen über solches „Futter" lustig.

Fünfzehn Stunden sind glücklicherweise keine Ewigkeit, und da wir zudem die Nacht mit leerem Magen ganz leidlich verschlafen hatten, so war die Sache für uns ja nicht schlimm. $7^1/_2$ Uhr morgens ging unser Klapperkasten weit draußen auf offener See vor Anker und die Passagiere nebst deren Reisegepäck hatten auf einer kleinen Dampfbarkasse ungefähr $^3/_4$ Stunden in recht bewegter See zum Landeplatz überzufahren.

Hier ziemlich scharfe Zollvisitation; besonders Waffen jeder Art, auch Jagdgewehre sind mit Zoll belegt, und für Waffen ist Passierschein nötig. Natürlich — die Engländer sind sorgsam bedacht, keine Gewehre in die Hand ihrer getreuen kolonialen Untertanen gelangen zu lassen, es könnten solche einmal von selbst losgehen! Um 9 Uhr vormittags dampften wir von Tutikorin, das ganz reizlos im flachen Lande gelegen ist, nach Madura ab, wo wir um 3 Uhr nachmittags eintrafen.

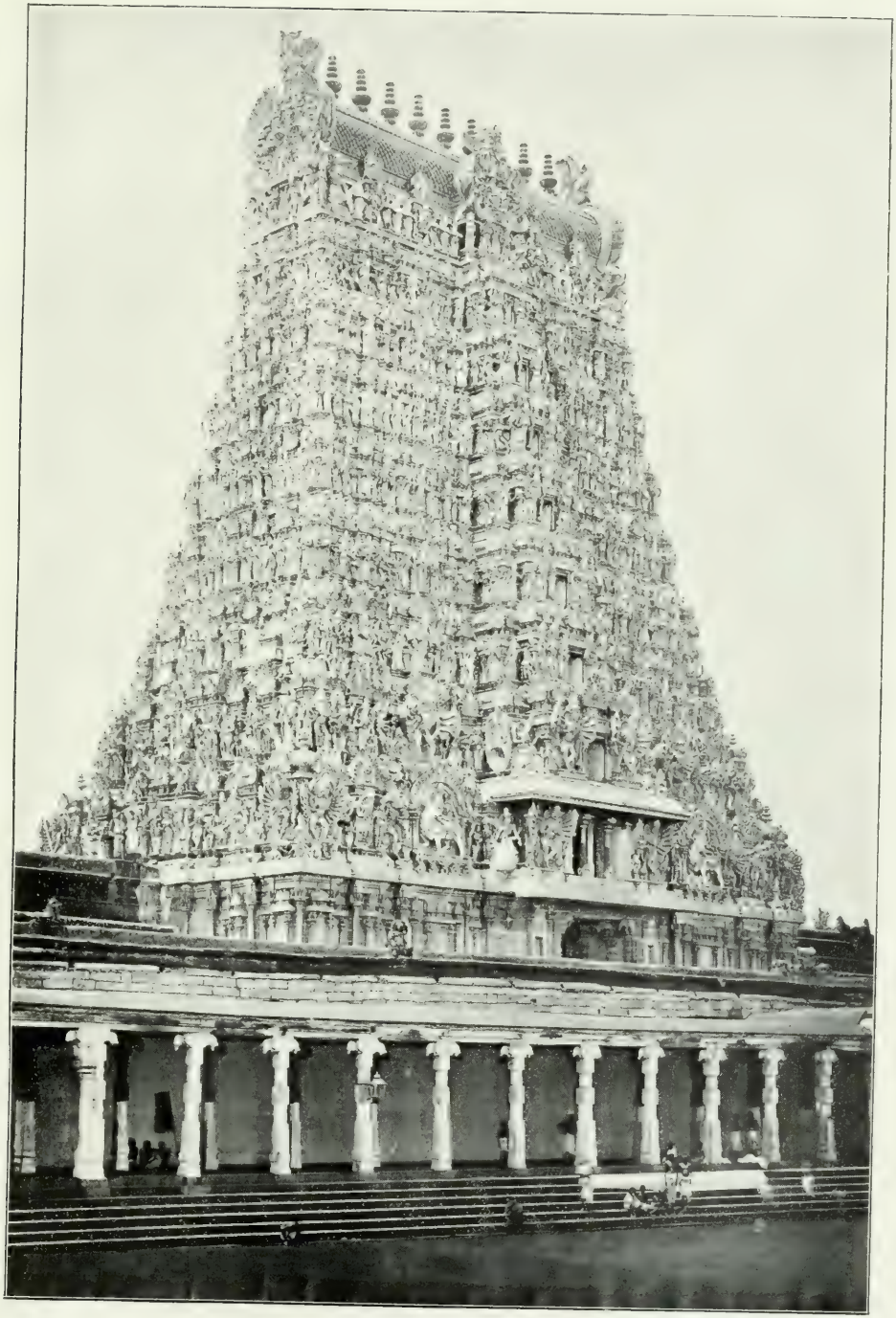
In Madura, Trichinopoly und Tanjore sind die größten und berühmtesten südindischen Tempel. Madura hat den ältesten, mit den kunstvollsten Werken versehenen derartigen Bau, die anderen sind diesem nachgebildet, daher der von Madura als der interessanteste und besichtigenswerteste gilt, wohingegen jener von Trichinopoly als der schönst gelegene und das größte Heiligtum des Wishnu (Sri-Rangam oder Chri-Rangam) enthaltende seine besondere Anziehungskraft aufweist. Diese südindischen, im religiös-fanatischsten Teile ganz Asiens gelegenen gewaltigen Tempelbauten finden sich in gleicher Art und Großartigkeit nirgends anders in Indien, weder in Mittel- noch in Oberindien, daher niemand versäumen sollte, wenigstens einen von den drei genannten zu besuchen. Es dürfte überhaupt in der ganzen Welt kein einziges religiösen Zwecken dienendes Bauwerk von gleicher

Größe und gleichem Umfang geben, wie die Tempel in Madura und Sri- oder Chri Rangam.

Sehr hinderlich für den Besuch war bisher die schwierige, höchst primitive und räumlich sehr beschränkte Unterkunft in allen drei an der Bahnlinie Tutikorin—Madras gelegenen Orten. In keinem derselben war ein Gasthaus, von Hotel gar keine Rede. Um nun den Aufenthalt in Madura zu ermöglichen, ist von der Regierung auf der Bahnstation ein sog. „Rasthouse" zum Nächtigen für Fremde eingerichtet worden. Ähnliche von der Regierung gestellte Unterkunftsräume findet man verschiedenenorts in Indien unter dem Namen: „Dak Bungalo". In dem Stationsgebäude selbst sind in dem einen Flügel zwar ein oder zwei Zimmer mit je zwei Betten, zwei Stühlen und einem kleinen Waschtisch, aber nicht mehr, hergerichtet, das ist meist alles. Bedienung so gut wie keine, Mahlzeiten werden in der Bahnrestauration eingenommen, aber auch nur zu den Zeiten verabreicht, wenn ein Zug ankommt. Außerdem befindet sich in Madura bei der Bahn ein sog. Dak Bungalo mit drei Betten, sehr primitiv und auch ohne Beköstigung.

Wir hatten von Tutikorin um Zimmer telegraphiert, wenn aber unser Reisegefährte, Herr Österreicher, nicht sofort nach Ankunft unseres Zuges, alles Gepäck uns überlassend, in das „Rasthouse" gestürmt und dadurch der Erste am Platze gewesen wäre, würden wir keine Unterkunft gefunden haben, denn zwei englische Familien hatten ihre indischen Boys auch sofort dahin gesandt, die aber um eine Minute später kamen, so daß wir die Zimmer erhielten, was sonst nicht der Fall gewesen wäre, weil die übrigens ganz brave, mit der Bewirtschaftung des „Rasthouse" betraute Wirtin erklärte, daß auf telegraphische Bestellungen keine Rücksicht genommen werden könne.

Wir waren somit diesmal geborgen und hatten 24 Stunden Zeit — länger als zwei Tage darf überhaupt kein Passagier im „Rasthouse" Unterkunft nehmen —, uns die Wunder Maduras anzusehen. Die beiden besagten englischen Familien fuhren vom Bahnhof direkt zum Tempel, besichtigten denselben eilig und fuhren mit dem Abendzuge noch nach Tanjore, wo, wie uns mitgeteilt wurde, kürzlich ein ganz annehmbares Gasthaus bei der Station eingerichtet wurde, so daß von nun an Tanjore als der geeignetste Ort zum Aufenthalt angesehen werden muß. Man dürfte in Zukunft es am besten so machen, wie es die englischen Familien gezwungen tun mußten, nämlich: in Madura aussteigen, flüchtig den Tempel besichtigen, abends nach Tanjore fahren, wo man nachts eintrifft, und dann am nächsten Tag den dortigen Tempel eingehend in Augenschein nehmen.



Meurer, Weltreisebilder. Zu Seite 81.

Gopura im Madura-Tempel.

Auch der Tempel von Tanjore, obgleich kleiner wie die beiden andern, wird von Kennern als einer der sehenswertesten südindischen Tempel gepriesen. Bei Tanjore befindet sich auch der bemerkenswerte alte Palast der Prinzessin von Tanjore.

Unweit der Stadt Madura mit mehr als 100 000 Einwohnern liegt der ausgegrabene heilige See des Shiwa, inmitten dessen eine kleine Insel mit einem Tempel und einer weißen Pagode sich befindet. Rings um den viereckigen See führt eine breite treffliche Straße, die den Maduranen zur Korsofahrt dient. Eine prachtvolle Banyanallee führt dahin. Einer dieser Bäume ist zu außergewöhnlicher Ausdehnung entfaltet („Umfang" ist für diese Baumart, die aus zahlreichen Stämmen mit einer Stammwurzel besteht, nicht die richtige Bezeichnung). Da wir in Kalkutta im botanischen Garten einem der merkwürdigsten und am großartigsten entwickelten Banyan-Exemplare begegnen werden, sehen wir hier von der Beschreibung dieser Baumart ab.

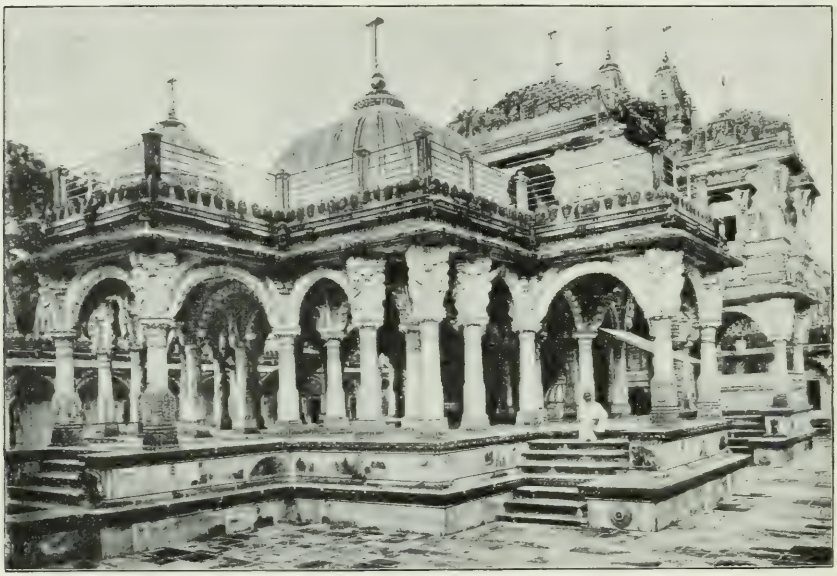
Eine andere sehr bemerkenswerte Sehenswürdigkeit finden wir in der Nähe von Madura im Palast von Tirumala Nayak aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Markig und stilvoll in der Form macht dieser Palast einen vortrefflichen Eindruck; leider dient er jetzt englischen Behörden als Regierungsgebäude, die Prachträume sind zu Offices verwendet, und in dem von mächtigen Granitsäulen eingefaßten großen Hof wimmelt es von Beamten und Privaten mit Aktenbündeln unterm Arm. Ein nichts weniger als königliches Gebaren in diesem alten schönen Königspalaste. Alsbald nach unserer Ankunft in Madura fuhren wir mit einem ein wenig englisch sprechenden Führer zuvörderst zum Großen Tempel und verweilten darin bis spät abends.

Auch am zweiten Tage unseres Aufenthaltes in Madura war unsere erste Ausfahrt wieder zum Großen Tempel, diesmal ohne Führer, und fanden wir nun mehr Gelegenheit und Muße, um in Ruhe die merkwürdigsten und hervorragendsten Kunstschätze und Riesenbaulichkeiten in Augenschein zu nehmen. Im nächstfolgenden Abschnitt werden wir versuchen, den Eindruck, den diese gewaltigen Bauten auf uns hervorgebracht, so weit als möglich zu schildern.

Einiges über die Inder und die asiatischen Religionskulte.

Die berühmten südindischen Hindutempel imponieren durch grandiose Baulichkeiten, durch den immensen Umfang der Tempelbauten, durch die enorme Anzahl von Kunstobjekten und deren Größe. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß diese Kunstobjekte, mit denen die Inder ihre Tempel in so überreichem

Maße und in so mächtigen, übernatürlich großen Formen ausgestattet und nach ihrer Ansicht geschmückt haben, unseren Begriffen von hervorragender Kunst nicht entsprechen. Nichtsdestoweniger aber ist der Eindruck, den ein solch gewaltiger Tempelbau auf den Europäer macht, der zuerst einen solchen zu Gesicht bekommt, doch ein überwältigender. Es ist eben etwas ganz Apartes, in hohem Grade Frappierendes, und zwingt uns trotz des Mangels alles



Hindutempel Hathi Sings in Ahmedabad.

Schönen — wenn der Begriff des „Schönen" im modern-europäischen Sinne gefaßt wird — zu staunender Bewunderung, im Gegensatze zu jener begeisterten Bewunderung, zu der wir hingerissen werden beim Anblick der moslemitischen Wunderbauten im Norden Indiens.

Und was das buntbewegte, vielgestaltige, in den sattesten Farben sich darstellende lebendige Bild innerhalb des Rahmens jener massigen Tempelbaulichkeiten betrifft, so ist solches eben einzig und allein nur in den überreich bevölkerten, von tropischer Sonne durchstrahlten, fernsten Ländergebieten des Orients zu erschauen.

Auch hier, wie leider in so vielem, was das Auge in den südlichen Wunderländern erblickt, ist es der Beschreibung durch Wort und Schrift versagt, ein Bild, welches der Wirklichkeit annähernd zu entsprechen vermöchte, zu entwerfen. Der Erzähler sucht vergeblich nach Vergleichen, die zur Veranschau-

lichung dienen könnten; wir haben in Europa zu wenig des Ähnlichen, um mit dem Hinweise darauf demjenigen, der noch nicht solch farbenreiche, glutdurchtränkte Bilder in sich aufgenommen, diese südlichsten orientalischen Gebilde und Erscheinungen vor Augen zu zaubern. Nichtsdestoweniger wollen wir in allgemeinen Umrissen das „Besondere" wenigstens zu skizzieren versuchen.

Ein solcher südindischer Tempelbau ist eigentlich eine kleine Stadt in der großen Stadt. Innerhalb der Umfassungen des Tempels weilen jederzeit mindestens einige tausend Menschen. Was diese dort treiben? Alles und jedes! Da wird gebetet in den zahllosen verschiedenen Tempelräumen: hier zu Brahma, dem Schöpfer — eigentlich die vornehmste Gottheit —, da zu Wishnu, dem Erhalter, dort zu Shiwa, dem Zerstörer und Wiedererzeuger, und nebstdem noch zu einer ganzen Anzahl minderer Gottheiten. Es sei hier darauf hingewiesen, daß der Buddhismus in Südindien wenig verbreitet ist. Neben dem Beten wird aber auch noch alles mögliche andere innerhalb der Tempelmauern verrichtet: ein kompletter Jahrmarkt ist da etabliert, es werden Töpfe und Geschirre verschiedenster Art feilgeboten, besonders als Wasch- und Trinkgefäße für den heiligen Tank (einem großen Teich, der in keinem Tempel fehlen darf), in dem jederzeit Männlein und Weiblein badend und betend, andere trinkend, denn das Wasser ist heiliger Trunk, ihrer Andacht obliegen. Aber auch allerlei andere Dinge, als da sind Götzen- oder Heiligenbilder, Stickereien, kleine und große Opfergeräte und vielerlei mehr, werden hier gehandelt und von den oft ganz hübschen, gut gewachsenen, braunen, minimal bekleideten Frauen und Mädchen angelegentlichst dargeboten, wobei sie mit ihren kohlschwarzen, großen, schönen, kindlich offenherzig blickenden Augen so bittend und schmeichelnd den Fremden zu bezaubern verstehen, daß es einem oft gar schwer wird, ihren Kauflockungen zu widerstehen, um so mehr, als alles, was sie feilbieten, spottbillig ist; nur weiß man nicht wohin damit, denn einen reellen Wert haben diese Dinge dort meist nicht, sie sind eben nur originell.

Jedoch nicht genug damit, in den heiligen Tempelräumen werden natürlich auch Eßwaren, Viehfutter u. dgl. m. zum Kaufe ausgeboten, dann ganz besonders große Mengen von Blumen, Blüten und Kränzen zum Opfern, insonderheit gelbe, stark riechende Blumen, die auch in Kränze gebunden werden, welche sich die Tempelbesucher — auch die Fremden — umhängen. In jedem Tempel stehen mehrere große und kleine, oft sehr schöne und wertvolle Bronzeopfergefäße, in denen die Opfergaben, fast ausnahmlos Blumen, niedergelegt werden, und wo sie verbleiben bis zum Verwelken. In allen

Tempeln und Tempelhöfen und -hallen ist infolgedessen die Atmosphäre derartig von Blumenduft durchtränkt, daß unsere europäischen Geruchsnerven anfangs förmlich betäubt werden; jedoch gewöhnt man sich bald auch daran. Da die Hindus aller Stämme, wie überhaupt alle Orientalen, Blumen und Blüten fanatisch lieben und solche auch in ihren armseligen Hütten haben, so begegnet man diesem scharfen Blumengeruch auch vielfach in den Ortschaften, und das ist sehr wohltätig; denn bei der ungeheuren Übervölkerung Indiens, wo in großen Ortschaften Hütte neben Hütte steht, und in jeder derselben zwei, drei oder mehr erwachsene Familienglieder und mindestens ein halbes Dutzend kleine, nackte, braune, putzige Kerlchen sich herumtreiben, dabei jedwede hygienische und sanitäre Einrichtung mangelt, ist es sicher als Wohltat zu bezeichnen, wenn wenigstens stellenweise der scharfe Duft blühender oder verwesender Blumen alle andern kaum erdenkbaren Gerüche übertäubt. Man glaube aber deswegen ja nicht, daß man dank dieses Blumenkultus der Hindus ungestraft unter Palmen wandeln kann, o nein, Fahrten durch die buntbewegten, volkreichen indischen Ortschaften erfordern trotz alledem eine großmütige Nachsicht der europäischen verfeinerten Geruchsnerven, aber — das Auge wird in vollstem Maße für die Konzessionen, die der Nase auferlegt und zugemutet werden, entschädigt. Auf solchen Fahrten durch von Hindus bewohnte Ortschaften entfaltet sich ein Bild, so bizarr, so apart, so absonderlich, so fesselnd, so farbenprächtig, so bewegt und urnatürlich, wie sonst kaum anderswo. Und welch naive Harmlosigkeit der Hindu-Bevölkerung! Streit und Zank hört das Ohr in dem „alkoholfreien" Indien, dem Lande der Mäßigkeit und bewundernswerten Duldsamkeit, fast niemals, wenigstens haben wir dergleichen kaum jemals wahrgenommen. Auf solchen Fahrten durch die indischen Eingeborenenviertel wird dem Auge so außerordentlich viel geboten, daß man trotz mancherlei Übelgerüchen doch immer und immer wieder in jeder Stadt Kreuz- und Querfahrten unternimmt und wohl selten heimkehrt, ohne neue interessante Eindrücke mitgebracht zu haben, ohne dem fremden eigenartigen Volksleben — und das spielt sich ja in den Tropenländern nicht hinter den vier Pfählen, sondern auf offener Straße ab — näher getreten zu sein, der Volksseele dieser kindlich naiven, harmlosen Völkerschaften, die nie ein warmblütiges Lebewesen töten, wieder etwas abgelauscht zu haben.

Kehren wir aber zurück in unsern brahmanischen Hindutempel in Madura. Wir sagten, daß auch Viehfutter innerhalb der Mauern feilgeboten werde, dies deswegen, weil im Tempel eine Anzahl heiliger Elefanten, darunter auch weiße (eigentlich lichtgelbliche), und heilige weiße Kühe, diese letzteren

frei herumstreifend nach ihrem Belieben, sich eines sorglosen, gut gefütterten Daseins erfreuen.

Daß Hunderte von Priestern, alle in ihrem grellgelben, togaartigen Faltengewande sich unausgesetzt in den großen Tempelräumen aufhalten und ihren priesterlichen Pflichten — von denen aber das Predigen oder Kanzelreden ausgeschlossen ist — obliegen, bedarf wohl nicht erst besonderer Erwähnung; denn der Tempel, der dem Shiwa, also dem gefürchteten Zerstörer, dem Todesgotte, hier Sundareshwar genannt, und seiner Gemahlin Parawati geweiht ist, birgt neben manchen anderen geheimnisvollen Dingen auch den einen unermeßlichen Wert repräsentierenden Schmuck der Parawati, der Göttin mit den Fischaugen, auch Minakshi genannt. Nur mit ganz besonderer Protektion eines Maharajahs oder sonstigen Fürsten oder Großen Indiens findet ein Uneingeweihter Zutritt in jene unterirdischen, dunklen, mysteriösen Hallen und Räume, wo die heiligsten Götzenbilder, aus purem, gediegenem Golde geformt und mit Edelsteinen von unermeßlichem Werte reich besetzt, verwahrt stehen, um nur allein bei hohen Festen, und auch dann verhüllt, vor jedem profanen Blick wohlgeschützt, auf wenige Stunden ans Sonnenlicht gebracht und in pomphafter Prozession dem Volke vorgeführt zu werden. Nur auf kurze Augenblicke dürfen sie dem Volke ohne Umhüllung gezeigt werden; sonst ist es nur den höchsten Priestern gestattet, die heiligen Götzenbilder in den dunklen, von spärlichem Lampen- oder Fackellicht matt erleuchteten Hallen unverhüllt zu schauen. In zahlreichen anderen gleichfalls dunklen Hallen und Räumen, in Säulengängen, liegen die unschätzbarsten Gegenstände verschiedenster Art aufbewahrt: Juwelen und Schmuck, wahre Berge von Gold und Edelsteinen, wie sie keine Kaiserin und Königin des Okzidents besitzt, goldene Pferde in Lebensgröße, silberne und goldene Kühe, silberne Löwen, goldene Pfauen mit smaragdbesetzten Federn, Tragsessel und Palankine aus purem Golde, mit Diamanten und Rubinen besetzt. Eine feenhafte Pracht, wie in den Märchen aus tausend und einer Nacht. Aber das alles von unsagbarem Schmutz umgeben, denn allerlei Viehzeug treibt sich da herum, Elefanten, Zebukühe u. dgl., alles heilige Tiere. Und was aus den Eingeweiden derselben kommt, ist ebenfalls geheiligt und darf nicht unter Profanes geworfen werden, bleibt sohin liegen, gleichviel wo es sei!

Doch wenn wir auch vieles uns Anstößige gewahren, so werden wir doch unwillkürlich immer wieder angezogen, immer wieder hingeführt zu diesem farbenprächtigen, bunt bewegten, uns eine neue, andere Welt vor Augen führende Gebilde, in welchem wir allerdings das wirklich Schöne, ästhetisch

Erhabene vermissen, aber das Gewaltige, Mächtige, alles aus dem Großen, Vollen Schaffende bewundern müssen.

In welchen gewaltigen Formen heben sich die neun Riesengopuren vom tiefblauen indischen Himmelszelte ab. Von der Sonne glühenden Strahlen grell beleuchtet, erkennen wir deutlich, daß diese auf niedrigem, breitem, viereckigem Mauerwerke ruhenden, spitz zulaufenden, himmelhohen Dächer von unten bis zur himmelanstrebenden Spitze durchweg aus vielen Tausenden von Figuren, Terrakotten, Majoliken aller Art zusammengesetzt sind, und mit bewaffnetem Auge kann man deutlich sehen, daß auch die an höchster Spitze sich befindenden Figuren in gleicher Art wie die untersten ausgeführt sind. Die vieltausendfachen, bunten, glasierten Götzenbilder, aus denen diese Dächer bestehen, machen einen ganz eigenartigen Eindruck, und die Gesamtwirkung der an den äußeren Umwallungen des Tempels errichteten, weithin sichtbaren neun Gopuren, deren größte 50 Meter in der Höhe mißt, ist eine überwältigende.

In die Einzelheiten dieser Tempelwunderbauten einzugehen, würde hier viel zu weit führen, nur so viel sei erwähnt, daß man stunden-, tagelang darin herumwandern kann, immer und überall schauend, bewundernd, tadelnd, kritisierend, bis man müde vom Sehen und Prüfen wird, ohne doch alles gesehen zu haben. Und immer wieder von neuem durchforschen wir stundenlang dieses Kunstmuseum, in welchem Arbeiten angehäuft sind von ungeheurem Werte, die freilich zum großen Teile weit davon entfernt sind, als Kunsterzeugnisse höherer Vollendung hingestellt werden zu können, die aber durch ihre Massenhaftigkeit, ihre Riesengröße, durch Originalität und Vielseitigkeit dennoch imponieren und uns Bewunderung abzwingen. So z. B. sehen wir zahllose Blöcke, Monolithe von mächtigem Umfange, zu Figuren, Tiergebilden, Fratzen oder Säulen ausgearbeitet, wie wir solche, außer in Ägypten, aber dort meist verfallen, nur mehr Torso, wohl nirgends in der Welt wiederfinden.

Erst bei unserem zweiten Besuche des Tempels, den wir ohne Führer unternahmen, kamen wir dazu, das wirklich Bedeutende richtig würdigen zu können. Obenan steht die berühmte Halle der 1000 Säulen (Sahasrastambha Mandapam). Tatsächlich sind es allerdings nur 997 Säulen, eine neben der anderen aufgerichtet, sämtlich mit wundervoller kunstreicher Steinmetzarbeit geziert. Auch hier wieder das Bestreben, der Zug, wennschon nicht durch Größe, so durch die Masse zu wirken; diesmal aber geht mit der Massenhaftigkeit die Kunstfertigkeit Hand in Hand. Nächst dieser grandiosen Säulen-

halle fesselt ein neueres Bauwerk, der Königspalast aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die sogenannte Tirumala's Choultrie, aus vier langen Reihen Säulen, die ein flaches Dach tragen, bestehend. Diese prächtige Halle soll rund 20 Millionen Mark gekostet haben.

Die obszönen, widerlichen Gebilde, denen wir in den Hindutempeln oft begegnen, beeinträchtigen freilich den Eindruck dieser Bauten; man muß aber berücksichtigen, daß der Hindu nicht nur zu den Göttern fleht, von denen er Gutes erwartet oder erbittet, sondern sich auch an jene wendet, die das Schlimme, Gefürchtete vergegenwärtigen, und zu diesen betet, daß sie das Schlimme, welches sie versinnlichen, abwenden.

Eine von den drei obersten Gottheiten ist ja Shiwa, der Zerstörer, dem sie huldigen, damit er ihnen nicht wehe tue. Das liegt ja nicht gar so weit ab auch von unserer christlichen Religion, besonders wenn wir weit zurückgreifen bis in die erste Zeit des Christentums. Der Versucher, der Böse, der Satan und die Teufel, die fehlen ja auch bei uns nicht, nur huldigen wir ihnen nicht, aber mit ihnen und ihrem schlechten Einflusse droht auch unsere Religion den sündhaften Menschen. Auch bei uns finden wir auf Kirchenbildern und neben Heiligen, neben dem Erlöser gar oft die fratzenhaften Gebilde des Satans und der Teufel, die gewiß auch nicht schön genannt werden können, und die auch nicht schön, sondern abschreckend sein sollen. Stehen nun die Inder heute in intellektueller Beziehung tief unter uns, so erst recht vor 3—400 Jahren, als jene Tempel errichtet wurden. Da die bildende Kunst, Plastik und Malerei, bei den asiatischen Völkern nie zu hoher Blüte gekommen ist, kann es auch nicht verwundern, daß die plastischen Gebilde nach unseren Kunstbegriffen so dürftig, so armselig ausgefallen sind. Das ganze Trachten dieser Volksstämme war dahin gerichtet, Großes, Gewaltiges, Überwältigendes zu schaffen und hervorzubringen, daher bezüglich ihrer Gottheiten alles ins Übergroße, zu imponierender Massigkeit hinanreicht. Der bildenden Kunst der höchsten Kulturstaaten Europas ist es ja auch nicht gelungen, erhaben Schönes in übermächtigen Formen darzustellen; alle Kunstgebilde in Stein, Erz oder Farbe von übernatürlicher Form kranken an dem Unvermögen, harmonisch Schönes in übermächtiger Gestalt und Masse hervorzubringen. Also warum wegen der allzu fratzenhaften Gestaltungen der indischen Gottheiten mit so großer Geringschätzung auf die Bildner und auf die minder anspruchsvollen, weil in der Kultur zurückgebliebenen Verehrer und Anbeter solch minderwertiger Kunstgebilde herabblicken? Im Wesen ist es ganz dasselbe, ob ein gläubiges

Gemüt zu einem vielköpfigen Brahma, zu einem vielarmigen Wishnu oder Shiwa, zu einem Buddha, zur strahlenden Sonnengöttin des Shintokultus, oder zu einem Kruzifix mit dem Erlöser, zu einem Marienbilde von Raffaels oder von Murillos kunstgeübter Meisterhand geschaffen, oder sonst einem Heiligen huldigend und sich in Demut beugend aufblickt. Im Wesen ist es durchaus dasselbe. Nicht dem Gebilde von Menschenhand gilt die dargebrachte Verehrung, nicht an das Machwerk irdischen Schaffens ist die Bitte oder der Dank der gläubigen Seele gerichtet, nein, der Geist sucht, in überirdische, unbekannte Regionen schweifend, das Allgewaltige, das Allmächtige, das Erhabenste und Hehrste, nach unseren Wortbegriffen den unfaßbaren Gott, und weil dieser der Menschheit, dem Hindu niederster Kaste sowohl wie dem aufgeklärtesten Kulturmenschen, unfaßbar ist, ranken seine Gedanken sich an dem verkörperten Gegenstande hinauf — soweit sein Fassungsvermögen reicht! Bis zum großen geheimnisvollen Endziel ist auch der geklärteste, der irdischgewaltigste Geist, auch der gläubigste beste Christ noch nicht gedrungen, und deswegen haben wir trotz unserer Offenbarungsreligion wahrlich wenig gerechtfertigten Anlaß, mit so unchristlicher Verachtung und Geringschätzung auf jene herabzusehen, die auf dem Gedankenwege zum höchsten, hehrsten Endpunkte um etwas — wissen wir denn, wieviel und wieweit? — hinter uns zurückbleiben!

Und weil wir eben auch nicht in der Lage sind, sie bis dahin zu führen, wo ihr Sinn, geradeso wie der unsere, sie und uns intuitiv hindrängt, haben wir auch nicht den Schimmer einer Berechtigung, anderen unseren „Glauben" — denn nur ein solcher ist es ja — mit Gewalt oder, wo dies nicht geht, mit moralischem Zwange aufzudrängen.

Unsere Missionare wollen jene „Unerlösten" durch die Kirche zu erleuchteterer Moral führen, auf daß sie dann geklärteren Geistes den Weg durchs Jenseits zum Erhabensten, dem wir den Ausdruck „Gott" oder „Gottheit" gegeben haben, finden, denn darin gipfeln ja doch die ganzen Bekehrungsbestrebungen.

Die Brahmanen, diese tiefen, scharfsinnigen Denker, diese gründlichen, theosophischen Forscher und Philosophen weisen mit Beziehung auf ihre uralten Sanskritlehren darauf hin, daß ihre Religionskulte auf der „Moral" aufgebaut und gegründet sind, indem jedes Wesen ein Teilchen dieser Gottheit ist, zu der die Offenbarungsreligionen die irdischen Wesen erst in ferner Zukunft führen wollen, während nach ihren Lehren, die das Fundament des Rationalismus nicht verlassen, diese Teilhaftigkeit am Göttlichen allem und

jedem Wesen in Ewigkeit innewohnt. Ein Eintreten in das „Reich Gottes", wie es die Offenbarungsreligion der „geläuterten" Seele verheißt, fällt sohin für sie weg, eine jede Seele ist dem Wesen nach ein Teilchen der Gottheit, und um sich, als selbst ein Teil des Ganzen, nicht zu schädigen, muß ein jeder bestrebt sein, keinen anderen zu schädigen, weil dieser gleich ihm ein Teilchen des allgewaltigen Ganzen ist, er sohin rückwirkend sich selbst schädigen müßte. Und in der Tat und in Wirklichkeit schlägt jede schlechte Tat des Menschen eher oder später — für andere oft nicht sichtbar — auf denselben zurück.

Pierre Loti in seinem hervorragend interessanten Buche: „Indien ohne die Engländer" zitiert einige brahmanische Satzungen, die das Gesagte verständlich machen werden:

„... Brahma, den absoluten, der in der Tiefe dunkler Abgründe herrscht, der Gott ohne greifbare Beziehung zum sichtbaren Weltall; Brahma, der in Wahrheit Unaussprechliche, er, der jenseits aller Gedanken herrscht, über den man nichts sagen kann, da er sich nur durch Schweigen offenbart. —

„... Wir glauben nicht, daß der große Gott — der, von dem wir zu reden vermeiden — die Gebete der Menschen hört, aber so und so viele Teilchen von ihm, die individualisiert und als wohlwollende Persönlichkeiten im Weltraume zerstreut sind, sie umschweben uns und wachen über uns!... Für euch Christen ist es Jesus, den ihr anruft und zweifelt nicht, er ist da, oder ein anderer, der in ihm lebt, einer der Seinen, und ihr werdet gehört werden.

„.. Du kannst nur nach dem verlangen, sagen die Weisen, was von dir selbst verschieden, was außerhalb deines Seins ist, und wenn du weißt, daß der Gegenstand deines Bewußtseins in dir selbst liegt, daß in dir selbst das Wesen aller Dinge ruht, dann stirbt der Mensch und die Ketten zerreißen. Du bist dem Wesen nach Gott. Wenn du deinem Herzen diese Wahrheit einzuprägen vermöchtest, — würden ganz von selbst die illusorischen Schranken wegfallen, die Traurigkeit und Kummer um dich schaffen, die Wünsche des außerhalb deines geistigen Selbst stehenden Wesens..."

(Worte des Brähmachärin.)

Ein Predigen, Kanzelreden, Bekehren und Proselytenmachen kennen die Religionskulte des Brahma, Buddha, Shinto, Konfutse nicht, infolgedessen befehden und bekämpfen sie sich auch nicht gegenseitig, sondern bestehen einträchtig und friedlich nebeneinander. Alle diese Religionen beruhen nicht auf Offenbarung, und diese letztere, beziehungsweise deren verschiedenartige Auslegung, ist es ja, die zu unheilvoller Spaltung und unversöhnlicher Be-

fehdung, ja mehr noch, zu blutigen jahrhundertelangen Religionskriegen geführt hat. Die asiatischen Religionskulte sind auf die aus der Weltordnung sich von selbst ergebende Moral begründet, die Offenbarungsreligion verlangt vom Individuum die strenge Einhaltung der Moral — neben verschiedenen anderen noch —, weil Gott oder das höchste schöpfende und erhaltende Wesen es verlangt, befohlen habe. Die Moralreligionen befehlen dem Individuum nichts im transzendentalen Sinne, deswegen haben sie auch nichts zu predigen, die moralische Gebarung des Individuums ist etwas aus der Weltordnung sich von selbst Ergebendes; denn ein Gebaren gegen die Moral verstößt gegen den geregelten Verlauf der Weltordnung und macht sich, wenn auch nur in denkbar minimalster Weise, störend in der Weltordnung bemerklich und trifft in erster Linie auch das Individuum selbst, welches den Verstoß gegen die Moral veranlaßt hat — „verschuldet" würde die Offenbarungsreligion sagen. Da nun aber nach den Moralreligionen jedes irdische Wesen ein Teilchen des Weltalls ist und ewig bleibt, also einen integrierenden, wenn auch winzigen Bestandteil des Weltalls bildet, so muß jede geringste Störung, jede leiseste Erschütterung des Getriebes im Weltall auch den Urheber der Störung mittreffen, auch ihm Nachteil bringen. Es liegt sohin im eigensten Interesse eines jeden Wesens, jedes Menschen, nie gegen die Moral zu verstoßen, weil er dadurch nicht nur seinen Mitmenschen oder einem Lebewesen, das so gut wie er selbst auch ein integrierender Bestandteil des Weltalls ist, sondern sich selbst als Teil des Weltalls Nachteil zufügt. Die Offenbarungsreligionen sind gleichfalls bestrebt, die Individuen auf jene Stufe zu erheben, in der der Lebenswandel derselben in möglichster Übereinstimmung mit jenen uralten Moralgrundsätzen sich bewegt, aber der Weg, dahin zu gelangen, ist ein sehr verschiedener. Das gleiche Ziel soll auf großem Umwege erreicht werden — und auf diesem Umwege ist viel wucherndes Unkraut aufgelesen worden, was, wie die Erfahrung gelehrt hat, auf dem geraden, direkten Wege in weit geringerem Maße der Fall gewesen ist —, denn die Offenbarungsreligionen fordern von ihren Anhängern die unbedingte Befolgung jener Gebote, welche der betreffende Religionskultus festgestellt hat und durch seine Organe, gleichviel ob dieselben Päpste, Kalifen, Bischöfe, Priester, Prediger, Pfarrer oder Popen genannt werden, verkünden, befehlen und lehren läßt. Um zu der Moral zu gelangen, welche als eigentliches Wesen in den ursprünglichen oder sagen wir historisch erstzeitigen Naturkulten enthalten sind, müssen die Anhänger der Offenbarungsreligionen zuerst und zuvörderst den unbedingten „Glauben" sich aneignen, daß das, was von den berufenen Verkündern und Lehrern einer dieser Offenbarungsreligionen gelehrt,

befohlen und angeordnet wird, auch wirklich das Offenbarte ist, d. h. dasjenige, welches auf eine außerhalb unserer bekannten Naturgesetze stehende Art und Weise der Menschheit übermittelt wurde, wobei in einigen Kulten sogar der großen Menge der „Gläubigen" nicht einmal erlaubt und gestattet wird, in die niedergeschriebenen historischen Satzungen der Offenbarung selbst Einsicht zu nehmen.

Nächst dem Glauben an diese Offenbarungen verlangt und fordert die Offenbarungsreligion auch den unweigerlichen Gehorsam gegenüber allen Satzungen, Verordnungen und Anordnungen, welche von den „berufenen" Religionsorganen verkündet, gelehrt und anbefohlen werden, unter Androhung mehr oder minder harter Strafen oder bei Versprechung von Belohnungen, welche aber fast alle einen recht irdischen Charakter haben; denn Purgatorium, Hölle, Paradies und die Huris der Mohammedaner u. a. m. haben so viel irdisch-weltlichen Anstrich und Beigeschmack, daß von rein geistiger Wesenheit dabei nicht die Rede sein kann.

Unbedingter Glaube an etwas außerhalb unserer vierdimensionalen Sinne Liegendes und über unserer dermaligen Fassungsgabe Stehendes und dann strikter Gehorsam gegenüber einem Wust von bunt vermengten geistigen, irdischen, materiell-weltlichen, idealen und geistigen Anordnungen, Verfügungen, Befehlen sollen die Menschen zur Erkenntnis jener großen „Moral" führen, die darin gipfelt, nichts oder doch zum mindesten möglichst wenig zu tun, wodurch man einem anderen Lebewesen ein Leid zufügt.

Ganz unzweifelhaft auf einfacherem Wege und ohne der rationellen Vernunft und dem vorgeschrittenen Wissen Gewalt antun zu müssen, gelangt man zu dem gleichen Ziele mit jenen Religionskulten, die sozusagen diese „Moral" a priori in sich führen, deren fundamentaler Grundsatz darin wurzelt, daß es keiner besonderen, schwer faßbaren Offenbarung und folglich auch keiner aus dieser hervorgehenden Befehle, keiner Androhung von Strafen, keiner Versprechungen von Belohung bedarf, um auf dem Wege der Moral dem hehren Ziele zuzustreben, weil das Entgegenhandeln, das sich gegen die Moral Auflehnen, unfehlbar denjenigen in erster Linie mittreffen muß, der, abweichend vom normalen Wege, störend in das komplizierte, subtile Gehwerk der Weltordnung eingreift, und zwar deswegen mittreffen und benachteiligen muß, weil er selbst ein Teil, und sei es auch nur ein scheinbar verschwindendes Atom, der gewaltigen Universalkräfte ist.

Der eine Religionskult bringt so gut wie der andere auf denselben Punkt, nämlich bis zum Austritte des Individuums aus der irdischen Daseinsform,

also vulgär bezeichnet zum Scheiden aus dem Leben, zum Tode. Hier stehen alle Religionskulte vor der absolut unbekannten Größe; denn auch die Offenbarungsreligionen vermögen nur ganz vage, verschwommene, sich oft selbst widersprechende Vorstellungen von dem Zustande jenseits jener mysteriösen Grenzscheide zu geben. Und wenngleich eine jede Religionslehre ihre Hypothese — für welche übrigens keine einzige einen einwandfreien Beweis zu erbringen vermag — für die einzig richtige, für die „wahre" ausgibt, bleibt doch für den denkenden Gläubigen, sei er selbst ein noch so guter Christ oder Moslem, immerhin eine Sache des Zweifels, ob die Zustände jenseits der uns gesteckten Raumesgrenzen tatsächlich so sind und sein werden, wie sein Religionskult sie hinstellt; denn die Vorstellungen darüber weichen selbst unter den Offenbarungsreligionen ganz bedeutend voneinander ab, und für die Richtigkeit der Anschauung müssen alle auf denselben Punkt zurückgreifen, nämlich auf die göttlichen Offenbarungen, die sich aber nun einmal darüber nicht nur nicht klar und bestimmt ausgesprochen haben, sondern ganz im Gegenteil über alles, was jenseits der irdischen Grenzlinie ist und besteht, nur in ganz verschleierten, mysteriösen, unserem menschlichen Erkennungsvermögen nicht klar und exakt faßbaren Andeutungen ergangen haben.

Die verschiedenen Offenbarungsreligionskulte haben nun, um ihren Gläubigen faßbarere, gemeinverständliche Anschauungen unterzulegen und beizubringen, auf deduktivem Wege Thesen zusammengetragen, die sich aber nicht decken, so daß das Bild, welches eine jede von dem Zustande, der den die Grenze des Lebens Überschreitenden erwartet, ein grundverschiedenes ist.

Wenn nun alle Offenbarungsreligionen sich duldsam gezeigt hätten — und das hätte man von ihnen beanspruchen können, denn die Duldsamkeit, die Nachsicht, das „Liebe deinen Nächsten", die gehören doch zu den hehren Moralgrundsätzen, die das Fundament aller Religionen bilden — wenn also alle Offenbarungsreligionen sich duldsam untereinander erwiesen hätten, dann würde ihr Standpunkt gegenüber den anderen Religionskulten ein weitaus günstigerer sein, als er es tatsächlich ist, und ihre Verbreitung wäre viel leichter und viel schneller möglich gewesen. Statt dessen haben sie sich durch Jahrhunderte hindurch blutig befehdet, die Völker sind von den Machthabern der unduldsamen Religionskulte aufgereizt und aufgehetzt worden und werden es noch immer, die Völker haben sich in jahrzehntelangen verheerenden Religionskriegen bekämpft, oft bis zur Ohnmacht geschädigt und geschwächt, ohne den allergeringsten Erfolg zu erzielen; denn die Religionskulte stehen sich noch heute so schroff ablehnend gegenüber wie vor Jahrhunderten. Jeder hält auch heute

noch starr an seiner Auslegung fest, verdammt die andere, und da es eine ganz erkleckliche Anzahl von solchen Kulten in der Welt gibt, die alle auf der Offenbarung basieren, so gibt es ein ganz kaleidoskopisches Bild, und nirgends zeigt sich eine weltbewegende, gewaltige, von einer allbezwingenden, hehren Wahrheit — und das kann eben nur eine sein — begeisterte, von den edelsten Motiven durchdrungene Masse, die mit elementarer Gewalt alles in anderem Kreise sich Bewegende an sich reißen müßte.

Man will den armen Asiaten die Erlösung bringen, man will sie befreien vom Drucke ihrer auf tieferem Niveau stehenden Religion. Missionare, deren jeder das Zeichen einer anderen Offenbarung auf der Stirne trägt, werden hinausgesandt zu den tausendmillionen Indern, Malaien, Javanen, Chinesen, Japanern und wie sie alle heißen, die treu und kindlichen Gemütes an ihren Moralreligionen hängen. Und was steht denn nun auf dem erlösenden Freibriefe? Was können wir ihnen bieten für das Eintauschen ihrer Religion gegen unseren Glauben? Ihre Seelen sollen erlöst werden, auf daß sie nicht der ewigen Verdammnis anheimfallen! Das erscheint von unserem christlichen Stundpunkte aus erhaben und lobenswert. Es fehlt aber dieser Devise die zwingende alles bewältigende Kraft.

Dem auf tiefer Kulturstufe stehenden Anhänger einer Moralreligion vermag der Missionar, der als Verkünder der Offenbarungslehre auftritt, nichts, absolut nichts zu bieten, was ihm begehrenswert erscheinen könnte, nichts, das seine Sinne emporheben könnte zu jenem selbst für den zivilisierten Kulturmenschen schwer faßbaren, nebelhaften, verschwommenen Gebilde des über das irdische Leben hinausragenden unbekannten Etwas. Mit den Lehren eines moralischen Lebens, durch deren Befolgung der zu Erlösende, zu Bekehrende des Himmelreiches teilhaftig werden soll, erreicht der Missionar erst recht nichts, denn das ist, nur in anderer Anschauungsform, tatsächlich auch das Grundprinzip der Religionen der asiatischen Völker, ganz besonders des Brahmanismus.

Dieser tiefwurzelnde moralische Grundzug — womit selbstverständlich nicht unsere europäische Sittenmoralität zu verstehen ist, die sich ja erst aus jahrhundertelanger Zivilisation zu ihrer dermaligen gleichfalls weiterem Wechsel unterliegenden Form herausgebildet hat — also dieser bei den alten asiatischen Kulturvölkern überall mehr oder weniger stark ausgeprägte Moralbegriff ist sozusagen im wahren Sinne durch die Jahrtausende hindurch in Fleisch und Blut übergegangen. Wir sprechen bei besonderen Fällen in den hochzivilisierten Staaten von einer erblichen Belastung und selbst die Straf-

gesetze erkennen eine solche in gewissen Fällen an; bei den asiatischen Völkern zeigt sich etwas Analoges, dort ist es ein Moralprinzip, das sich von Generation auf Generation vererbt. Keine der Religionen dort lehrt, predigt, befiehlt, droht oder lockt durch Vergeltung, um das kindlich-einfältige, gläubige Gemüt des Individuums zu veranlassen, einer Lebensweise sich zu befleißigen, die wir als „moralisches Leben" bezeichnen würden, und trotzdem, ohne moralischen Zwang der Religion, sehen wir bei verschiedenen, nach Hunderten von Millionen zählenden asiatischen Völkerschaften eine Lebensführung, die wir nicht anders als bewundern können.

Wir, die zivilisierten Kulturvölker, können und wollen oft nicht einsehen und eingestehen, daß jene Völker, die eine viel ältere Kultur besitzen als wir selbst, eine Kultur, die aber durch viele Jahrhunderte hindurch stagnierte, indem sie sich streng von jeder Berührung mit außen fernhielt und abschloß und dadurch von einer jüngeren Kultur, der jetzigen abendländischen, überflügelt wurde, wir zivilisierten Kulturmenschen sträuben uns einzuräumen, daß die in der Kultur zurückgebliebenen Völkerschaften, die wir mit Vorliebe als Barbaren oder mindestens Halbbarbaren hinstellen, trotzdem und trotz ihrer uns furchtbar einfältig und albern erscheinenden Religionen doch ein Leben führen, das in vielen Beziehungen über der Lebensweise der großen Masse der hochzivilisierten Völker steht. Ja mehr noch, daß diese intellektuell weit zurückgebliebenen Völker ohne den Zwang eines Religionsgebotes sich nur äußerst selten Vergehen gegen die Humanität, also gegen die Gesellschaftsordnung, wie solche sich herausgebildet hat, zuschulden kommen lassen, und wenn wirklich einmal, dann handelt es sich gewiß nur um ein vereinzeltes, ganz verkommenes, verachtetes Individuum.

Betrachten wir zuvörderst einmal Britisch-Indien. Wir sahen, wie in den letzten Jahren dieses ungeheure, von nahezu dreihundert Millionen Menschen bewohnte Land von entsetzlichen, verheerenden Kalamitäten heimgesucht wurde, von Pest und Hungersnot. Die Beschreibungen von Europäern, welche um jene Zeit Indien bereisten, sind so furchtbar traurig und erschütternd, daß man sich der tiefsten Teilnahme für die indischen Dulder nicht erwehren kann. Und mit welcher beispiellosen Ergebung, mit welcher bewunderswerten Demut ertrugen sie ihr furchtbares Schicksal! Wenn das letzte Reiskörnlein verzehrt war, wenn der letzte Grashalm von dem von der Sonne durchglühten Boden aufgelesen war und die verdorrten Sträucher kein Blättlein mehr gaben, mit dem der Verhungernde wenigstens dem Magen wenn auch keine Nahrung, so doch eine Füllung zuteil werden lassen konnte, wenn von einer Familie die Hälfte

oder noch mehr den verzehrenden Qualen des Hungers erlegen war, wenn die Götter, zu denen das Volk demutvoll vergebens gefleht hatte, keine Hilfe sandten, dann zogen die letzten des Dorfes, zu Skeletten abgemagert, den großen Städten zu; dort gab es noch Nahrung, dort lagen auf den Märkten aufgestapelt für die Reichen all die herrlichen Dinge, die den Verhungernden in Fieberphantasien so verlockend vorgegaukelt wurden. Und angekommen in den Städten, was taten die zu heller Verzweiflung getriebenen Jammergestalten? Demutvoll, in ihr entsetzliches Schicksal ergeben, sanken sie auf den Straßen, vor den Toren der Reichen, an den Märkten, wo so verführerisch das aufgehäuft war, was Gegenstand ihrer heißesten Sehnsucht war, was ihnen Leben und neue Hoffnung bringen konnte, nieder, den todmüden Blick bittend auf die Glücklichen, Gesättigten gerichtet, bis sich die Lider über die großen schwarzen Augen senkten, um sich erst wieder zu heben, wenn das Auge gebrochen, das Dasein des Jammers und tiefsten Elendes vollendet war!

Zu Tausenden wurden die Ärmsten auf diese Weise in den Städten, zu Hunderttausenden auf dem flachen Lande hingerafft, duldend, ergeben in das Schicksal, das ihnen von einer höheren Macht, der sich diese Völker ohne Murren fügen, auferlegt wurde.

Von einem früheren Polizeipräsidenten in Bombay, der während Pest und Hungersnot noch amtierte, wurden mir ergreifende Einzelheiten aus jener entsetzlichen Zeit, in der die Regierung wegen der ungeheueren Ausdehnung der Hungersnot, die sich über ganz Mittelindien und bis hinein nach Oberindien erstreckte, nur wenig helfend eingreifen konnte, mitgeteilt, zugleich aber auch anerkennend hervorgehoben, daß fast nirgends Auflehnungen, Gewaltakte vorgekommen seien. Mit einer beispiellosen stoischen Ergebung habe das Volk diese mörderische Heimsuchung, die das Schicksal ihm auferlegte, getragen.

Es drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob wohl ein gleiches bei unseren hochzivilisierten Völkern der Fall sein würde?! Würden bei uns nicht die Hungernden sich durch Gewaltakte, durch einen wirklichen oder fingierten Mordversuch, durch offene Auflehnung gegen Gesetz und Ordnung zu retten suchen? Unfehlbar würden sich dadurch die schier zu Tode verhungerten Hindus einen Platz im Gefängnis errungen haben, wo ihnen Nahrung gereicht werden mußte, und damit hätten sie zum mindesten das erreicht, vor der qualvollsten Todesart, dem Verhungern, bewahrt zu sein!

Man wird dem vielleicht entgegenhalten, daß der geringe Intellekt dieser

auf tieferer Kulturstufe stehenden Völkerschaften diese gar nicht zum Bewußtsein dessen gelangen lasse, daß durch solch einen Akt die Möglichkeit geboten wäre, sich dem Hungertode zu entziehen, zum mindesten sein Leben zu verlängern, ganz sicher aber innerhalb weniger Stunden zu dem mit fiebernder Gier ersehnten Bissen Nahrung zu gelangen. Dem ist aber ganz und gar nicht so. Gewiß stehen diese Völkerschaften, trotz ihrer viel älteren Kultur auf einer weit tieferen Bildungsstufe, und auch ihre Intelligenz, die eben nicht weiter entwickelt wurde, ist weit hinter der okzidentalen zurückgeblieben. Aber so dumm sind sie durchaus nicht, um nicht ermessen zu können, daß sie auf Grund eines unerlaubten Gewaltakts von der englischen Polizei ins Gefangenhaus gebracht und dort eine Verpflegung finden würden, die nach ihren bescheidenen Begriffen, ganz besonders in Anbetracht der herrschenden Hungersnot, ihrem sehnlichsten Verlangen mehr als genügen würde. Also ein Nichtbegreifen ist es nicht, was sie davon abhält, es müssen andere Gründe dafür gesucht werden, und sie finden sich in Eigenschaften, welche bei den hochzivilisierten Völkerschaften nicht, oder sagen wir richtiger nicht mehr, zu finden sind; denn das wird wohl selbst der fanatischste Bewunderer der hochzivilisierten Rassen nicht zu behaupten wagen, daß in Westeuropa oder in Nordamerika ein Zustand, wie wir ihn hier geschildert, sich so abspielen und so harmlos verlaufen könnte, wie dies in den Hungerjahren jüngst in Britisch-Indien der Fall war. Wie blutig gestalten sich bei uns nur allzuoft die Arbeiterstreiks, und was verlangen hier die Massen? Bessere Existenzbedingungen, und schon wenn diese nicht erfüllt werden, wird zumeist zu Gewaltakten geschritten. Dort, in Indien, Millionen Menschen, die tatsächlich zu Tausenden alltäglich Hungers sterben, wo ganze Familien vom kleinsten Baby bis zum Ernährer der Familie einer nach dem anderen auf dem Straßenpflaster hinsinken, die verglasten Augen noch gierig nach den in den Auslagen und in den Marktkörben aufgehäuften Eßwaren gerichtet, und nirgends Gewaltakte, keine Zusammenrottungen, kein kategorisches Verlangen der geschlossenen Massen nach Hilfe. Was die englische Regierung zur Linderung tat und verabreichte, wurde dankend in Empfang genommen, und da es nicht hinreichte, auch nicht genügen konnte, resigniertes, stummes Hinsterben!

Orientalischer Fatalismus! wird man sagen, dessen Wurzel in Stumpfsinn, Verkommenheit, Blödheit zu suchen ist. Ja, das ist ein hochklingender, schöner Ausdruck, der „Fatalismus", mit dem aber nichts erklärt wird.

Unzweifelhaft sind dieses resignierte Dulden und das ergebene Ertragen

auch der schwersten Schicksalsschläge, sowie überhaupt die großen moralischen Tugenden — auf die wir sogleich kommen werden — die wir bei den meisten Völkerschaften der sogenannten Moralreligionen finden, Eigenschaften höchst nachahmenswerter Art, denn sie werden auch von unseren christlichen Religionen als Kardinaltugenden aufgestellt. Allerdings setzt man gerne zu der „Duldung" noch das Prädikat „christliche Duldung", aber damit ist nichts anderes gesagt, denn eine ergebene Duldung, ein Ertragen ohne Murren und Auflehnen eines von einer höheren, überirdischen Macht auferlegten Leidens, also duldende Ergebung in das Schicksal kann immer nur ein und dasselbe Ding sein, gleichviel ob es von einem Christen, einem Heiden, einem Ungläubigen, einem Freidenker oder wem immer ausgeübt wird.

Wenn wir nun aber diese Kardinaltugend von den Anhängern der meisten Moralreligionen in viel größerem Maße geübt und verbreitet sehen, als dies bei den christlichen Völkern der Fall ist, dann muß sich uns unwillkürlich der Gedanke aufdrängen, daß der Kern, der Grundgedanke jener Religionskulte doch am Ende nicht so ungeheuer tiefstehend gegenüber den vielen verschiedenen Offenbarungsreligionen sein kann, als dies mit Vorliebe hingestellt wird.

Nach den Beschreibungen, besonders solchen der Engländer, machen wir uns in Europa zumeist ein ganz falsches Bild von den Hindus, den Malaien, den Javanen und bis vor ganz kurzem auch von den Japanern. Ganz speziell die Hindus und die anderen Eingeborenen Britisch-Indiens sind uns als Barbaren geschildert worden, als verschlagen, hinterlistig, diebisch, grausam, verdummt, mit einem Worte als „tierisch", oder mindestens als hart an der Grenze der Tierwelt stehend. Bezüglich verschiedener insularer Volksstämme, z. B. in Borneo, Sumatra und noch mehr auf den östlicheren Südseeinseln, mag dies wohl richtig sein, es ist aber gänzlich fehlgegriffen, wenn es auf die eine alte Kultur — die allerdings seit langer Zeit im Rückgange begriffen ist — aufweisenden asiatischen Völkerschaften angewendet wird.

Es ist nicht schwer den Grund aufzufinden, weshalb uns diese Völker bis in die neuere Zeit so unrichtig geschildert wurden, ja oftmals noch werden.

Wir Älteren haben ja die Zeit noch selbst erlebt, in welcher in Britisch-Indien jene riesige Pachtgesellschaft, die sogenannte „Ostindische Kompagnie", bestand. Die englische Regierung hatte damals ganz Britisch-Indien an diese Gesellschaft verpachtet, die natürlich nur trachtete, einen möglichst hohen Er-

trag aus dem Lande herauszuschlagen, damit ihren Gesellschaftsteilhabern über den Pachtzins noch eine schöne Summe alljährlich zugute gebracht werden konnte.

Mit ungeheuren Vollmachten ausgestattet, übte diese Gesellschaft ein so verabscheuungswürdiges Erpressungssystem durch Jahrzehnte hindurch aus, bis endlich im Jahre 1857 das zur Verzweiflung getriebene Volk sich in offenem Aufruhr gegen seine Peiniger erhob. Es folgten nun mit furchtbarer Erbitterung geführte blutige Kämpfe; denn die meisten Eingeborenen-, sogenannte Sepoyregimenter schlugen sich zu den Aufständischen, und dabei wurden, wie dies freilich nicht anders zu erwarten war, seitens der aufständischen Eingebornen viele und schwere Grausamkeiten begangen, die erklärliche, wenn auch nicht entschuldbare Folge jahrzehntelanger, grausamer Bedrückung und Aussaugung. Durch die Uneinigkeit der indischen Maharajahs und Rajahs, besonders der südindischen, die aus Eifersucht die im Norden Kämpfenden im Stich ließen, gelang es den englischen Truppen schließlich, den Aufstand niederzuwerfen. Es mußte jetzt ein Exempel statuiert werden, und die englische Regierung ergriff Maßregeln, die nur allzusehr im Einklange mit dem grausamen Gebaren der niedergeworfenen Hindus und Mohammedaner stand. Wir erinnern nur an das damals von den Engländern ersonnene, glücklicherweise nicht weiter nachgeahmte „Wegblasen" von vor den Lauf der Kanonen gebundenen Aufständischen.

Um nun den ganzen Aufstand in ein anderes Licht zu stellen und ihn nicht als die begreifliche Auflehnung gegen eine nicht zu rechtfertigende Bedrückung erscheinen zu lassen, mußte die Ansicht verbreitet werden, daß man gegen Barbaren und halbtierische, grausame Völkerschaften kämpfe, denen man mit gleicher Grausamkeit, auch wenn solche nicht mit Humanität und Zivilisation in Einklang zu bringen sei, begegnen müsse.

Das ist aber eine offenbare Entstellung der Tatsachen, denn den Hindus liegt notorisch jedwede Grausamkeit gegen Lebewesen unter normalen Lebensverhältnissen fern, und sie werden sich nur in Momenten höchsten Affekts, hochgradigster Aufregung hinreißen lassen, Blut zu vergießen und unglückliche Opfer zu quälen und zu peinigen. Nur durch unverantwortliche Bedrückung und grausamste Ausbeutung durch die Ostindische Kompagnie waren die indischen Eingeborenen zu dem Verzweiflungsakt getrieben worden und hatten sich ihrerseits zu vergeltenden Grausamkeiten hinreißen lassen, was zwar nicht zu rechtfertigen, aber menschlich zu verstehen ist. Es zu verurteilen haben gewiß die Engländer die allergeringste Berechtigung, nachdem

sie, als hochzivilisierte, christliche Nation, nach endlich gelungener Niederwerfung des Aufstandes ihre Widersacher, die sich doch nur gegen eine ihnen aufgezwungene, ungerechte und brutale Herrschaft aufgelehnt hatten, unter Anwendung grausamster Maßregeln, die von allen anderen zivilisierten Völkern verabscheut und von keinem je nachgeahmt wurden, zum Tode verurteilten. Daß diese furchtbare Vergeltung nebenbei ein großer politischer Fehler war, der sich voraussichtlich im 20. Jahrhundert einmal entsetzlich rächen wird, das zeigt der unauslöschliche Haß, der die ganze Hindubevölkerung gegen alles, was englisch ist und heißt, beseelt.

Dazu gesellt sich nun noch die Behandlung, die der Engländer auch jetzt noch der Bevölkerung seiner reichsten, seiner größten und bevölkertsten Kolonie zuteil werden läßt. Bis auf den heutigen Tag noch betrachtet der Engländer den Hindu als ein durchaus minderwertiges Geschöpf, dem man zwar den Anspruch Mensch zu sein nicht gut absprechen kann, dem man aber die Vorrechte des Menschen nur in sehr beschränktem Maße einräumen dürfe. Die unteren Kasten dieser eingeborenen Bevölkerung werden nicht viel anders als höher stehende Lasttiere betrachtet und tatsächlich auch zumeist nicht viel anders behandelt. Fast nie wird man einen Engländer in Indien ein freundliches Wort an einen Kuli richten hören, nur barschesten, leider allzuoft brutalen Befehlston, dem drastische, handgreifliche Mahnung auf dem Fuße folgt, wenn nicht unverzüglich dem Befehl entsprochen wurde. „Mit der Rasse kann man nicht anders auskommen, die stehen zu tief und können bessere Behandlung nicht vertragen!“ bekommt man gewöhnlich als Erklärung solcher Behandlungsweise zu hören.

Ja warum haben denn die — wie sie sich mit Vorliebe hinstellen — Höchstzivilisierten Europas im Laufe der Jahrhunderte die unter ihre „segensreiche“ Herrschaft gezwungenen „befreiten“ Bewohner ihrer einträglichsten Kolonie nicht menschenwürdig erzogen, ihnen nicht nach und nach die Segnungen ihrer hohen Kultur zuteil werden lassen? Warum haben sie nicht versucht, sie im Laufe langer Jahrzehnte zu sich heraufzuziehen? Oder will man vielleicht behaupten, daß dies vergebliches Bemühen gewesen wäre? Nun, heutzutage kann man mit dieser billigen Ausrede wahrlich niemandem mehr die Augen auswischen!

Daß diese auf eine alte, zum Teil uralte, aber verfallene Kultur zurückblickenden asiatischen Völkerschaften in staunenswert kurzer Zeit aus dem Halbbarbarentum, in das sie zurückversunken waren, zu, man möchte fast sagen, erschreckender, moderner Kultur und Zivilisation emporgehoben werden

oder sich emporschwingen können, das haben die Japaner in so eklatanter Weise der Welt vor Augen geführt, daß jeder Versuch des Ableugnens a priori hinfällig erscheint.

Aber die Hindus sind keine Japaner! Zugegeben, aber sie sind ebenso wie diese ein Volk, welches seinerzeit sehr hoch in der Kultur stand und folglich ebenso wie jene fähig sein muß, auch wieder, wenn auch langsamer, zu höherer Kultur geführt zu werden. Zwischen diesen alten verfallenen asiatischen Kulturvölkern und den Wilden und Barbaren der anderen Kontinente und Inselreiche besteht eben der große Unterschied, daß die letzteren nie zuvor etwas von Kultur gekannt haben.

Der Grund, weshalb die Engländer nie bestrebt waren, die Inder zu neuer Kultur emporzuführen, das Volk zu erziehen und zu zivilisieren, liegt nicht darin, daß sie dies für vergeblich gehalten hätten, sondern ist ganz wo anders zu suchen und zu finden. Wenn von den nahezu 300 Millionen Indern im Laufe der Jahrhunderte durch die englische Verwaltung nur der fünfte Teil zu zivilisierteren Menschen erzogen worden wäre, würde England — Beweis der Aufstand 1857 — längst keinen Fußbreit Landes in Ostindien mehr besitzen, es sei denn, daß es sich zu einem humanen und uneigennützigen Regiment verstände. Letzteres will man aber nicht, und so müssen denn die Inder auf der untersten Stufe niedergehalten werden, müssen ihnen die Vorteile der Zivilisation vorenthalten werden. Bei den hervorragenden, angeborenen moralischen Eigenschaften, die in dem Charakter dieser Volksstämme gelegen sind, und in Anbetracht des erdrückenden numerischen Übergewichts, wird bei steigender Intelligenz dieser Völker ihre Unterdrückung und Beherrschung sich eher oder später als unmöglich herausstellen.

Auf daß in keiner Weise diese verachteten Volksstämme sich je an dem englischen Elemente hinaufranken können, wurde eine unwürdige und unmenschliche gesellschaftliche Schranke aufgerichtet, dank welcher die englische Nation heute nach jahrhundertlanger Herrschaft in Indien vollkommen, ohne Wurzel im Volke geschlagen zu haben, in glänzender Isolation — sie lieben ja auch in der Politik ihre „splendid isolation" — dasteht. Dazu zu gelangen, mußten sie ihr eigenes Blut verleugnen, und das taten sie auch skrupellos.

Kein Mischling, kein „Eurasier" wird in der englischen Gesellschaft, selbst in Indien, aufgenommen, nicht einmal geduldet. Das sind Parias, die von ihren Erzeugern verleugnet, wenn legitim, von der Gesellschaft verstoßen und von den Eingeborenen verachtet werden. Bei — selten vorkommenden —

gemischten Ehen werden die Eingeborenen, sei es Frau oder Mann, abgelehnt, sie sind verfemt. Da nun der Engländer nur in den seltensten Fällen sich dauernd im Lande niederläßt, sich dort Landbesitz erwirbt, vielmehr sein Aufenthalt in Indien beinahe ausnahmlos nur für kürzere oder längere Dauer und darauf berechnet ist, sich so viel zu erwerben, oder eine so hohe Pension zu erreichen, um damit entsprechend gut in England leben zu können, so erscheint es ganz erklärlich, daß von 288 Millionen in Indien lebenden Menschen nur ca. 75 000 in England Geborene (außerdem ca. 75 000 englische Soldaten) sich befinden, eine ganz lächerlich geringe Anzahl. So wenig fest wurzelt England in Indien!

In den niederländischen reichen Kolonien, in Java usw., walten ganz andere Verhältnisse; dort sind die „Halfcasts", die Mischlinge, in jeder Beziehung, auch gesellschaftlich, den Holländern gleichgestellt, dort kommen infolgedessen auch vielfach Ehen zwischen gesellschaftlich hochgestellten Holländern, so besonders auch von Offizieren und Regierungsbeamten, und malaiischen oder javanischen Damen, und mitunter selbst zwischen dortigen eingeborenen Plantagenbesitzern oder sonstigen aus wohlsituierten eingeborenen Familien stammenden Männern und holländischen Damen statt. Für die gesellschaftliche Stellung ist in den Niederlanden und in dessen Kolonien nicht die Geburt maßgebend, sondern die Erziehung, die erworbenen Charaktereigenschaften und die den europäischen gesellschaftlichen Formen entsprechende Gebarung. Sind diese übereinstimmend, so ist die gelbe Hautfarbe kein Hindernis für die gesellschaftliche Gleichstellung mit den Europäern. Tatsächlich findet man in den holländischen Kolonien fast allerorts unter den eingeborenen Damen, unter den Halfcasts, so liebenswürdige, feingebildete, dabei durchweg so bescheidene und in verbindlichster Weise entgegenkommende und nebstdem vielfach sehr schöne Frauen und Mädchen, daß man vergeblich nach einem Grunde suchen würde, weshalb solche Wesen als verachtete Parias zurückgestoßen zu werden verdienen. In den britischen Kolonien ist dies aber der Fall; daher haben aber auch die Engländer in der Bevölkerung Indiens trotz jahrhundertelanger Beherrschung nicht Wurzel zu schlagen vermocht, und durch die hochfahrende Weise, mit der sie den Eingeborenen begegnen, durch die schroffe Abweisung, die sie jedem derselben und sei er auch halbblut-englisch, zuteil werden lassen, durch die unüberbrückbare gesellschaftliche Schranke, die sie, allerdings ungeschrieben und unkodifiziert, errichtet haben, ist auch jener Haß erwachsen, der sich auf die ganze Bevölkerung, vielleicht mit Ausnahme der nicht sehr zahlreichen Parsen — die

in Indien ungefähr die Rolle spielen, die in früheren Jahrhunderten einmal die Armenier in einigen Ländergebieten Europas innehatten — in den britisch-asiatischen Kolonien ausdehnt, und der sich dereinst noch mit elementarer Gewalt äußern wird. Man darf sich wohl nicht darüber verwundern; denn wer nicht nur fremdes Blut verachtet, sondern selbst so weit geht, sein eigenes Blut zu verleugnen und eine künstliche klaffende Kluft schafft, über welche hinwegzukommen das eigene Blut nicht vermag, nur weil es nicht reinrassig mehr ist, weil der Stammbaum eine Lücke zeigt, der kann wahrlich nicht auf Treue, Anhänglichkeit oder wohl gar Liebe Anspruch erheben.

Ganz wesentlich verschieden davon sind die Zustände in den niederländischen Besitzungen; dort hat europäische Art weit mehr Fuß gefaßt. Schon der Anblick eines malaiisch-javanischen Dorfes ist ein ganz anderer, viel anmutenderer als in Indien, der Umgang mit Javanern der besseren Stände ist ein sehr angenehmer, und von einem Haß gegen die Holländer wie in Indien gegen die Engländer ist keine Rede; es vollzieht sich hier, wenn auch nur allmählich, eine Annäherung zwischen Herrschenden und Beherrschten. Nur durch die zu einer endlichen Verschmelzung der oberen Schichten der eingeborenen Bevölkerung mit dem europäischen Element führende Politik vermochte und vermag das nur 5 Millionen Einwohner zählende Königreich der Niederlande die 35 Millionen Menschen in seinen indischen oder Sunda-Kolonien, trotz der mannigfach vorgekommenen Fehler in der Verwaltung, unter seiner Botmäßigkeit zu erhalten. Wenn hier ein Haß gesät worden wäre wie in den britisch-indischen Kolonien, wären die Holländer längst nicht mehr Herren ihrer schönen und reichen Besitzstände in Asien.

Wenn man die minimalen, verschwindend geringfügigen Erfolge einer jahrhundertelangen, schwungvoll betriebenen Bekehrung asiatischer Heiden zur christlichen Kirche betrachtet, trotz großer opferwilliger Anstrengungen sowohl von seiten der katholischen als auch der anglikanischen Kirche, kann man sich der Einsicht nicht verschließen, daß da ein Hindernis besonderer Art im Wege stehen muß.

Dem Stumpfsinn der großen Massen dies zuschreiben zu wollen, wäre verfehlt, denn wir haben auch in Europa noch Millionen Christen in Rußland, in den südöstlichen Ländergebieten, die nicht um vieles intelligenter sind, begabter schon gar nicht als die Asiaten. Also das kann nicht das Hindernis für den Tausch eines Besseren gegen ein Geringeres abgeben.

Daß die asiatischen Völker dermalen noch überhaupt nicht in der Lage

sein sollten, die Tiefe der christlichen Lehren zu erfassen, das könnte nur zutreffend sein mit Bezug auf die untersten Schichten des Volkes, und würde dann nicht anders als bei christlichen Völkern sein, wo auch, besonders im Osten Europas, die großen Massen nur die Form, nicht aber das Wesen festzuhalten und zu durchdringen vermögen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß vor allen Offenbarungsreligionen schon die asiatischen Religionskulten bestanden und von ihnen aus ging vieles in unsere christliche Religion über.

Großartig in der Konzeption und Auffassung steht der, der monotheischen Lehre nächstverwandte Brahmanismus, hoch über den anderen Religionskulten, er zählt im britischen Indien allein über 200 Millionen Anhänger, wogegen Buddhisten nur ca. 7 Millionen, Mohammedaner ca. 57 Millionen, Christen $2^1/_3$ Millionen, außerdem verschiedene andere heidnische Religionskulte.

Daß in diesen Religionskulten sich, trotz der teilweise ganz erstaunlichen Tiefe und Großartigkeit des Wesens der eigentlichen Religion, ein dem zivilisierten Kulturmenschen abgeschmackt erscheinender, oft widerlicher Formelkram, ein krasser Götzendienst angesetzt und entwickelt hat, darf nicht wundernehmen, denn die großen Massen stehen eben tief, ihr Intellekt ist unentwickelt geblieben, ja mit dem Verfalle ihrer Kultur wahrscheinlich eher zurückgegangen als fortgeschritten. In Indien ist für die Aufklärung des Volkes, wie bereits früher erwähnt, aus Staatsräson nicht viel geschehen, woher soll dann Aufklärung kommen?

Übrigens haben wir auserkorne Christen kaum eine Berechtigung, mit verächtlicher Geringschätzung auf die nach unserer Ansicht stumpfsinnige Anbetung plumper Götzenbilder seitens der asiatischen Völker verschiedener Religionsgemeinschaften herabzublicken. Wenn dort der Hindu oder Malaie, der Chinese oder der Japaner andächtig und gläubigen Gemütes vor einem Göttergebilde, gleichviel ob kunstvoll geformt oder plump und fratzenhaft, klein oder riesengroß, sich neigt und vertrauens- und hoffnungsvoll ihm darlegt, was seine Seele bedrückt, was sein Herz ersehnt, ist das vielleicht etwas anderes als das, was wir Christen tun, wenn wir vor einem Altarbilde kniend unsere Andacht verrichten, wenn der gläubige Katholik sich zur Erde neigt, um dem Gekreuzigten am Kruzifix die Anbetung durch den Fußkuß zu erweisen, die sog. „Adoration"?

Ist dies vielleicht deswegen ein anderes, weil hier ein Raffael oder Murillo oder irgend ein Meister der Bildhauerkunst die Verbildlichung in

künstlerisch vollendete Form zu fassen verstanden hatte, während dort ein übermenschlich großes, vielleicht auch fratzenhaftes Gebilde die Vergegenwärtigung des von dem Gläubigen gesuchten und nie geschauten, unbekannten Wesens abzugeben berufen ist?

Im Grunde genommen ist es ganz das gleiche. Hier als Heiligenbild bezeichnet und verehrt, dort als Götzenbild benannt. Eines wie das andere soll das versinnlichen, was abstrakt, den Sinnen unwahrnehmbar, als Überirdisches, Allgewaltiges über uns waltet.

In der Form verschieden, im Wesen ein und dasselbe — und ganz besonders der Brahmanismus führt in seinem letzten, mit irdischen Sinnen zu fassenden Endziele genau dahin, wohin der Christianismus auf dem Wege der Dreieinigkeit auch gelangt, nämlich zu der unfaßbaren Verschmelzung einer Alleinigkeit, christlich das „Himmelreich" genannt

Wenn wir beim Besuche der indischen, japanischen und anderer Tempel stets von diesem Gesichtspunkte aus das religiöse Gebaren der asiatischen Völker beurteilen wollten, würden wir diese verstehen lernen und von der sehr wenig gerechtfertigten krassen Selbstüberhebung lassen, wie wir sie ganz besonders bei den christlichen Missionaren wahrnehmen, die in diesen volkreichen Ländern ein so ungeheures Feld für ihre bekehrende Tätigkeit zu finden vermeinen und doch so kläglich geringfügige Erfolge aufweisen, trotz jahrhundertelanger Bemühungen.

Es ist eben viel leichter, einen Wilden, einen Barbaren, einen Menschen, der keinen Religionskultus kennt, also Neger, Afrikaner, Australier, zum Christentum zu führen, als Völker zu bekehren, die uralte Religionen und uralte Kultur besitzen.

Um letzteres zu erreichen, muß man ihnen „Besseres" für „Geringeres" bieten. Natürlich, das Christentum ist ja besser! Aber damit kommt man nicht weit, denn man muß jenen alten Kulturvölkern auch vor Augen zu führen vermögen, daß die Religion, die man ihnen bietet, tatsächlich die bessere ist. Da nun aber die asiatischen Völker seit Jahrtausenden Priester besitzen, die von jeher dem tiefgehendsten Studium oblagen und die auch ganz genaue Kenntnis der Offenbarungsreligionen haben, muß man ihnen vollgültige Beweise für den höheren Wert des Angebotenen vorlegen. Und da stößt man sofort auf ganz erhebliche Schwierigkeiten.

Die Mohammedaner waren die ersten, die den Indern eine Offenbarungsreligion brachten. Das war aber nichts weniger als eine segensreiche Gabe, sie wurde mit Feuer und Schwert gebracht, mit Blut geschrieben. Jahr-

hundertelange blutige, grausame Kämpfe zwischen den von Afghanistan und Persien nach Indien herabgekommenen Mohammedanern und den Hindus waren die Folge und ihr Endresultat, daß die Mohammedaner den Glauben an ihren Propheten, die Inder ihre Götter beibehielten und der Antagonismus zwischen ihnen noch heute fortbesteht.

Die christliche Religion, die ihnen später und jetzt auf anderem, friedlicherem Wege gebracht wird, hat einen doppelt schweren Stand. Zuvörderst fragen sich die Inder oder Chinesen oder Japaner, ob die Europäer auch bessere Menschen sind als sie selbst, ob die angebotene Religion ihre Gläubigen zu moralisch besseren Menschen erzogen hat? Daß die Europäer intelligenter, geistig vorgeschrittener sind, einen weitaus höheren Grad von Zivilisation erreicht haben, als sie selbst, dem verschließen sich die geistig Begabteren dieser Völker nicht, aber, sagen sie sich mit vollem Rechte, das hängt mit der Religion nicht unbedingt zusammen, das können wir auch ohne deren Religion und mit Beibehaltung unserer Religionen erlangen. Und in der Tat haben die Japaner gerade jetzt den eklatantesten Beweis für die Richtigkeit dieser Argumentation erbracht.

Also die Religion muß moralisch bessere, humanere, ethisch höher stehende Menschen bilden. Sind dies die Europäer, die zu ihnen hinüber gekommen sind, die sie unter ihre Herrschaft gebeugt haben? Die Inder verneinen dies ganz entschieden; sie sind grausam bedrückt worden, und als sie nach einem mißlungenen Versuche, das harte Joch abzuschütteln, niedergeworfen worden waren, haben die Engländer furchtbare Vergeltung walten lassen. Das kann natürlich nicht für eine Religion einnehmen, die Vergebung predigt und unerbittliche Vergeltung übt!

Also in Hinsicht auf Volkseigenschaften und Staatsgrundsätze halten die Inder wenigstens uns Europäer und ebenso die gleichfalls einer Offenbarungsreligion huldigenden Mohammedaner keineswegs für besser, ethisch höher stehend als sich selbst. Und was das einzelne Individuum betrifft, noch weniger. Wir hoben schon früher die Gutartigkeit des Charakters der Inder und Malaien hervor und müssen dazu auch die Japaner zählen, die Chinesen allerdings ausschließen.

Wer durch diese volkreichen Länder, wo sich das Leben auf offener Straße abspielt, reist, wird staunen, fast nie und nirgends streitenden, schimpfenden, fluchenden oder gar raufenden Menschen zu begegnen. In den im wahren Sinne des Wortes „volkbelebten Gassen", im dichtesten Menschengewühl, wo Lastwagen, Karossen, Reiter, Rikshas und alle möglichen Vehikel

verkehren, wo ein chaotisches Durcheinander waltet und oftmals der Verkehr stockt und sich nur recht langsam wieder entwickeln kann, wo Käufer und Verkäufer auf der Straße ihren Handel treiben und Scharen von Kindern neugierig herumlungern, herrscht zwar oft ein ohrenbetäubendes Getöse, ein Schreien und Zurufen, kurz ein Höllenlärm, aber nie haben wir während monatelanger Bereisung auch nur ein tätliches Handgemenge, einen ernstlichen Streit wahrgenommen. Mit einer Bereitwilligkeit, die in Europa und ganz besonders in Amerika gänzlich mangelt, bemüht sich jeder, den glatten Verkehr nach Möglichkeit aufrechtzuerhalten oder schnellstens wiederherzustellen, und dem Fremden gegenüber sind ausnahmlos alle von einer ehrerbietigen Dienstfertigkeit beseelt. Seitens der herrschenden Engländer wird dies als selbstverständliche Pflicht der Eingeborenen angesehen und, wenn ja einmal unterlassen, in schärfster Art — auch nur zu oft handgreiflich — gerügt. Diese Asiaten sind ja in den Augen der Engländer nur untergeordnete Wesen, mit denen man nicht viel Federlesens zu machen braucht! Nur eins dieser asiatischen Völker — dasjenige, welches sich selbst erzogen hat, ohne gnädige Hilfe der europäischen christlichen Mitmenschen — das japanische Volk hat mit wuchtiger Hand gezeigt, daß es keineswegs minderwertig ist und ganz und gar nicht aus unbildungsfähigen Kreaturen besteht. Sie benötigten des Druckes europäischer zivilisatorischer Beherrscher nicht, um zu moderner Kultur gebracht zu werden, ganz im Gegenteil, bei freier Entwickelung vermochten sie in unglaublich kurzer Zeit dahin zu gelangen, wohin andere am harten Gängelbande geführte Völkerschaften nie gelangen werden!

Die schroffe, harte, nur zu oft nicht menschenwürdige Behandlung, die den Indern zuteil wird, kann unmöglich dazu dienen, ihnen die Religion ihrer Unterdrücker als begehrenswert erscheinen zu lassen. Das können unmöglich Idealmenschen für sie sein, die diese Religion herangereift hat.

Aber auch noch in vielen anderen Beziehungen können die Inder den zivilisierten Kulturmenschen, wie er sich nun einmal herausgebildet hat, nicht als nachahmenswertes Vorbild anerkennen.

Der Inder tötet kein Lebewesen, kein Tier, selbst wenn es ihm lästig ist; er darf nach seinen religiösen, ihm in Fleisch und Blut übergegangenen Grundsätzen nur dann Blut vergießen, wenn sein Leben bedroht wird, wenn er durch die Tötung eines ihn und seinen Nächsten bedrohenden Lebewesens sein und der andern Leben schützen und erhalten kann.

Das ist wohl auch der gewichtigste Grund, weshalb die Inder das Joch noch nicht abgeschüttelt haben, was ihnen bei ihrer ungeheuren Überzahl

und bei einheitlichem, einigem Vorgehen gelingen müßte und würde. Ist aber einmal Blut geflossen, dann ist der Fall der direkten Bedrohung seines Lebens eingetreten, und er kann auch, ohne gegen seine humane Religion zu verstoßen, Krieg führen. Da nun nahezu 58 Millionen Mohammedaner in Britisch-Indien leben, die in ihrer Offenbarungsreligion jene Satzung des Nichtblutvergießens nicht haben, so kann schon durch diese, die ja einer sehr kriegerischen Nation entstammen, es einmal zu einem Aufstande kommen, in den die Hindus mitgerissen werden würden.

Dieser Abscheu vor Töten und Blutvergießen geht so weit, daß ein Hindu eine Kobra, die er in oder nächst seiner Behausung in einer Falle gefangen hat, weit hinaus in einen entlegenen Dschungel trägt, dort aus der Falle heraus läßt und, nachdem das giftige Reptil schleunigst flüchtend im Dickicht verschwunden ist, mit seiner Falle heimkehrt, sie wieder aufstellt und mit frischer Milch, der Lieblingsnahrung der Kobra, versieht, um gegebenen Falles das gleiche Vorgehen zu wiederholen. Findet der Hindu aber eine giftige Schlange im Bereiche menschlicher Behausung oder an Orten, wo sie das Leben von Menschen, vielleicht gar von Kindern, für die der Hindu zärtliche Zuneigung hegt, bedroht, dann allerdings erschlägt er sie unverzüglich, weil dies in solchem Falle nicht gegen seine religiösen Satzungen verstößt, während er die gefangene, ihn momentan nicht bedrohende Schlange nicht tötet.

Mit einer ganz erstaunlichen Geduld erträgt der Hindu auch all die vielfachen, uns mitunter fast unerträglichen Belästigungen von allerhand Insekten — Moskitos, Fliegen, Ameisen, Stechtiere aller Art und Gattung —, Ratten und Raben, sowie der kleinen Tsitjaks (Eidechsenart) und vieler anderer Tiere. Geduldig wehrt er Moskitos oder andere belästigende Insekten von sich ab, mögen sich diese auch im nächsten Augenblick abermals an einer anderen Stelle seines nackten Körpers ansetzen, er verscheucht sie wieder, aber tötet nie. Himmlische Geduld! Stumpfsinn belieben andere zu behaupten. Es sind aber doch menschliche Wesen so gut wie wir, die ebenso fühlen, empfinden und denken wie wir, und die vielleicht viel weniger Stumpfsinn haben, als wir ihnen gerne andichten, dagegen mit

Hindumädchen.

mehr stoischem Gleichmute das Unabwendbare hinnehmen und lieber ergeben selbst dulden, bevor sie anderes Leben vernichten. Es ist uns schwer, uns eine Vorstellung davon zu machen, daß wir hier Millionen von Menschen sehen, die wie wir leben, denken, fühlen, von der Jugend durchs Mannesalter zum Greisenalter schreiten, gleich uns dann dereinst über die geheimnisvolle Schwelle hinüber in das ihnen wie uns unbekannte Jenseits eingehen werden, und die in einem langen Lebenswege nie ein Lebewesen absichtlich getötet, nie über ihre Lippen auch nur einen Bissen gebracht haben, der von einem warmblütigen Lebewesen gestammt hätte!

Aber auch noch in anderen Beziehungen begegnen wir bei mehreren asiatischen Völkern Eigenschaften, die uns vollste Anerkennung abringen müssen.

Besonders in Südindien und auch ganz im Norden am Fuße des Himalaya in Sikkim und andern Orten mehr legt der Inder, der die segensreiche Einrichtung der Sparkassenbücher nicht kennt, seine Ersparnisse mit Vorliebe in Schmuckgegenständen an, mit denen die Frauen und Mädchen geschmückt und die von denselben auch tagtäglich getragen werden. Man sieht da oft Frauen mit Schmuck von ganz ansehnlichem Werte über und über behängt. Ein Diebstahl, eine Beraubung gehört zu den unerhörtesten Seltenheiten. Auf den vereinsamten Gebirgspfaden in Sikkim geht jede Frau, jedes Mädchen, reich mit Schmuck behangen, allein, wenn es sich so ergibt, und ohne Scheu auf stundenlange Entfernungen.

Selten kommt ein Raubanfall dort vor, wenn aber ja, dann wird der Dieb oder Räuber nicht unter den Hindus und Eingeborenen zu suchen sein — es war sicher ein Ausländer oder ein Mohammedaner.

Infolge der Bauart der Wohnhäuser — ebenerdige Bungalos mit Veranden und immer offenen Türen und Fenstern — und der ganzen Lebensart in jenen heißen Klimaten ist auch für den Fremden ein Abschließen der Gebrauchsgegenstände im Zimmer fast unmöglich. Verschließbare Schränke findet man kaum in irgendeinem Hotel-Bungalo oder Dak-Bungalo, und da nur die bronzebraunen oder gelben zahlreichen Bediener, die uns anfangs, bevor wir ihre guten Eigenschaften und die Gutmütigkeit ihres Charakters kennen gelernt haben, ungerechtfertigtes Mißtrauen einflößen, unausgesetzt ihren jeweiligen Obliegenheiten nachgehend — denn die Bedienung in allen asiatischen Ländern ist tadellos — in den Zimmern ein- und ausgehen, so erscheint die Befürchtung, daß doch einige Gegenstände auf Nimmerwiedersehen verschwinden werden, erklärlich. Zu unserer nicht geringen Verwunderung ist uns während des halbjährigen Aufenthaltes in Asien auch nicht der geringste

Gegenstand abhanden gekommen, und von verschiedenen Reisebekanntschaften wurde uns gleiches versichert. Es blieb einem zivilisierten Kulturlande vorbehalten, unsere Wachsamkeit wiederzuerwecken, denn kaum jenseits des Großen Ozeans gelandet, wurde uns im gepriesenen Pullmanwagen etwas auf raffinierte Art entwendet. Es waren allerdings recht minderwertige Gegenstände — der Betrogene war diesmal der Gauner — die sich in einem größeren feinen Lederetui befanden, in welchem sonst zumeist die Damen Schmuckgegenstände verwahren, und auf solche hatte es jedenfalls der schlaue Dieb abgesehen; statt dessen wurden ihm nur einige Frisierkämme u. dgl. Toilettegegenstände beschert. Es war nur eine kleine betrübende Erfahrung für meine Frau, aber eine große Tröstung, als sie von einer deutschen und einer amerikanischen Dame erfuhr, daß diesen beiden vor wenig Tagen ein gleiches Schicksal widerfuhr, nur war leider da der Verlust ein echter, der sich bei der Amerikanerin sogar sehr hoch stellte. Die St. Louis-Ausstellung hatte wohl die Gauner mobilisiert.

Will man sohin von Kleinem auf Großes schließen, so ist die Sicherheit des Eigentums in den von Hindus, Malaien, Javanen und Japanern bewohnten Ländern erheblich größer als in vielen hochzivilisierten Kulturstaaten.

Da nun Diebstahl, Streit, Zank, Rauferei, Tierquälerei, Mord in jenen Ländern viel seltener, Völlerei und Trunksucht so gut wie gar nicht vorkommen, so liegt es auf der Hand, daß es den Missionaren und Bekehrern zum Christentum recht schwer fallen muß, diese Völkerschaften zu bewegen, ihren Religionskult aufzugeben und einen anderen an Stelle dessen anzunehmen, durch den ihre moralischen Eigenschaften, und zwar jene, welche sich sichtlich alltäglich dem Auge darstellen, nicht gebessert und vervollkommnet werden.

Die Vorzüge der christlichen Religion sind höher zu suchen, liegen im Abstrakten, mit ihnen aber kann man nicht auf die großen Massen wirken; sie liegen außerhalb des Fassungsvermögens selbst der großen Masse der christlichen Völker, wieviel mehr jener Völkerstämme, die vielfach noch in kindlicher Einfalt, in rührender Gemütsnaivität durchs Leben wandern.

Ein Bungalo.

Diese ethischen, mehr idealen Vorzüge, das höhere Wesen der christlichen Offenbarungsreligion könnte man nur den Priestern des Brahma, des Buddha, des Shinto, des Konfutse erklärlich machen, man müßte diese zu überzeugen trachten. Freilich ein schweres Stück Arbeit! Unter ihnen finden sich tiefe Denker, scharfsinnige Forscher und begeisterte, unermüdliche Ergründer des Weltalls. Seit Jahrtausenden ist die zu höchst stehende brahmanische Priesterkaste an der Arbeit, den Schleier des Geheimnisses zu lüften, der dort sich niedersenkt, wo die Offenbarung sich einstellt. Sie waren schon lange bei der Arbeit, bevor die christliche Offenbarungslehre ins Leben trat, von ihnen übernahm diese vieles, was jene ergründet und emsig zusammengetragen haben. Nicht leicht werden diese Forscher, denen unsere Theosophie und Philosophie genau so bekannt ist wie alle anderen Lehren, zu überzeugen sein.

Wo ist die Wahrheit? Jene glauben sie erforscht zu haben und wir Christen gleichfalls; nun kann es aber nur eine Wahrheit geben, und die vermeintlichen anderen müssen weichen.

Und da stellt sich nun der Tätigkeit der Missionare ein gar bedauerliches Hindernis entgegen. Natürlich werfen die scharfsinnigen brahmanischen Priester sofort die Frage auf: „Welcher christliche Kult hat die Wahrheit?" — denn von dem halben Dutzend christlicher Offenbarungslehren kann nur eine „wahr" sein, und angesichts der jahrhundertelangen erbitterten, selbst blutigen Befehdung müssen die Unterschiede wohl sehr tiefgehende sein, da eine Einigung nie erreicht werden konnte. Da nun, so werden jene Theosophen sagen, es nicht unseres Amtes sein kann, zu untersuchen, bei wem die „Wahrheit" möglicherweise zu suchen wäre, so weisen wir einstweilen alle verschiedenen christlichen Offenbarungsreligionen zurück. Einigt euch zuvörderst untereinander, und dann tretet mit eurer vermeintlichen Wahrheit hervor; inzwischen bleiben wir bei unserer „Wahrheit". Es ist richtig, werden jene Priester vielleicht sagen, daß auch wir voneinander abweichende Kulte haben, aber wir befehden und bekämpfen uns nicht nur nicht untereinander, sondern leben ganz friedlich zusammen, und vielerorts stehen Brahma-, Buddha- und Shintotempel dicht beieinander, in Japan oft in einem Tempelparke nebeneinander, und die Anbeter gehen in den einen und in den anderen je nach momentaner Neigung, denn keine Kluft scheidet uns voneinander.

Die Japaner, als das jetzt aufgeklärteste asiatische Volk, führen auch noch andere Argumente schwerwiegender Art gegen das Christentum ins Treffen. Sie weisen an der Hand der Geschichte auf den Werdegang des Christentums, auf die Völker und Staaten schwer schädigenden Religionskriege hin und sagen, daß

es ihnen gar nicht einfallen kann, ihr friedliches, einmütiges Volk in ähnliche furchtbare Wirren, in vielleicht jahrzehntelange Streitigkeiten und Kämpfe hineinzutreiben; daß bei Annahme des Christentums solche Verwicklungen unausbleiblich sein würden, ergebe sich schon daraus, daß bis nun noch alle christlichen Staaten Europas in solche Religionsstreitigkeiten und Kämpfe hineingezogen wurden, ohne daß ein Abschluß, ein Friede errungen wurde, denn gleich schroff und feindlich, unduldsam und hartnäckig stehen sich noch heutzutage die verschiedenen christlichen Religionskulte gegenüber, trotz einer auf fast 2000 Jahre zurückgreifenden Entstehung der christlichen Offenbarung. Wo könnte da für ein mit sich in Frieden und Eintracht lebendes Volk eine Verlockung gefunden werden, etwas Bestehendes, unter dem sich Volk und Staat zu großartiger Entwicklung emporgeschwungen haben, einzutauschen gegen etwas, das noch nicht ausgereift ist, das den Gärungsprozeß noch nicht voll überwunden hat, das nicht als einheitliche, von allen Bekennern des Christentums anerkannte „Wahrheit" dargeboten werden kann. Aber trotzdem angenommen, eine Regierung wollte dem Volke einen Religionswechsel nahe legen, so würde im selben Augenblicke auch der Apfel der Zwietracht in das friedliche Volksleben geschleudert werden; denn wollte die Regierung die römisch-katholische Kirche begünstigen, würden allsogleich die protestantische, die anglikanische und in gleicher Weise die orthodox-griechische Kirche alle Hebel in Bewegung setzen, ebenso berücksichtigt zu werden. Unfriede und Uneinigkeit würden sich unfehlbar im unmittelbarsten Gefolge einer solchen Maßregel einstellen, das Land würde in die bedauerlichsten, unglückseligsten Religionszwistigkeiten und -kämpfe, die in Europa bis heutigentages noch bestehen, hineingerissen werden. Ob das japanische Volk aber besser werden würde, erscheint sehr problematisch, ob glücklicher, ist noch lange nicht erwiesen; daß es höheren ethischen Zielen zugeführt werden würde, das den Machthabern und Führern des Volkes zu beweisen, wird eben nicht ganz leicht sein, solange sich die Christenheit nicht über die eine unfehlbare „Wahrheit" unter sich geeinigt hat. Und davon sind wir heute, wie es scheint, noch ebenso weit entfernt, wie vor Hunderten von Jahren!

Wenn wir uns im vorstehenden länger bei den asiatischen Religionskulten und dem Volksleben, das seinen prägnantesten Ausdruck, sein anschauliches Gepräge im Leben des Volkes, in den Tempeln, bei Ausübung der religiösen Bräuche und Pflichten findet, aufgehalten haben, so darf dies wohl darin seine Begründung finden, daß es unerläßlich ist, etwas tiefer in das Wesen dieser Hundertmillionenvölker einzudringen, wenn wir bei einer Bereisung jener aus-

gedehnten Ländergebiete, denen es vorbehalten zu sein scheint, abermals einer großen Bedeutung in der Weltpolitik entgegenzugehen, Land und Leute auch richtig verstehen, beurteilen und bewerten wollen.

Würden wir diese Völker und Religionen nur nach unserem zivilisatorischen Maßstabe messen, ohne Berücksichtigung der Eigenart, ohne den Verhältnissen der Entwicklung, beziehungsweise dem Verfalle urältester einstiger Kultur und dem Einflusse einer mit krassem Formelkram behafteten und doch einer bis in die allerentferntesten Zeitperioden zurückgreifenden tiefen Weltanschauung zugrunde liegenden Religion Rechnung zu tragen, wollten wir, nur durchdrungen von unserem wirklichen oder eingebildeten erhabenen Standpunkte, das Leben jener Völker und die Wesenheit ihrer Religionen betrachten und richten, dann würden wir wohl kaum zu einem richtigen Verständnis asiatischer Völker und asiatischer Verhältnisse gelangen. Mehr als irgendwo anders ist man bei diesen eigengearteten Volkern versucht zu sagen: „Alles verstehen heißt alles verzeihen" oder hier besser: „vieles verzeihen".

Über Madras und Hyderabad nach Bombay.

Die Fahrten durch Indien, besonders jene durch Mittel- und Oberindien, entsprechen im großen und ganzen nicht jenen Phantasiebildern, welche wir uns aus den Schilderungen dieses märchenhaften Wunderlandes zusammengetragen und aufgebaut haben. Wir dürfen nicht erwarten, wollen wir uns vor Enttäuschung bewahren, bei der Durchquerung und Durchkreuzung dieses ungeheuren Reiches unausgesetzt durch ein Land der hohen Palmen zu fahren und tagelang in schreckerfüllten Dschungeln zu weilen, diesem mysteriösen Urwald, in dessen undurchdringlichem Dickicht Tiger und Panther, Leoparden und Jaguare nach Beute lechzend herumlungern, wo die Schlangen, die Riesen-Anakonda und die giftige Kobra, jedem Eindringlinge tückisch und hinterlistig Tod und Verderben bringen, wo Affen auf jedem Aste sich schaukeln und die herrlichsten, buntgefiederten Vögel sich zu Dutzenden auf Bäumen und Sträuchern wiegen, wo flüchtige Antilopen in Rudeln auf Wiesen und Kulturen friedlich äsen.

Wer solches erwartet, wird nicht ganz finden, was er sucht. Gewiß, es gibt dies alles. Aber Indien ist ein ungeheures Gebiet, Mensch und Getier verteilen sich dort trotz unermeßlicher Zahl. Man kann auch all das Erwähnte finden, wenn man es aufsucht, selbst den Tiger, wenn man ihn in den Dschungeln zu besuchen wünscht, nur muß man zu solcher Visite über sehr

gute Empfehlungen, womöglich an Rajahs oder Maharajahs, eine treffliche Büchse, sicheres Auge und kaltes Blut verfügen. So auf der Landstraße oder neben der Bahn her pflegen diese ungemütlichen Bewohner Indiens den Fremden nicht zu begrüßen, und das ist auch recht vernünftig von ihnen; denn wenn einmal ein solches Ungetüm zu einer Vergnügungstour sich aus seinem Dschungl herausbequemt, was ja vorkommt, kostet das gewöhnlich einem oder mehreren von den armen unbewehrten, im Felde arbeitenden Hindus das Leben.

Aber auch andere, harmlosere Tiere, die wir so gerne, womöglich in Scharen und Rudeln, zur Unterhaltung auf unsern Fahrten bewundern möchten, sitzen oder stehen nicht auf oder hinter jedem Busch, sie bevölkern selten in Menge die offenen freien Felder und Kulturen. O ja, man sieht sie, hier dies, dort einmal jenes, aber man muß lange und weit fahren und man muß da und dort mal eindringen in die unbewohnteren Gegenden, muß dann und wann einen Ritt durch Urwald und Dschungeln ausführen. Die phantasiereichen Schilderungen von den ungezählten Affen, Papageien, wilden Pfauen, buntgefiederten Sängern des Waldes, die alle Palmen und die unzähligen unbekannten herrlichen Sträucher bevölkern sollen, von den Rudeln von Antilopen und Hirschen, die mit den Bahnzügen Wettrennen halten sollen, sind nur mit vorsichtigem Mißtrauen aufzunehmen.

Es ist nicht nur die Fauna, die sich nicht so dem Auge des Reisenden darbietet, wie man vielfach voraussetzt, auch die Flora in Indien ist nicht so gewaltig, so entzückend und überwältigend, wie man wohl gerne annimmt. Besonders wird derjenige, der von den äquatorialen Tropen, von Ceylon oder Java nach Indien kommt, wenn er hier das gleiche zu finden erwartet hat, was er dort geschaut, unfehlbar enttäuscht sein.

Nur in Südindien zeigen sich noch die hohen, mächtigen, schmalstämmigen Palmenwälder, die nutzbringenden Kokospalmen, deren mächtige, nur am Wipfel ansetzende Blätter sich in den Kronen ineinander schmiegen und so ein domartiges Blättergewölbe bilden, das ersehnten Schatten spendet. Aber weiter hinauf nach Norden, schon in Mittelindien, schwinden die geschlossenen Palmenwälder, andere Baumarten, Laubbäume treten an ihre Stelle, und weiter im Norden erinnern nur noch sporadisch auftretende kleine Palmengruppen uns daran, daß wir im Wunderlande Indien wandeln.

Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß Indien der Typus des Tropenlandes fehle, bewahre, nur wolle man nicht etwas erwarten, was uns nicht geboten wird, ein etwas, das wir in vollstem Maße z. B. in Java

und nächstdem in Ceylon finden. Dafür bietet eben Indien wieder andere im höchsten Grade hervorragende Dinge — wie wir alsbald sehen werden — nämlich Kunstbauten u. dgl., die jenen südlicheren Ländern fast ganz abgehen.

Aber etwas genießen wir auf den Fahrten durch Indien, was, man möchte wohl sagen, für die Beschwerden der langen Eisenbahnfahrten allein schon entschädigt, und das sind die unvergleichlich großartigen, farbenprächtigen Sonnenuntergänge.

Die Erhabenheit dieses Schauspiels spottet jeder Beschreibung. Zuerst sehen wir die leuchtende Sonnenscheibe, die wir durch die mattgefärbten Waggonfenster, ohne geblendet zu werden, direkt beschauen können, sich langsam am Horizonte — der Erdboden gleicht hier der See, er zeigt sich als unabsehbare vaste, wohlkultivierte riesige Fläche — niedersenken. Allmählich verschwindet die Glutkugel, endlich zeigt sich das letzte Aufblitzen des letzten Sonnenstrahls. Unvermittelt treten wir vom Tag zum Abend; es wird schnell dunkel, und schon glauben wir in tiefe Nacht unterzutauchen; aber kaum sind zwanzig Minuten seit dem Untergang der Sonne verstrichen, da plötzlich rötet sich der Horizont, dort wo die Lichtkugel untertauchte, und höher und immer höher steigen die feurigen Garben am Horizont hinan. Will die Sonne noch einmal am Himmelszelte aufsteigen? Will sie entgegen dem Laufe der Welt die Bahn vom Okzident zum Orient durchmessen? Der ganze Westen scheint in Flammen zu stehen, und die Dunkelheit, die sich langsam über das sonnendurchglühte Land herabsenkte, beginnt zu schwinden, scheint zu fliehen vor dem leuchtenden Glanze, der sich über das ganze westliche Himmelszelt spannt. Fürwahr, schon bis zur Höhe des Scheitelpunktes über unserem Haupte hat sich der glutrote Schein ergossen, mehr als die Hälfte des unserem Auge sichtbaren unermeßlichen Himmelsgewölbes erscheint in Feuer und Blut getränkt. Dort, wo die Sonne sich neigte und von wo sie scheinbar sich wieder erheben möchte, loht der Horizont im grellsten, roten Feuerscheine, allmählich aufsteigend tönt er sich ab zu Purpur, zu milderem Rot und verblassend durch alle Farben hindurch zum matten Gelb.

Und plötzlich, wie die Helle gekommen, verschwindet sie vom Himmelsraume. Das Weltgesetz zwingt Sonne und Planeten unter das unbeugsame Joch, die Sonne kehrt nicht wieder, von dort, wo sie unterging, die Erde muß sich unentwegt von Westen nach Osten drehen, die Glut am Horizont verblaßt; unvermittelt hat sich die Nacht, die schnell hereinbrechende Nacht der Tropen auf das Land gesenkt. Durch 11—12 Stunden gehört hier jahraus jahrein die Herrschaft der Nacht und dem unsagbar großartigen Sternenreiche.

Die Pracht und der Glanz eines solchen Sonnenunterganges mit darauffolgendem Abendhimmel kann auch kein Pinsel, von Meisterhand geführt, in einer der Wirklichkeit entsprechenden Weise vors Auge bringen, nur die Natur allein vermag solch Zaubergebilde zu gestalten. Aber auch das nur dort unten im funkelnden Reiche der Sonne. Droben in den Wüsteneien des Eises, wo der Sonne Glut von kaltem Hauche gebrochen ist, da flammt wohl auch zuzeiten das Firmament in rotem Scheine auf, aber dem polarischen Himmel fehlt der satte Ton, man möchte sagen das lebendige Feuer, die heiße Glut, die die Atmosphäre durchflutet. Er ist schön der nordische Himmel im Polarlicht, aber er ist kalt, man bewundert ihn, jedoch es fehlt ihm die Kraft, unser Gemüt zu erwärmen. Er erscheint uns wie ein Abglanz jenes lebendigen, sinnberauschenden, phantastischen Farbengebildes, das die Sonne des Südens uns fast allabendlich am äquatorialen Himmelszelte hervorzaubert.

* * *

Von Madura, im Lande der hohen Palmen, auf tellerflachem Terrain, über Trichinopoly, dann am unvermittelt aus der endlosen Ebene aufsteigenden bizarren, von einem Tempel gekrönten 200 Meter hohen Felskegel, alsdann an Tanjore vorüber erreicht man Madras nach 17stündiger Bahnfahrt.

Wir sind hier an die Ostküste des südlichen Vorderindien herangetreten und sehen vor uns den Wasserspiegel der Bengalischen See (Bay of Bengal), der sich zwischen Vorder- und Hinterindien ausdehnt.

Madras ist der bedeutendste Handelshafen an der Ostküste zwischen Tutikorin und Kalkutta. Südlich davon, durch eine Zweigbahn mit der Linie, die wir heraufgefahren sind, verbunden, liegt das arme, absichtlich seitwärts der großen Verkehrslinien liegengelassene Pondichery, eine alte, französische Niederlassung, die traurigen Reste einer einst umfangreichen Kolonie, die den Franzosen um die Mitte des 18. Jahrhunderts von den Engländern nach langen, blutigen Kämpfen abgenommen wurde. Nur Pondichery selbst, mit unbedeutendem Landkomplex, verblieb den Franzosen, wurde aber durch die Engländer systematisch vom übrigen Britisch-Indien isoliert und darf weder Hafen noch Reede bauen, auf daß keine nichtbritische Flotte je Schutz dort finden, kein Handel und Wandel je sich dort entwickeln könne. Kalt gestellt! so wie die portugiesische Enklave Goa an der Westküste Indiens.

Die beiden Küsten Südindiens im Westen wie Osten zeigen nur wenige von der Natur begünstigte Hafenplätze auf, die Küsten sind felsig und haben

ſtarke, gefährliche Brandung, oder ſie ſind ſeicht und für Schiffe mit etwas mehr Tiefgang unzugänglich.

Auch in Madras waren die Bedingungen nicht günſtig, jedoch ſind dort alle Einrichtungen für einen großen Handel und Verkehr geſchaffen worden.

Als große Seehafenſtadt mit über $^1/_2$ Million Einwohnern iſt Madras bemerkenswert, bietet aber ſonſt wenig und faſt nichts originell Indiſches. Nur die 56 Kilometer ſüdlich gelegenen Sieben Pagoden von Mahabalipur ſind ſehr ſehenswert, jedoch iſt die Fahrt dahin ſehr unbequem und beſchwerlich, zuerſt mit Wagen 10 Kilometer, dann auf primitivem Ruderboote eine Nachtfahrt, weil bei den Pagoden keine Unterkunft ſich findet. Auch Proviant iſt mitzuführen und zumeiſt wird die zweite Nacht zur Rückfahrt im Boote benutzt, ſo daß man am dritten Tage früh wieder in Madras eintrifft. Da die Sieben Pagoden den Elephanta Caves in Bombay ſehr ähnlich oder doch gleicher Art ſind, ſo hat derjenige, der von dort kommt oder dorthin fährt, keine beſondere Veranlaſſung, dieſe ziemlich anſtrengende Tour auszuführen, um ſo weniger als ſie mit einer gewiſſen Gefahr verbunden iſt, durch die lange Fahrt im Buckinghamkanal, eines Tummelplatzes der Moskitos. Da nun dieſe lieblichen Inſekten erwieſenermaßen die gefürchtetſten Überträger des Krankheitsgiftes der Malaria ſind und man ſich bei 14ſtündiger Kanalwaſſerfahrt (hin und zurück) ſchwer ihrer ganz erwehren kann, ſo erſcheint dieſe Fahrt immerhin nicht unbedenklich.

Madras iſt überhaupt ſeiner höchſt ungeſunden Lage wegen verrufen. Malaria herrſcht hier das ganze Jahr. Das Klima gilt als eines der ſchlechteſten in ganz Indien: furchtbare drückende Hitze mit einer verweichlichenden Feuchtigkeit gepaart, alſo nicht jene trockene, aber viel leichter erträgliche Hitze Südindiens abſeits des Meeres.

Alles dies und noch hinzugerechnet, daß man in keiner Großſtadt Indiens ſo teuer, dürftig und mangelhaft in den wenigen vorhandenen ſogenannten Hotels aufgehoben iſt wie in Madras, laſſen einen längeren Aufenthalt hier kaum angezeigt erſcheinen. Obwohl wir bezüglich des Klimas ganz beſonders bevorzugt wurden, denn wir trafen einen der kühlſten Tage, den Madras ſeit 15 Jahren geſehen, mit 70^0 F $= 21^0$ C (Temperaturen von 100^0 F $= 40^0$ C ſind nichts Ungewöhnliches), beeilten auch wir uns, dem bedenklichen Orte ehebaldigſt den Rücken zu kehren, und mit vortrefflichen Empfehlungen des liebenswürdigen k. und k. öſterreichiſch-ungariſchen Konſuls Herrn Scholl für Hyderabad ausgeſtattet, traten wir ſehr bald die Reiſe dahin an.

Wir fahren nun durch eine ziemlich reizloſe Gegend erſt ein Stück weſtlich,

dann nordwestlich und endlich nach Norden aufwärts in das große Plateau von Mittelindien, in das Dominion des Nizam von Hyderabad, jenes großen unter britischer Oberherrschaft stehenden Tributärstaates von Zentralindien. Seine Hoheit der Nizam von Hyderabad ist der reichste und größte Fürst in Indien, wird von England gehätschelt und mit Ehren überhäuft wie kein anderer Maharajah, denn ihm hatte es Großbritannien 1857 zu danken, daß es den Aufstand überhaupt niederzuwerfen in der Lage war. Dadurch, daß der Nizam, der eines der ansehnlichsten Truppenkontingente stellte, damals den Engländern die bündigsten Versicherungen seiner Loyalität und Bündnistreue gab, konnten diese ihre englischen Truppen aus Hyderabad nach Norden senden und nur dadurch wurde es ihnen möglich, ihre hartbedrängten, ohne neue Hilfstruppen dem Untergange geweihten, teilweise schon aufgeriebenen Regimenter aus ihrer furchtbaren Lage zu befreien. Ohne den Nizam von Hyderabad, der freilich wohl weniger aus Liebe und Enthusiasmus für seine Beherrscher als aus Eifersüchtelei gegen die indischen Fürsten Nordindiens so gehandelt hat, wie er es getan, wäre damals Indien für England verloren gewesen, und dieser Dienst darf wohl Anspruch auf außergewöhnlichen Dank erheben.

Auf der Station Wadi Junction verlassen wir (ohne Wagenwechsel) die nach Bombay führende Hauptlinie, treten auf die Bahn des Nizam über, nehmen auf dieser Route die Richtung nach Westen und gelangen nach Hyderabad und zur nächsten Station Sekunderabad (Sikanderabad) in 24stündiger Fahrt.

Sekunderabad ist die englische Niederlassung oder richtiger das britische „Militärkantonnement". Es ist von der Stadt Hyderabad, mit ca. 450 000 Einwohnern, $^3/_4$ Stunden entfernt, der große Hussain Saugar-Tank, eine ansehnliche Wasserfläche, liegt dazwischen.

In Brinds Paradehotel am großen Exerzier- und Paradeplatz in Sekunderabad gibt es ganz annehmbare Unterkunft.

Am Tage nach unserer Ankunft, am 19. Dezember früh, fuhr ich mit Herrn Österreicher, der sich uns von Colombo für die Tour durch Indien wieder angeschlossen hatte, zur Adjutantur Sr. Hoheit des Nizam nach Hyderabad und ersuchte um Erlaubnisschein zur Besichtigung der verschiedenen Sehenswürdigkeiten. Es war ein stattliches Gebäude, natürlich im Bungalostil. Im Garten, auf der Veranda und in den Vorräumen wimmelte es von Soldaten und Leibgarden in schmucken Uniformen, Dienern in malerischen indischen Trachten, vornehmen Hindus in reichen Gewändern, Muselmännern

im Turban, Offizieren in und außer Dienst, alles bunt durcheinander. Als wir angefahren kamen, wurden wir als Europäer nach ehrfürchtigem Gruße von einem hünenhaften Inder im Turban, also Mohammedaner, von negerhaft dunkler Hautfarbe sofort in einen offenen Vorraum geführt und zum Sitzen eingeladen; hier gaben wir unsere Visitenkarten ab. Mit Interesse beobachteten wir das bunte, malerische Getriebe vor uns, hatten jedoch nicht

Straße in Hyderabad.

lange Zeit zu Charakterstudien, denn plötzlich wurde die Tür von zwei Hindulakaien aufgerissen und ein Offizier in anliegender Uniform nach europäischem Schnitt und in Kavalleriereitstiefeln trat elastischen Schrittes mit tadellosen europäischen Allüren näher; alle anderen Harrenden, die sich tief vor ihm verneigten, übergehend, schritt er direkt auf uns zu und sprach mich, in dem er wohl sofort den Kameraden erkannt hatte, sich der englischen Sprache be-

dienend, in zuvorkommender Weise an. Im voraus vermutend, worin unser Anliegen bestehen werde, hatte er bereits die „Permission" zur Hand, ließ sich dieselbe von dem Oberlakaien reichen und händigte sie mir mit verbindlichen Worten ein. Nach kurzer Unterhaltung über unsere Reise, von wannen und wohin wir des Weges, reichte er uns die Hand in kameradschaftlicher Verabschiedung, uns angenehmen Aufenthalt und gute Reise wünschend und zugleich versichernd, daß, wenn wir seiner noch benötigen sollten, er gerne zu Diensten stünde.

Dieser feine, liebenswürdige und elegante Offizier, der militärisches, würdevolles Bewußtsein mit gewinnenden, verbindlichen Hofallüren in sich zu vereinigen verstand, war der Flügeladjutant und langjährige intimste Vertrauensmann, sozusagen der Alter ego des Nizam.

Wir fuhren nun wieder ins Hotel nach Sekunderabad, holten meine Frau ab und kehrten unverzüglich nach Hyderabad zurück, um in Begleitung eines Führers die Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, deren es aber nur wenige und auch nicht sehr bemerkenswerte gibt. Das Hochinteressante in Hyderabad ist das Leben und die Bewegung in der volkreichen, von europäischem Beigemenge noch gänzlich freien Stadt selbst. Der Typus ist ein unverfälscht indischer, die kriegerische, überwiegend mohammedanische Bevölkerung — auch der Nizam ist Mohammedaner — die nebenbei bemerkt einen weit besseren Eindruck macht als jene der Tamulen in Südindien, hat noch die Berechtigung, Waffen zu tragen — wohl die einzige in ganz Indien, die sich dieses Vorzuges erfreut. In den unteren Kasten wird davon aber jetzt kaum mehr Gebrauch gemacht, wohl aber sehen wir die Vornehmen vielfach noch mit Schwert oder langem Dolch bewaffnet einhergehen.

Das Leben in den Straßen bietet so viel des Interessanten, daß man nicht müde wird, stundenlang in langsamem Tempo — vielerorts ist es gar nicht möglich, in dem Gedränge schnell fortzukommen — herumzufahren. Es herrscht hier Tag für Tag ein chaotisches Gewühl in allen Straßen; da kommen gigantische Elefanten, Reihen von Kamelen, hier Zebukarren, Reiter auf edlen Rossen maurischer Rasse, Wagen mit kleinen, flotten Pferdchen bespannt und Menschen über Menschen in buntesten Trachten, wie auch fast jeder Tracht bar. Einige mäßig schöne Moscheen, mehrere Paläste des Nizam mit Harems, die sich jedoch von außen nicht bemerkenswert hervorheben, auch nicht zugänglich sind, ein außerhalb der Stadtmauern gelegener botanischer Garten mit Menagerie und noch wenige andere Bauten u. dgl. sind besichtigenswert, aber nicht hervorragend. Der Hauptanziehungspunkt ist der Felikan Palace, auch Nizam-

Palast genannt, ein großer hochgelegener, Stadt und Land beherrschender moderner Schloßbau, von dem man einen schönen Blick rundum hat. Die Einrichtung, die Prunksäle und Prachträume, die ganze Ausstattung, alles ist fürstlich, aber alles modern. Der Nizam hält sich nie hier auf, er bewohnt seine Paläste maurischen Stiles unten in der Stadt. Der Felikan Palace, mit seinem reizenden Terrassengarten rückwärts, seiner grandiosen Vorderfassade mit Auffahrtsrampen und Säulen und Ornamenten dient nur zum Empfange und zur Unterkunft für hohe und höchste Gäste des Nizam. Und Seine Hoheit kann sich schon den Luxus erlauben, höchste Herrschaften zu Gaste bei sich zu sehen, ist er doch noch immer Fürst eines kleinen Reiches, freilich ein Herrscher mit großer Einschränkung, aber er hat eine eigene Armee von 30 000 Mann unter englischem Befehl und sein Reich, einst ein Königreich, jetzt nur mehr der Freistaat „Deccan", zählt mehr als 10 Millionen Einwohner. Sein Einkommen pro Jahr veranschlagt man auf 40 Millionen Rupien (à $1\frac{1}{3}$ Mark oder $1\frac{2}{3}$ Kronen).

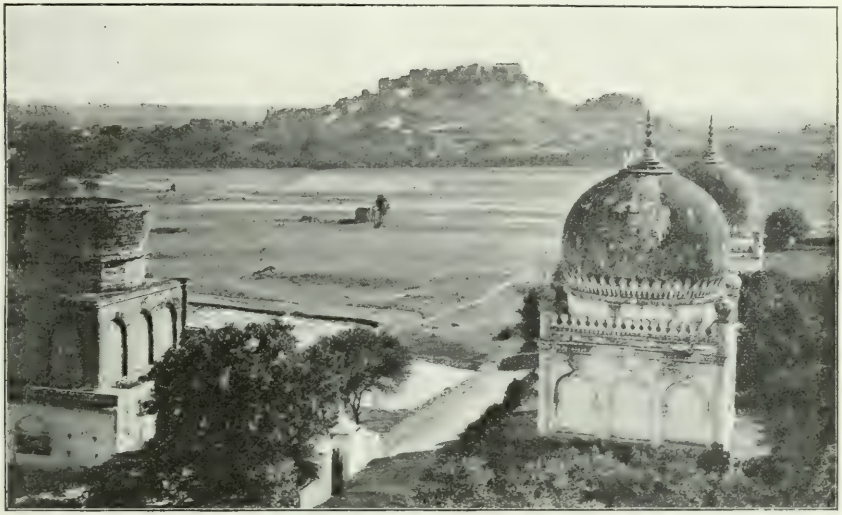
Nicht zu verabsäumen ist der Ausflug nach Golkonda. Von Sekunderabad fährt man in $1\frac{1}{4}$ Stunde dahin. In Golkonda steht auf steilem hohen Felshügel das einstige, jetzt fast verfallene Königsschloß. (Auch hier bedarf man zum Eintritt der Erlaubnis Seiner Hoheit.)

Rings um Hyderabad dehnt sich eine schier unabsehbare Fläche aus, in der sich unweit der Stadt ein hügelartiger Felskopf erhebt, auf dem der alte Königspalast Golkonda, seinerzeit eine uneinnehmbare feste Burg, erbaut wurde. Zu seinen Füßen breitete sich vorzeiten eine umfangreiche, blühende, von Mauern und festen Toren umgürtete Stadt aus, die durch drei Jahrhunderte als die feenhafteste Wunderstadt Asiens galt. Sie ist bis auf wenige Reste vom Erdboden verschwunden, ebenso wie die üppigen Wälder, die blühenden Gärten, die einst, zuzeiten da Indiens Klima regenreicher war, sich ringsum ausbreiteten. Nur eine Anzahl weißer Kuppeln, umgeben von magerem Gebüsch, geben noch Zeugnis von verschwundener Pracht, es sind die noch wohlerhaltenen Gräber alter Sultane und Sultaninnen von Golkonda, dieses einstigen großen, feenhaften Reiches. Die Ehrfurcht vor dem Tode hat die Hindus verhindert, auch diese Grabstätten der Zerstörung zu weihen.

Die alte Königsburg ist durch gewaltige eiserne Tore, die mit langen, hornartigen, eisernen Spitzen versehen sind, um dem Anpralle der Elefanten zu widerstehen, gesperrt. Hier stehen Wachtposten des Nizam, die nur den mit Erlaubnisschein versehenen Besuchern Eintritt gewähren.

Auf der obersten Terrasse der Zitadelle oder richtiger, auf dem Gipfel

des felsigen Hügels, um den sich die riesige Feste gürtelartig aufbaut, stehen eine kleine Moschee und ein Kiosk. Von hier umspannt der Blick die ganze meilenweite Fläche ringsum mit Hyderabad und dem unweit abseits sich aufrichtenden kleinen Hügel, auf dem der Felikan Palace thront. Bei Sonnenuntergang, den wir dort erlebten, bietet sich hier ein Bild ganz besonderer Art. Wir befinden uns in einer Art Steinwüste, denn rings um uns herum liegen chaotisch untereinander gewürfelt Milliarden von Steinblöcken. Granittrümmer von winzigstem Umfange bis zu Riesenwürfeln, und das alles in einer unüberblickbaren, am Horizonte verlaufenden, mit zahl-



Golkonda mit den Königsgräbern.

reichen kleineren und größeren Wasserbecken versehenen Ebene, die von nichts unterbrochen ist als von ein paar kleinen niedrigen Hügelchen. Es will fast unfaßlich scheinen, daß diese winzigen Erhebungen aus sich jene Milliarden von teilweise turmhohen Blöcken und Trümmern abgestoßen und so wirr durcheinander geworfen haben sollten.

Im Volksmunde lebt die Sage, daß der Welterschaffer, Brahma oder Gott oder Allah, nachdem er das Werk beendet, die Welt erbaut hatte, die in seiner Hand übriggebliebenen Reste unverbrauchten Materials wegwarf und diese zufällig hier auf der flachen Ebene niedergefallen seien, wo sie als unverwendetes Material bis auf den heutigen Tag liegen und jetzt als die „Blöcke des Nizam" bekannt sind.

Auch hier wieder begünstigte uns das Wetter, trotz lachenden, leuchtenden

Sonnenscheins hatten wir von der Hitze nicht zu leiden; es war wohl heiß, aber nicht im mindesten unerträglich. Großartig über alle Maßen war der Sonnenuntergang, von den Zinnen des alten Königspalastes gesehen, inmitten dieser Steinwüste, zu Füßen die alten in Kuppelbau aufgeführten Königsgräber, dort das Vergangene, drüben, im grellen Scheine der letzten Strahlen der untergehenden Sonne, das Lebendige, Werdende, die volkreiche neue Fürstenstadt, die Gegenwart und die Zukunft.

Von Hyderabad, 617 Meter über Meer, kann man ohne Wagenwechsel in 24 Stunden über Poona nach Bombay fahren. Poona, 353 Meter über dem Meere, ist neuerlich das größte Militärkantonnement in ganz Indien, es ist eine vollständige Militärstadt geworden. Bombay, in dem die Pest nicht erlöschen will, war zu ungesund, daher man die englischen Truppen in höher gelegene Gegenden verlegte und dort, nächst Poona, eine große Militärstation ersten Ranges errichtete. Was das Klima betrifft, scheint die Wahl aber doch nicht sehr glücklich gewesen zu sein, denn zur Zeit unseres Verweilens in Indien 1903—4 grassierte auch in Poona die Pest, allerdings zumeist unter den Eingeborenen, aber dennoch wurde uns angeraten, uns weder in Poona noch auch aus demselben Grunde später in Lucknow, Cawnpoor oder Gwalior, ebenfalls militärisch stark besetzte Orte im Norden, aufzuhalten.

Wer Ellora, wo sich die berühmten alten Caves (Höhlentempelbauten) mit bemerkenswerten schönen, aus dem Felsen gehauenen Steinmetzkunstarbeiten befinden, besuchen will, kann auf einem Umwege, mit Benutzung einer teilweise erst 1904 erbauten Bahn über Daulahabad dahin gelangen und dann von Ellora per Bahn westlich nach Bombay reisen.

Weihnachten in Bombay.

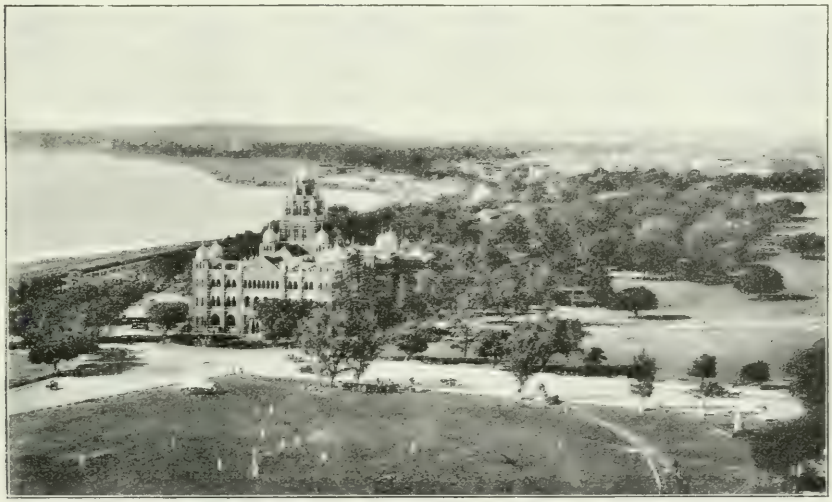
Bombay, am Arabischen Meere, dieser nördlichsten Einbuchtung des Indischen Ozeans, an der Westküste Indiens gelegen, mit ca. 850 000 Einwohnern, von denen 550 000 Hindus, 150 000 Mohammedaner, 50 000 Parsen und 50 000 Christen sind, ist die zweitgrößte und zweitbedeutendste Stadt von Britisch-Indien; nur Kalkutta, als Hauptregierungssitz und Residenz des Vizekönigs, übertrifft Bombay sowohl in kommerzieller als in politischer Bedeutung.

Die Lage von Bombay ist außerordentlich malerisch; die Stadt breitet sich an der südlichen Spitze einer mit anderen Inselchen und dem Festlande durch Brücken verbundenen kleinen Insel aus und ist von drei Seiten vom Meere bzw. von dessen Buchten umgeben.

Der besiedelte niedrige Malabarhügel erhebt sich nordwestlich, es ist dies

der bevorzugteste Punkt für Spazier- und Korsofahrten. Die Aussicht von dort auf Stadt, Meer, Buchten, Inseln und Festland im Osten ist entzückend. Viele elegante Villen finden sich dort vor, sind jedoch jetzt nicht mehr beliebt, weil merkwürdigerweise der Aufenthalt dort, trotzdem der Hügelrücken Stadt und Umgebung überhöht und direkt über dem Arabischen Meere sich erhebt, als gesundheitsschädlich sich erwiesen hat. Die Pest hat wohl hinaufgezüngelt, trotzdem dort nur wenig Niederlassungen Eingeborener sich vorfinden.

Auf diesem Malabarrücken ist auch eine Sehenswürdigkeit, nämlich der Tower of Silence (Turm des Schweigens), jener große, mehr arena- als



Bombay.

turmartige Bau, in welchem die Parsen ihre Toten den Aasgeiern zur Zerfleischung und Vernichtung preisgeben. In einem ganz reizenden Garten, auf dem höchsten Punkte des Hügels, von dem ein malerischer Blick sich erschließt, steht das mächtige, arenaartige Steingebäude (ohne Dach), in welchem sich ringsum zahlreiche gräberähnliche, oben offene, nach unten mit eisernem Gitterrost versehene Abteilungen befinden, in denen die einzelnen gänzlich entblößten Leichen niedergelegt werden. Im selben Augenblick, wo dies erfolgt ist, wird es ringsum auf den Bäumen und auf der hohen Arenamauer, durch welche der Einblick in den Innenraum mit den Leichenkammern verdeckt ist, lebendig. (Abb. S. 126.)

Zu vielen Dutzenden schwingen sich die sonst ruhig aufgebäumten oder reihenweise oben auf der Mauer harrenden Aasgeier in die Luft und schießen

mit lautem Flügelschlage und Gekrächze aus der Höhe herab, sich in wildem Kampfe um die ersehnte Beute raufend. Die Angehörigen der Verstorbenen begleiten die irdischen Reste der Ihrigen bis in die sehr würdig ausgestattete große Leichenhalle, die gleichfalls in dem schönen Garten steht, von wo dann durch Angestellte die Überführung hinüber in den Tower of Silence, in welch letzteren dann aber niemand Zutritt hat, besorgt wird. Die Knochen, die in kürzester Zeit von den Geiern vom Fleische vollständig befreit sind, fallen durch die eisernen Gitter, bleiben einige Zeit der Sonne ausgesetzt, werden dann noch zermahlen und in Urnen gesammelt, um nach geraumer Zeit von den Angehörigen abgeholt zu werden.

In der Stadt unten befinden sich die Krematorien der Hindus. Es ist kein ergötzlicher Anblick, diese Verbrennung der Hinduleichen. Nach Einholung der „Permission" fuhren wir zu einer solchen Einäscherungsstätte. Das war aber ein ganz anderer Anblick, als bei den reichen Parsen, die ihren Toten eine so herrliche Stätte, einen wahren Park mit Blumenparketts, schattenspendenden Palmen und edlen Sträuchern für den letzten Gang geschaffen haben. Durch ein altes Brettertor wurden wir in einen greulichen langen Hof eingelassen, in dem wohl mehr als ein halbes Dutzend Scheiterhaufen in Brand standen. Auf einem unsagbar schmutzigen, blutdurchtränkten Boden, natürlich nur blanke Erde, schreitet man näher zu den lohenden Scheiterhaufen und sieht nun zwischen den Holzscheiten halb verdeckt die Leiber der Toten von den züngelnden Flammen beleckt und gebraten. Hier ragte ein brauner Fuß, da ein halbgerösteter Arm aus dem Scheiterhaufen heraus, und dort kugelt ein vom Rumpfe getrennter, halbverkohlter Schädel hinab auf den blutrünstigen Erdboden und wird von einem der Wächter mit einer Stange wieder in die Glut geworfen. Des Verweilens war hier nicht lange, denn dieser Anblick und mephitische Düfte vertrieben uns bald von der Stätte des Ekels.

Hindu-Feuerbestattung.

An Tempelbauten oder sonstigen bemerkenswerten alten Baulichkeiten bietet Bombay nichts. Das

indische Viertel, d. h. Dreiviertel wäre richtiger, gleicht auch hier vollkommen anderen indischen Städten: das gleiche bunte Leben, nur etwas mehr mit europäischem Gebaren und Firnis gemischt und übertüncht.

Außerordentlich interessant war es uns, von dem uns befreundeten, seit Jahrzehnten in Bombay lebenden Herrn Vernon — in dessen Hause wir reizende Weihnachten mit Christbaum verlebten — zu einer Hinduhochzeit mitgenommen zu werden. Mit einer ausgesuchten Höflichkeit wurden wir Europäer empfangen und in jeder Beziehung ausgezeichnet, ja beim Abschied war im Wagen für einen jeden von uns ein Korb mit Orangen, Bananen und anderen köstlichen Früchten verschiedener Art nebst Süßigkeiten untergebracht worden, die wir, um die freundlichen Gastgeber nicht zu kränken, auch mitnehmen mußten. Eine riesige, breite Girlande, gewunden aus gelben Blumen, die in jedem Hindutempel massenhaft als Opfergaben niedergelegt werden und mit denen sich alle Welt, jung und alt, bei heiligen Festen und sonstigen Feierlichkeiten schmückt, wurde einem jeden von uns umgehängt und mußten wir solche auch bis zum Ende tragen. Alles spielt sich auch hier im Freien vor dem Hause ab, sei es auf der Gasse oder wie hier, in besserem Hause, im geräumigen Hofe. Lehnstühle und Sessel waren da aufgestellt, Familie und Gäste, Männer wie Frauen und Mädchen, alle im schönsten Schmucke, bewegten sich plaudernd und lachend im offenen freien Raume; denn ein Eintreten in das Haus selbst ist verpönt, der Fremde würde das Haus entweihen, das ist nun einmal Jahrtausende alter Brauch und Sitte, und der einzelne vermag daran auch nichts zu ändern, trotzdem der Hindu dem Europäer, besonders wenn er nicht Engländer ist, mit außerordentlicher Auszeichnung und Hochachtung begegnet. Ein Festmahl gibt der Hindu nie, nur Früchte und Süßigkeiten werden geboten, dafür aber regaliert der Hindu stets bei feierlichen Gelegenheiten mit Musik, und was für ausgiebige volltönende Musik! Trompeten schmettern, Pauken und Trommeln werden gerührt, bis das Zwerchfell platzt. Noch etwas Besonderes fanden wir dort: zwei kleine Geschöpfchen, dunkelbraun, zierlich und hübsch gewachsen, ein Bürschlein von kaum 10 Jahren und ein Mädchen von vielleicht 13 Jahren mit dem „undefinierbaren indischen Mysterium in den Augen". Diese unbeschreiblichen Augen, kohlrabenschwarz, glutvoll und doch so schwärmerisch hingebend, so weich, so kindlich unschuldsvoll. Ein unnennbarer Schmelz und zugleich eine gewaltige Glut birgt sich in diesen großen, offen und feurig blickenden indischen Mädchenaugen. Ist auch der Kopf zumeist nicht schön zu nennen, so ist doch der Ausdruck des Gesichtes, freilich wieder hauptsächlich durch den Zauber der

Augen, überraschend sympathisch. In diesem Ausdruck liegt der in das Schicksal ergebene Zug der Duldung des unterdrückten Wesens, im Gegensatze zu dem haßerfüllten Ausdrucke des Ingrimms, den wir bei bedrückten Barbaren, Negern, Moslems und auch wohl oft bei Hindumännern finden. Und welch prächtige Körperformen finden wir bei diesen glänzendbraunen Gestalten! Ein klassisches Ebenmaß, schlank und doch gerundet, weich in der Form, schmiegsam in jeder Bewegung. Welch wunderbare Büsten, welch schöne Linien vom Scheitel bis zur Sohle. Die volle Gestalt zeigt sich dem Auge, denn nur um die Hüften und über die linke Schulter und Brust schlingt sich das leichte, meist aus rotem, dünnem, weichem Stoffe gefertigte Gewand, wenn man es Gewand nennen will, denn in Wirklichkeit ist es nur ein künstlich geschlungenes Tuch, ein Schal.

Diese zwei jungen Geschöpfe ergötzten die Gesellschaft durch Vorträge komischen Inhaltes, mit lebhaften Pantomimen begleitet, teilweise auch singend, aber meist erzählend. Wir mußten uns gestehen, daß besonders in dem drolligen kleinen Knirps ein ganz hervorragender Komiker, ein wahres Talent steckte. Trotzdem wir ja nichts von seinen Worten verstanden und uns nur von unserem der hindostanischen Sprache mächtigen Freunde einige erläuternde Erklärungen zuteil wurden, mußten wir in die Heiterkeit der übrigen Hochzeitsgäste einstimmen, weil das schauspielerische Talent dieses kleinen, dunkelbraunen, lebhaften, in Mimik, Bewegung und Vortrag urkomischen Knirpses wirklich hervorragend war.

Von großem Interesse war es uns besonders, hier einige Stunden ganz zwanglos mitten unter den zahlreichen Hindus — es mochten wohl an die sechzig Männer, Frauen, Mädchen und Kinder versammelt gewesen sein — bewegen zu können; eine außergewöhnliche günstige Gelegenheit, Charakterstudien zu machen. Der Eindruck war ein unbedingt vorteilhafter, bei aller Lebhaftigkeit und Heiterkeit wurde nie die Grenze, weder in Wort noch in Gebarung und Benehmen, vollkommensten Anstandes überschritten und uns Europäern — es waren außer uns noch drei oder vier deutsche und französische Repräsentanten großer Handelsfirmen zugegen — die

Tower of Silence in Bombay.

größte Zuvorkommenheit in wirklich artiger Weise von klein und groß, ganz besonders aber von seiten der Familie der Braut, bei der die Hochzeitsfeier stattfand, entgegengebracht. Die Braut war mehr als im jugendlichen Alter, eigentlich noch Kind. Es ist bei den Hindus üblich, die Töchter sehr früh an junge Männer zu verheiraten, doch bleibt die junge Frau in solchem Falle noch ein oder zwei Jahre bei ihren Eltern, und erst nach Ablauf dieser Zeit wird der gemeinschaftliche Haushalt der Vermählten errichtet.

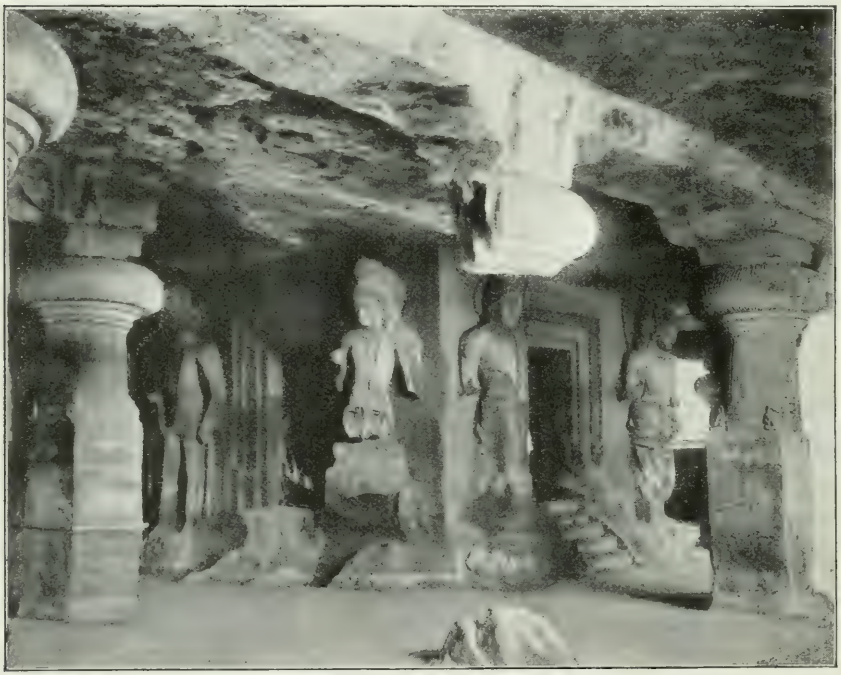
Unter den altindischen Bauten, deren, wie gesagt, Bombay nicht viel bietet, stehen die Elephanta Caves allen anderen voran. Es sind alte Hindutempelbauten in Höhlen auf der Elefanteninsel, die wir im Cookschen Propeller in einer Stunde erreichten. In Hügelform steigt dies Inselchen in der großen Bai (östlich der Stadt, nicht in der Back Bai) auf, und in dieser bewaldeten Hügelkuppe, deren Innerstes aus Fels besteht, sind Höhlen bedeutenden Umfangs ausgegraben und aus dem anstehenden Fels sind zahlreiche übermächtige Reliefs Buddhas und anderer Hindugottheiten ausgehauen worden, die mehr durch ihren ungeheuren Umfang und Größe als durch Kunstfertigkeit fesseln, aber jedenfalls sehr besichtigenswert sind. (Abb. S. 128.)

Die ganze Anlage von Bombay ist eigentlich verfehlt, es ist bei der Errichtung der großen öffentlichen Prachtbauten sowohl wie der großartigen Privathäuser auf die Schwankungen des Meeresniveaus keine Rücksicht genommen worden und bei Hochfluten stehen alle unterirdischen Räume in dem niedrig an der Südspitze gelegenen englischen Viertel unter Wasser. Kanalisation der Städte haben die Engländer auch fast nirgends in Indien ausgeführt, daher ist es nicht besonders zu verwundern, daß es nicht gelingen will, die Pest daselbst auszurotten.

Moderne öffentliche Bauten im großartigsten Stil hat Bombay wie keine andere Stadt, Kalkutta inbegriffen, aufzuweisen. Schon immer hatten die Bilder, die ich davon in Europa gesehen, meine Bewunderung erregt, und ich war gespannt auf den Eindruck, den mir die Wirklichkeit bereiten würde. Bei aller Anerkennung für die Großartigkeit dieser Bauten, nämlich Bahnhof (Victoria Station Terminus), Post und Telegraph, High Court, Universität, Presidential Secretariat u. a. m., zur Bewunderung vermögen sie uns nicht hinzureißen, weil das Material, welches dazu verwendet wurde, zu unedel und minderwertig ist, wodurch die Architektur unmöglich zur Geltung zu kommen vermag. Riesige Gebäude mit reichem architektonischen Schmuck — vor allen anderen das großartige Bahnhofsgebäude — in rohestem Gestein, zum Teil Backstein! So auch die anderen großen, teilweise auch noch recht

nüchternen, steiflinigen Bauten. „Toute illusion perdue!“ würde der Franzose sagen.

Ein wirklich imponierender, großartiger Bau ist erst ganz kürzlich fertiggestellt worden. Es ist das „Taj (spr. Tadsch) Mahal“-Hotel, mit dem der reiche Parse Mr. Tata seine Vaterstadt im wahren Sinne des Wortes verschönert hat. Dieser grandiose Palastbau steht mit seiner Hauptfront nach der großen Bai, also im Osten, mit vollem Blick auf die Riesenbucht mit



Elephanta-Tempel.

den zahlreichen Inseln, darunter Elephanta Island. Ein Riesengebäude in reichem architektonischen Schmuck mit einem Hochturm inmitten, von dem man eine entzückende Aussicht hat, und kleineren Türmen auf zwei großen Seitenflügeln — von denen jeder allein ein stattliches Hotel repräsentiert — gegen die rückwärtige Straßenseite, wodurch ein von drei Seiten geschlossener Garten mit einem Kaffeekiosk geschaffen ist. Im Mitteltrakt prachtvolle zweiarmige weißmarmorne Freitreppen, ein riesiger Speisesaal mit weißen Marmorsäulen, kurz ein Palasthotelbau, wie deren kein zweiter in der Welt besteht. Es ist ein Luxusbau, den sich eben nur ein Multi-Millionär, ein Nabob gestatten kann. Mr. Tata, dessen Privatpalais, besonders im Innern, auch

bemerkenswert schön ist, wußte als vielgereister Mann — ich selbst hatte das Vergnügen, einmal vierzehn Tage auf einem österreichischen Lloyddampfer bei einer Vergnügungsfahrt in Dalmatien meinen Tischplatz neben Mr. Tata zu haben —, daß seinem Heimatlande Indien entsprechend gute Hotels durchaus fehlen, und diesem Mangel hat er wenigstens für Bombay in glänzender Weise abzuhelfen verstanden. Wir waren so ziemlich die ersten Gäste im Taj Mahal-Hotel. Der Direktor, ein Österreicher, Herr Gapp, der in Europa und Ägypten erstklassige große Hoteletablissements geleitet hatte, war kurze Zeit vorher eingetroffen, so daß der eine Seitentrakt bereits bewohnt werden konnte. Von unserem hochkomfortablen Zimmer genossen wir eine entzückende Aussicht auf Bai und Hafen.

Und nun beim Abschied aus Bombay nur noch ein Wort über die Hitze. Auch hier hatten wir nicht im mindesten davon zu leiden; wohl war es tagsüber beim glänzenden Sonnenscheine recht warm, aber doch stieg die Temperatur in unserem Zimmer nicht über 24° C (75° F).

Von Bombay über Ahmedabad nach Jeypore.

Nach sehr angenehm verlebter Weihnachtszeit verließen wir Bombay am 27. Dezember 1903 abends.

Auf den indischen Bahnen gibt es keine Schlaf- und keine Speisewagen, es finden sich aber an einzelnen Stationen Restaurants, wo die Züge zur Zeit der Mahlzeiten so lange Aufenthalt nehmen, daß den Reisenden Gelegenheit geboten ist, das Tiffin (Gabelfrühstück) oder das Diner (Hauptmahlzeit), welche sofort nach Ankunft des Zuges serviert werden, einzunehmen. Diese Mahlzeiten sind zumeist genügend und genießbar. Gut essen kann man überhaupt in ganz Indien nur in Privathäusern; fast alle Hotelküchen sind sehr mäßig, allzuviele wirklich herzlich schlecht. Leider machen ja die Engländer nur in außerbritischen Ländern sehr hohe Ansprüche, finden aber alles in ihrem eigenen Lande und in ihren Dominions tadellos.

Zur Illustration diene, daß wir, eine größere Gesellschaft, darunter Deutsche, Österreicher und Franzosen, aus einem ersten Hotel in Kalkutta auszogen und in das von zwei Italienern trefflich geleitete Hotel Continental übersiedelten, weil unser zuerst aufgesuchtes Hotel eine derartig elende Küche führte, daß wir sämtlich seit zwei Tagen nicht satt geworden waren. Durch Zufall hörten wir bei unserem Abgange aus diesem letzterwähnten Hotel, wie eine

ganz vornehm aussehende englische Dame einer soeben angekommenen befreundeten Familie das Hotel anpries und ganz besonders „the splendid table“ hervorhob! Wir waren sprachlos und hatten auf der Zunge, den angekommenen Herrschaften einen recht guten Appetit zu wünschen!

Da man aber in den Zwischenstationen zumeist nichts zum Essen erhalten kann, ist es bei längeren Fahrten angezeigt, sich ein Körbchen mit etwas Eßwaren, Früchten und Wein oder Whisky mitzunehmen. Siphons in Eis gekühlt bekommt man auf allen größeren Stationen, dort auch zumeist Tee. Durch die Liebenswürdigkeit unserer Freunde in Bombay, Mr. und Mrs. Vernon u. a. verfügten wir über einen wohlassortierten Proviantkorb und hatten außerdem auch noch das Früchtekörbchen von der Hinduhochzeit; beide haben uns vorzügliche Dienste geleistet, da wir zwei Tag- und Nachtfahrten vor uns hatten.

Die Schlafwaggons entbehrt man nicht sehr in Indien. Die Coupés I. Klasse sind sehr geräumig und man kann außerordentlich viel Gepäck dort unterbringen. Zwei breite bequeme Sitze, die für je drei Personen genügend Platz bieten, laufen der Länge des Coupés nach an den drei bezw. sechs Fenstern, die man somit im Rücken hat, hin. Ein breiter Raum ist zwischen den Bänken und ebenso an der Stirnseite, wo die beiden Türen rechts und links sich befinden, so daß vollauf Raum für Gepäck vorhanden ist. Eine schmale Tür führt auch vom Coupé in den kleinen Toilettenraum und von diesem zum Klosett, welche beide nur vom Coupé aus zugänglich sind. Durchgehende Waggons, wie bei unseren D-Zügen, gibt es nicht. Ein Übelstand ist, daß die sämtlichen Coupés verschlossen werden und nur vom Bahnpersonal geöffnet werden können, was bei Unglücksfällen zu schweren Katastrophen führen kann. Über Nacht werden diese Coupés I. Klasse mit nicht mehr als höchstens vier Personen belegt, und über den beiden Sitzen wird oberhalb, wie bei Schiffskabinen, das obere Bett, sog. „upper berth“, ein gleich breiter und langer Sitz mit matratzenartigen Kissen, herabgeschlagen, der eine ganz ebenso bequeme Liegestätte bietet wie der untere. Es hat somit jeder der vier Passagiere sein Bett; da nun in Indien, wie überhaupt bei solch überseeischen Reisen, jeder Passagier einen großen Sack oder Pack mit Bettzeug mit sich führt, so vermag man sich eine ganz gute Lagerstelle herzurichten. Wir hatten für jeden von uns eine wollene Decke — die nicht zu missen ist, da es nachts oft bitter kalt wird — eine seidene Decke, mehrere Leintücher und ein Lederkopfkissen mit Überzug. Da man überall in den Tropenländern binnen 24 Stunden Wäsche gewaschen bekommt, oft sogar recht gut, bedarf man nicht vieler Bettwäsche.

Es gibt nun auch Damencoupés, „for Ladies only". Sind die Züge stark besetzt, so kommt es natürlich vor, daß Herren und Damen sich trennen müssen, in den meisten Fällen war es uns jedoch möglich, ein Coupé für uns allein zu bekommen. Das haben aber der Kondukteur und Schaffner (letztere sind meist Eingeborene) nicht zu bestimmen, sondern die Stationsvorstände, master of the station. Vor Antritt der Reise oder in Zwischenstationen der Weiterreise geht man einige Stunden vorher in das Office und bestellt seine Plätze für Nachtfahrten. Ist man zu viert oder zahlt man vier Plätze, erhält man reserviertes Coupé, bei dreien bekommt man es meistens auch, es müßte denn große Überfüllung sein, bei zweien ist natürlich nur bei schwacher Besetzung des Zuges darauf zu rechnen. Selbst in dem Falle, daß das Coupé voll besetzt wäre, das wäre somit bei vier Personen I. Klasse, fährt man in jeder Beziehung viel besser und komfortabler, hat bequemere breitere Liegestätte und ganz anders genügenden Platz als in den, sehr mit Unrecht oft gepriesenen amerikanischen Pullman-cars, denen wir später gebührende Worte widmen werden. Und wenn man, um ein Coupé allein zur Verfügung zu haben, bei zwei oder drei Personen sich den Luxus gönnt, vier Plätze zu zahlen, reist man bequemer, besser, komfortabler und billiger als in den teuren, außerdem auch meist nur bei mehrtägiger Vorausbestellung zu habenden amerikanischen State- oder Drawing-rooms der Pullmanwagen.

Nicht unerwähnt mag bleiben, daß die Bahnen in Indien ganz außergewöhnlich, man kann sagen, spottbillige Billetts für native servants, also für die eingeborenen Boys oder indischen Bedienerinnen, die man dort für die Reisezeit zumeist engagiert, verabfolgt.

Nach einer ganz gut verbrachten Nacht trafen wir nach $9\frac{1}{2}$stündiger Fahrt früh 7 Uhr in Ahmedabad, mit 165000 Einw., ein und wurden hier von zwei Indern (Hindus), von denen der jüngere etwas englisch radebrechte, empfangen. Unsere liebenswürdigen Bombayer Freunde hatten uns diese ihre Geschäftsfreunde telegraphisch zur Bahn bestellt, wodurch es uns ermöglicht wurde, in Begleitung derselben sofort zu Wagen die Sehenswürdigkeiten Ahmedabads in Augenschein zu nehmen und mit dem Nachmittagszuge weiterzufahren.

Unsere Fahrt ging zuvörderst zu zwei hervorragend schönen Hindutempeln, die allerdings nur klein im Vergleiche zu den südindischen sind, aber zu den schönsten und kunstreichsten indischen Tempeln gezählt werden müssen. Der Hathi Sing's-Tempel ist ein mit 53 Pagodenkuppeln ausgestatteter, erst 1848 beendeter Tempelbau im reinsten Jainstil, unverfälschte altindische Architektur in

neuem Bauwerk. Die Skulpturen sind reich und von kunstvollster Ausführung. Äußeres wie Inneres dieses Tempels erregt in gleicher Weise ungeteilte Bewunderung, und niemand sollte versäumen, dieses am Wege nach Delhi-Agra gelegene herrliche Bauwerk zu besuchen. Es ist ein sehr heilig gehaltener Tempel, daher wir bei Eintritt die Schuhe ausziehen und in Strümpfen das Innere betreten mußten. Da wir in Begleitung der beiden wohlangesehenen Hindus waren, wurde uns von den Priestern gestattet, etwas tiefer in die heiligen Räume einzudringen, als dies sonst zulässig ist. (Abbildung S. 82.)

Ein anderer gleichfalls moderner, schöner Bau aus dem 19. Jahrhundert ist der Swami Naryan-Tempel, erreicht aber nicht den vorgenannten.

Von mohammedanischen Bauten ist sehr bemerkenswert die Jumma Mussjid oder Hauptmoschee, die als eine der schönsten, aber nicht besonders großen Moscheen Indiens gilt; sie ist von Ahmed I. (Ahmed Shah) im 15. Jahrhundert erbaut. Das Grabmal dieses Königs ist ein gleichfalls besichtigenswertes Bauwerk. Zu erwähnen ist noch eine aus dem Mittelalter stammende Sternwarte eines Maharajah.

Als das hervorragendste alte Monument in Ahmedabad gilt wohl mit Recht die Rani Sipari's-Moschee und -Grabmal (der Gemahlin Mahmud Bigadah's und Mutter des Prinzen Ahmad geweiht). Dieses prächtige Bauwerk wurde Anfang des 16. Jahrhunderts vollendet.

Außerhalb der Stadt gelegen, südwestlich, sehen wir Azam Mozum Khan's Tomb, gleichfalls ein prächtiges Mausoleum aus dem 15. Jahrhundert. Jenseit des Flusses, im Süden der Stadt, findet sich ein hübsch gelegener Tank (Teich) von für indische Verhältnisse großem Umfange und etwas südwestlich das Grabmal des Shah Alam.

Noch manche sehenswerte Bauten befinden sich in und um Ahmedabad, die jedoch den genannten wesentlich nachstehen.

Unsere beiden Hindubegleiter führten uns dann noch in ihre ansehnlichen Holzschnitzereien, in denen wir Möbel und allerhand Kunstgegenstände von ganz hervorragender Vollendung in Augenschein nahmen.

Nachmittags gaben uns unsere freundlichen Inder das Geleit zur Bahn, mit der wir um 3 Uhr Ahmedabad verließen, um am darauffolgenden Tage mittags 12 Uhr in Jeypore im Hotel Kaisar-i-Hind, unweit der Station, leidliche Unterkunft zu finden. Einwohner 160000.

Nach dem Tiffin begaben wir uns mit Führer zu Wagen in die Stadt, inmitten deren der umfangreiche, große Palast des Maharajah von Jeypore sich befindet. Großartig sind die ausgedehnten, schönen Gartenanlagen beim Palast

in denen auch ein sehr großer Tank sich befindet, der einem Dutzend Krokodile größten Kalibers zum Aufenthalte dient, die auf Anruf der Wärter ans Ufer geschwommen kommen und hier um die ihnen zugeworfenen Fleischbrocken sich raufen.

In den Stallungen des Maharajah findet man eine große Anzahl von Elefanten von hervorragender Größe und im Marstall gegen 100 Pferde edler Rasse.

Von großem Interesse ist auch der vom Maharajah in europäischem Stil angelegte große parkartige Garten, und zwar besonders der bemerkenswerten zoologischen Abteilung wegen. Dort findet man wilde Tiere in Exemplaren, wie wir sie in unseren Menagerien fast gar nicht zu sehen bekommen, z. B. Tiger von einer Größe und bestialischen Wildheit, die nicht leicht den Wunsch aufkommen lassen — trotz großer Jagdpassion von Jugend auf — einem solchen lieblichen Prachtexemplar einmal durch Zufall außerhalb seines starken Eisengitters zu begegnen. Es war unter den Tieren ein Tiger, ein „men-eater", also einer, der zur Zeit seiner goldenen Freiheit mit Vorliebe Menschenfleisch verzehrt hatte und diese seine Lieblingsspeise selbst hinter dem Gitter noch einmal, freilich wohl zum letzten Male, zu kosten Gelegenheit fand, indem er seinem unvorsichtigen Wärter einen Arm abriß. Eben dieser einarmige Hinduwärter, der uns herumführte, reizte, um uns die Wildheit der Bestie zu zeigen, den Tiger so lange, bis dieser mit einem mächtigen Satz von hoch oben aus seiner geräumigen Behausung bis hart zum Gitter hinabsprang und hier zähnefletschend und brüllend, mit Augen, in denen sich die ganze Wut und Bestialität ausdrückte, seinen Gegner maß. Wenn dieses Prachttier, dieser Maharajah des Dschungels etwas dabei gedacht hat, war es jedenfalls: „Könnte ich, wie ich möchte!"

Die Baulichkeiten der Stadt bieten nichts Bemerkenswertes, es sei denn, man wollte als solches das phantastische, bizarre Gebäude, bekannt unter dem Namen Hall of the Winds, ein Werk des Erbauers von Jeypore (oder Jaipur), des Maharajah Jey (Jaya) Sing, anerkennen. Jeypore wurde erst 1728 gegründet. Vordem war Amber mit seinem schönen alten, auf stolzer Höhe thronenden Fürstenschloß Hauptstadt und Residenz des freien Staates Rajputana ($2^1/_2$ Millionen Einwohner). Wegen ungünstiger Wasserverhältnisse erbaute der vorgenannte Maharajah für die Einwohner Ambers die neue Stadt Jeypore und seinen Palast daselbst, worauf Amber verlassen und mit Sack und Pack dahin übergesiedelt wurde. Diese Stadt Amber ist jetzt auch bis auf wenige Überreste vollständig verfallen und nur das herrliche, einen Hügelrücken krönende

Schloß Amber ist noch wohlerhalten und dient den Maharajahs zu zeitweiligem Aufenthalte. Jeypore, eine der wenigen Städte, die eine Kanalisation, vom Maharajah ausgeführt, besitzt, liegt ganz flach und bietet landschaftlich nichts, aber das Leben in der Stadt ist eigentlich noch bewegter, noch bunter, farbenprächtiger und hauptsächlich prunkvoller wie in den Städten Südindiens, weil die fabelhaft reichen Fürsten hier sowie in Hyderabad einen großen Hofstaat halten und viel Aufwand und Luxus entfalten. Außerdem sehen wir neben den Hindus hier, wie überall im Norden, viel Moslems, daher das bunte Trachtenbild noch farbenreicher und origineller erscheint.

Nebstdem ist das Gewühl auf den Straßen hier auch mitunter beinahe beängstigender Art, denn hier machen sich noch die Riesenelefanten, besonders die mächtigen, mit dem Abzeichen des Maharajah auf ihren langen breiten Rüsseln versehenen Tiere breit. Dazwischen ganze Züge von Kamelen, eines hinter dem anderen herziehend, unzählige Bullock-cars, Pferdegespanne, sehr viel Reiter auf kleinen trefflichen Pferden, dann die zahllosen von Menschen gezogenen Karren und Vehikel jeder Art, mit Waren, Früchten, Blumen und was sonst noch beladen, dazu noch das ganze Volk, jung und alt, auf den Beinen, kaufend, verkaufend, schreiend und lachend. Ein Trubel sondergleichen.

Für den nächstfolgenden Tag war die interessante Expedition nach Amber geplant. Zu diesem Behufe pflegt man zu Wagen ein knappes Stündchen bis Chandrabagh zu fahren, ist dann genötigt, wegen der Steilheit des schmalen Weges die weitere Strecke zu Fuß zurückzulegen oder — im Palankin auf dem Rücken eines Elefanten. Bis vor einigen Jahren hatte der Maharajah die große Liebenswürdigkeit, den europäischen, in der großen Mehrzahl englischen Indienreisenden auf Ansuchen und durch Vermittelung des englischen Residenten in Jeypore einen seiner Elefanten zur Verfügung zu stellen. Das hat aber aufgehört, wegen, wie man sich erzählt, vorgekommener Unzuträglichkeiten; manche Reisende scheinen es als ein ihnen zukommendes Recht angesehen zu haben, während der, wenn auch tributäre, so doch äußerlich wenigstens scheinbar freie Maharajah anderer Ansicht war. Gleichviel warum, die Sache war seit einigen Jahren abgestellt, die großen Mahajaraheleſanten werden nicht mehr beigestellt; ein Geschäftsmann in Jeypore vermietet jetzt zeitweise gegen viel Geld und gute Worte einen kleinen Elefanten für diesen Zweck, jedoch ist es sehr zweifelhaft, ihn erlangen zu können, da, wie es scheint, auch andere Obliegenheiten auf dessen breitem Rücken ruhen.

Auf Grund unseres offenen Empfehlungsschreibens des k. und k. Ministers

des Äußeren an alle österreichisch-ungarischen Legationen, Konsulate usw. für die ganze Weltreise, hatte unser liebenswürdiger k. und k. Konsul von Vestenek in Bombay den englischen Residenten in Jeypore freundlichst ersucht, sich bei Sr. Hoheit dem Maharajah um geneigte Beistellung eines Elefanten für unseren Besuch in Amber verwenden zu wollen.

Schon in unserem Hotel abends beim Diner hatten wir gehört, wie die anderen Gäste, durchaus Engländer, ihre Exkursion nach Amber besprachen, und natürlich wurde allseits das Begehren laut, einen Elefanten zu haben. Der Manager, der befragt und bestürmt wurde, zuckte nur die Achseln und gab die stereotype Antwort, der Maharajah tue es absolut nicht mehr, oder nur auf ganz besondere Empfehlung, und ein anderer Elefant sei gerade jetzt nicht zu haben. Die Erlaubnis für die Besichtigung des Schlosses werde er gegen Visitenkartenabgabe vom Residenten holen lassen. Ich hatte sogleich nach Ankunft Karten und einige Zeilen an den englischen Residenten gesandt und auch sofort in entgegenkommendster Weise die Erlaubnis und die freundliche Zusage für Gewährung eines Elefanten erhalten.

Am 30. Dezember fuhren wir um 8 Uhr vom Hotel ab und gelangten gegen 9 Uhr an einen freien Platz, wo schon mehrere Wagen standen, und wo wir auch ein Prachtexemplar von einem Elefanten, schön geschirrt, mit Palankin auf dem Rücken und auf seinem Rüssel die Abzeichen des Maharajah, erblickten. Neben demselben drei Inder in malerischen Trachten, umgeben von einer Anzahl Fremden, die, angelegentlichst ihre Erlaubnisscheine vorweisend, auf die Elefantenführer hineinredeten, jedoch augenscheinlich sehr vergeblich, denn nach einem Blick in die vorgehaltenen Erlaubnisscheine erfolgte nur ein immer wiederholtes Kopfschütteln.

Auch ich holte nun meinen Schein heraus, übergab denselben dem Hauptführer, der, sowie er einen Blick hineingeworfen, ebenso wie seine zwei Begleiter, die tiefe indische ehrfurchtsvolle Verneigung mit über die Brust gekreuzten Armen gegen uns ausführte und eiligst den Elefantenkoloß veranlaßte, niederzuknien, nicht um auch seinerseits uns zu begrüßen, sondern um etwas niedriger zu werden, damit die schmale Leiter angelegt werden konnte, auf der wir nun die kleine Klettertour in den Palankin bewerkstelligten, worauf unser klugäugiges Tier sich auf das Zeichen mit dem kleinen Stahlhammer seitens des vor uns am Halse sitzenden Lenkers erhob, so daß wir hoch über dem Irdischen zu unseren Füßen uns dem Himmel näher gerückt fühlten.

Furchtbar komisch nahm sich die Unterwelt drunten aus: mit verblüfften, im höchsten Grade indignierten Gesichtern hatte das Publikum dieser ganzen

Prozedur zugeschaut, und noch konnten die verehrlichen ladies and gentlemen es nicht ganz fassen, daß da ein Paar dahergelaufene Nichtengländer, auf die sie im Hotel mit einer unzweideutigen Geringschätzung als unberufene Eindringlinge in ihr unterjochtes indisches Wunderland geblickt hatten, es sich herausnehmen durften, auf einem Elefanten eines ihnen untertänigen indischen Fürsten in die alte Königsburg hinauf getragen zu werden, während sie, die Beherrscher, bescheiden zu Fuß pilgern mußten.

Jeypore.

Der Elefantenritt dahinauf war wirklich ein Genuß; die Bewegungen dieser so plump ausschauenden Rüsseltiere sind viel ruhiger und gleichmäßiger als jene der Kamele, nebstdem ist auch das Sitzen im Palankin viel bequemer. Daß der Ritt außerdem weitaus angenehmer war als das Gehen, ist auch nicht zu leugnen, denn wenngleich es nachts und bis in die Frühe sehr kühl gewesen war, so sorgte doch die hellleuchtende Sonne dafür, daß die Temperatur bald einen ansehnlichen Hitzegrad erreichte, und wenn sie auch nicht drückend wurde, so war sie doch zum Steigen nicht gerade sehr einladend.

Die Gegend hier ist reizend: Hügelland, in weiterer Entfernung Bergketten; prächtig zeigt sich droben auf dem Hügelkamm die alte Burg Amber, zu ihren Füßen eine kleine Ansiedelung in alten, dickmaurigen steinernen Häusern

mit kleinen Höfen und Bäumen, in denen zahlreiche Affen von Ast zu Ast sich schwangen. Jetzt geht es auf gepflastertem Wege zwischen Ringmauern steil aufwärts, wir erreichen ein mächtiges steinernes Turmtor, das beim Herannahen des die Zeichen des Maharajah tragenden Elefanten von der Wache weit geöffnet wird, und bald erreichen wir die Plattform. Durch ein Tor reiten wir in einen großen weiten Platz, rings umgeben von Bauten des Schlosses, ein.

Reiche kunst- und stilvoll ausgeführte Baulichkeiten in blendendem Marmor, prächtig gearbeitete Säulen, kunstvolle Steingitterfenster, Säle, Hallen, Terrassen, Bassins, Gärtchen, Kioske, Bäder, vergitterte Haremsräume, alles in edlem Marmorstein, im maurischen Stile tadellos ausgeführt und erhalten. Die feenhafte Lage des alten Königspalastes, die herrlichen Kunstbauten, der kastellartige, weitverzweigte Aufbau auf hoher Hügelkuppe, der edle Stil maurischer Architektur, alles erinnert lebhaft an die vielbesungene prachtvolle Alhambra in Spanien. Und welch entzückender Blick von den Zinnen und Terrassen weit hinaus ins Land, weit hinüber zu den Bergen; und dort in dem breiten von Bergen umrahmten Plateau, wo Palmenwälder und dichter Dschungel grün herüber leuchten, da haust der Tiger noch, dort hat der Maharajah sein Jagdrevier. Von den Hindutreibern in dem Dschungel aufgestöbert wird diese blutdürstigste aller Bestien vor die Elefanten getrieben und mit sicherem Schusse gestreckt, wenn nicht auf den ersten, so auf den zweiten Schuß; denn ist das Tier einmal angeschossen, darf man nicht zögern, der wütenden Bestie den Garaus zu machen, sonst geht sie selbst den Elefanten zuleibe.

So, wie wir gekommen, wurde auch der Rückweg zurückgelegt. So wenig schön auch die großen schwerfälligen Tiere sind, wenn man in ihre gutmütigen klugen Augen blickt und ihre Sorgsamkeit, ja niemand zu verletzen, keinen mit den breiten zermalmenden Füßen zu berühren, und die Art, wie sie vorsichtig und zart mit ihrem Rüssel eine ihnen gereichte Gabe, einen Leckerbissen an sich nehmen, beobachtet, muß man den Tieren gut sein. Ihre Gangart ist übrigens eine überraschend schnelle, und die zwei Begleiter, die nebenher gingen, mußten ein sehr starkes Tempo einschlagen, um uns folgen zu können, dabei wurde der Elefant nicht nur nicht angetrieben, sondern noch zurückgehalten.

Nach Jeypore zurückgekommen, wird man nicht verabsäumen, der neuen prunkvollen „Albert Hall" mit Museum einen Besuch abzustatten.

Bei den Wunderbauten von Delhi und Agra.

Um 1 Uhr nachts verließen wir Jeypore und trafen um 9 Uhr morgens in Delhi ein.

So waren wir denn nun in Delhi, der einstigen alten Hauptstadt des indischen Kaiserreiches angelangt, wir sollten die Wunderbauten erschauen, die hier und in dem nahen Agra aufgehäuft stehen, wie in der ganzen Welt nicht wieder. Kunstarchitektur ohnegleichen auf dem Erdenrunde!

Delhi, 210000 Einwohner, zerfällt in zwei ganz getrennte Teile, in das neue Delhi und das einen Kilometer südlich gelegene alte Delhi, letzteres schon längst eine alte Ruinenstadt mit nur vereinzelt aufragenden Resten einstiger großer Bauten, die letzten Zeugen längst vergangener Größe. Jahrhundertelange furchtbare Kämpfe zwischen den von Nordwesten, von Persien und Afghanistan herabziehenden Mohammedanern und den eingeborenen Indern (Hindus) haben hier gewütet. Abwechselnd waren die einen, dann wieder die anderen Sieger und Beherrscher des Landes, und der eine wie der andere zerstörte, was der Vorgänger geschaffen. Der Name Delhi erscheint in der Weltgeschichte zuerst im ersten Jahrhundert v. Chr., doch dürfte schon viel früher hier eine größere Ansiedelung bestanden haben. Viel später erst, 1000 n. Chr. finden sich genauere Aufzeichnungen über hier bestandene Hinduforts; Ende des zwölften Jahrhunderts erfolgte der erste Einbruch der Mohammedaner.

Neu-Delhi, die jetzige Stadt, datiert von der Regierung des Shah Jehan, der 1638 das jetzige Fort, genannt Shahjehanabad, erbaute, aber auch dieses wurde im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Male belagert, gestürmt und wieder zurückerobert. Die Mohammedaner sind aber jetzt hier in Nordindien sehr zahlreich vertreten.

Durch lange Zeiten hindurch war Delhi — zeitweilig abwechselnd mit Agra — die Hauptstadt Indiens und Sitz und Residenz der Shahs, Moguln, Kaiser, kurz, der Beherrscher des nördlichen Indien, daher auch hier und in Agra die zahlreichen weltberühmten, herrlichen Bauten, die in solcher Pracht eben nur die zu fabelhaften Reichtümern gekommenen Beherrscher dieses fruchtbaren, volkreichen Wunderlandes herzustellen in der Lage waren.

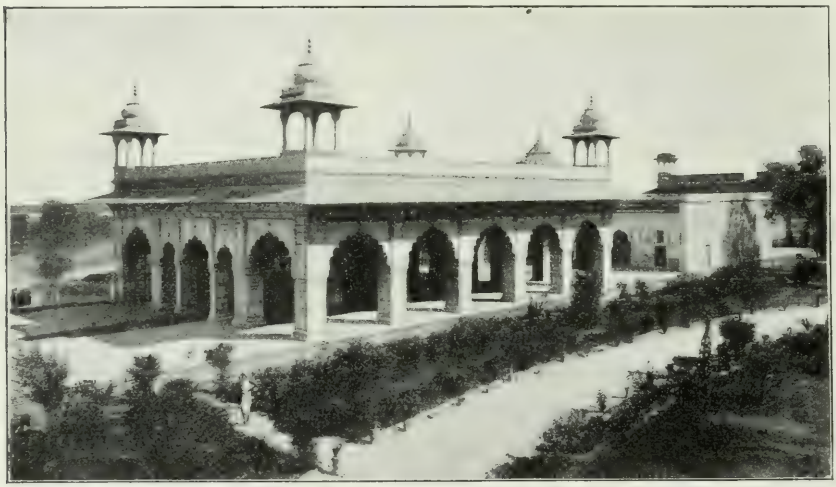
Delhi ist seit 1803 in britischem Besitze.

Die erste Ausfahrt gilt natürlich dem auf einer kleinen Anhöhe zwischen den Armen des Jumnaflusses in der Eingeborenenstadt gelegenen Fort. Gewaltige Mauern, die manchem Ansturm getrotzt haben, aber unter dem Feuer heutiger Brisanzstahlgranaten schnell in Trümmer verwandelt werden würden,

umgürten den niedrigen Hügel, der gekrönt ist von zahlreichen alten und neuen Bauten. Letztere sind militärischen Zwecken gewidmet, also vollständig interesselos, dahingegen sind die alten Bauwerke, die so ziemlich alle im alten Königspalast vereinigt sind, von bewunderungswürdiger Pracht, in unvergleichlich herrlichem Stile und kunstvollster Steinarbeit ausgeführt.

Suchen wir zuerst die pièce de résistance heraus. Durch das gewaltige Lahoretor oder das bemerkenswerte Delhitor gelangen wir — auch hier nur mit „Permission" — ins Innere der Feste und hinauf auf den großen freien Platz vor der Front des großen Palastes, der sich aus einer Anzahl miteinander verbundener Trakte zusammensetzt. Die Musikhalle Nakar Khama durchschreitend, gelangen wir zum großen öffentlichen Audienzsaal Dewan-i-Am und zu dem ringsumgitterten, prachtvoll in weißem Marmor kunstvoll gearbeiteten breiten Thronsockel, auf welchem dereinst der juwelengeschmückte kostbare Pfauenthron Packht-i-Taus stand, den Shah Nadir 1739 geraubt und nach Persien gebracht hat, wo er in Teheran als eines der schönsten und wertvollsten Kunstobjekte prunkt. Ist schon die öffentliche Audienzhalle mit den kunstvollen roten Sandsteinsäulen ein prächtiger Marmorbau, so muß er doch weit zurücktreten gegen die Privataudienzhalle Dewan-i-Khas, in die wir, einige Quergebäude und Anlagen durchschreitend, bald gelangen. Wir befinden uns hier, wie eigentlich überall im Palast, in einem aus blendend weißem Marmor errichteten pavillonartigen, von weißen Säulen getragenen mächtig großen Raum, der nach allen vier Seiten offen ist. Durch die zahlreichen zierlichen, feingeformten, überaus kunstvoll plastisch bearbeiteten Säulen schweift der Blick hinüber in die üppige Landschaft hinauf zum azurblauen Himmelszelt, von dem die leuchtende Sonnenkugel ihre Glutstrahlen herabsendet, Himmel und Erde, Stadt und Land, Menschen und Tiere in goldenem Scheine badend. Zu unseren Füßen tief unten der Jumna, dessen Wässer, eine gelbe oft rötlichgelbe Flüssigkeit, freilich die Bläue eines Wildbaches nie kennen, in der aber alltäglich Tausende Hindus sich Kühlung holen, träge talab fließen. Wenden wir uns wieder zurück zu unserem Marmorschloß — unter uns, über uns, neben uns spiegelglatter blendender Marmor zu herrlichsten Gebilden geformt. Reich, aber nie überladen sind Goldornamente und Pietraduraarbeit dem weißen edlen Steine zugesellt, und welch entzückende Harmonie, welch vornehme Ruhe, neben der Gediegenheit und hohen Kunstfertigkeit in der Ausführung, bekunden die Formen, die Linien dieses genialen Bauwerkes. Es ist der Dewan-i-Khas als der schönste, formvollendetste Saal der Welt bezeichnet worden, und wahrlich, man muß dem

zustimmen, denn wo fände man sonst seinesgleichen! Shah Jehan hat 1638 das Fort erbaut und seiner baukundigen Meisterhand — die wir in Agra wiederfinden werden — dürfte wohl auch der Dewan-i-Khas seinen Ursprung verdanken. Der Palast enthält noch manche andere schöne Werke, so die Saman Burj, die Marmorbäder u. a. m., aber keines so vollendet schön wie der Dewan-i-Khas. Gleichfalls hier im Fort sahen wir auch eine Moti Musjid, Perl-Moschee, in grauem und weißem Marmor, die aber nicht zu verwechseln ist mit der gleichnamigen berühmten in Agra. Dann den Rang Mahal und einige neuestens erst bloßgelegte und restaurierte alte Bauwerke von bedeutendem Werte, so die Saman- und Bhado-Sommerhäuser, des Sohnes und der Frau des Shah Burj. Ferner reizende Anlagen, terrassenartig zwischen den



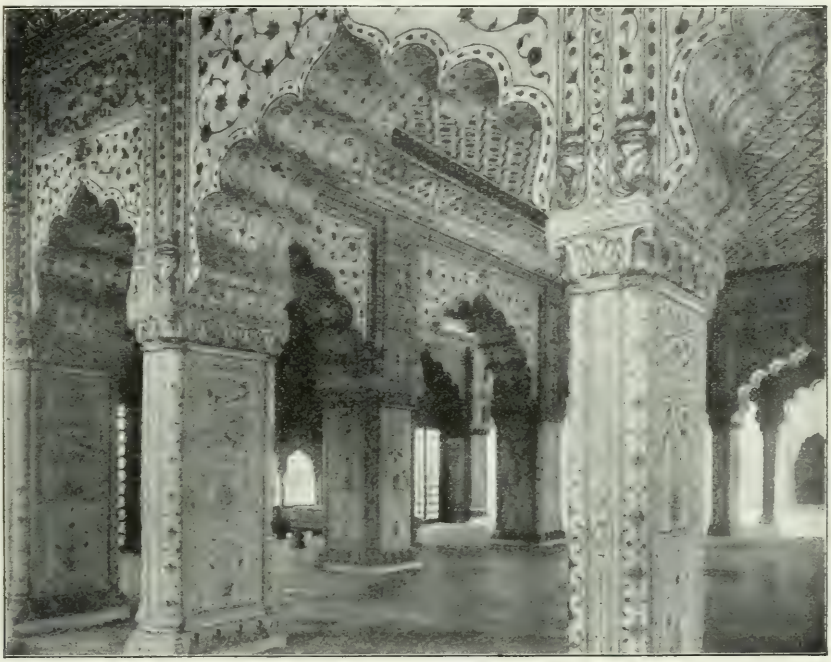
Dewan-i-Khas in Delhi.

herrlichen weißen Bauwerken eingebettet, mit Marmorstiegen mit kunstvollem Marmorgeländer.

Stundenlang wandert man zwischen diesen zum großen Teile von den Engländern neuerlich restaurierten, in tadellosem Zustande befindlichen, feenhaft prächtigen Bauwerken einer lange vergangenen Zeit herum, und immer wieder entdeckt das Auge neue, fesselnde, zur Bewunderung zwingende Prachtwerke, Stücke vollendeter architektonischer Kunst. Daß man mit einem Besuche hier nicht Genüge findet, liegt auf der Hand, die Eindrücke sind zu reichhaltig und vielseitig, um durch nur einmaliges Schauen, und sei es auch durch Stunden hindurch, dem Gedächtnisse dauernd eingeprägt werden zu können.

Wir fahren nun hinab in die Stadt, die das Gepräge der großen

indischen Städte, wie bereits beschrieben, trägt, nur tritt hier wie in ganz Nordindien der rein indische Charakter etwas mehr zurück, es steht alles unter ausschließlich englischer Verwaltung, und durch die zahlreichen Beamten und starken Garnisonen tritt das englische Element stärker hervor. Außer diesen stellen hier auch die Mohammedaner ein starkes Kontingent der Bevölkerung. Es zeigt sich hier ein dreifaches Gemisch: die Moslems lieben die Hindus nicht



Dewan-i-Khas (Inneres).

und umgekehrt, und Moslems und Hindus zusammen lieben beide die Engländer nicht. Vielleicht sind die Mohammedaner, denen der gutartige, duldsame, allen Gewaltakten abgeneigte Charakterzug der Hindus vollständig abgeht, den Engländern im Falle einer ernsten Auflehnung oder kriegerischer Ereignisse dereinst gefährlicher noch als die Hindus, die möglicherweise erst langsamer entflammt werden würden.

Nach dem Aufstande 1857, dessen blutige, erbitterte Kämpfe sich hauptsächlich zwischen Lahore und Cawnpore-Lucknow abspielten, sind hier in Nordindien sämtliche indische Fürsten ihres Besitzes entkleidet und verjagt oder hingerichtet worden, und aus den früheren sogenannten Freistaaten wurden britische Provinzen gemacht. Es fehlen also hier die fabelhaft

reichen, von Prunk umgebenen Maharajahs und Rajahs Mittel- und Südindiens.

In der Stadt und ihrer nächsten Umgebung besichtigen wir die Jumna (Jama) Musjid, die als die größte Moschee Indiens bezeichnet wird; sie ähnelt der berühmten Perl-Moschee in Agra, ist aber größer als diese und hat zwei stattliche Minaretts, die jener fehlen. Außerdem sind minder bemerkenswerte Moscheen: Kalan (Schwarze) und Sonala (Goldene) Musjid und andere, sowie ein Jain-Tempel, ohne besonderes Interesse.

Nicht zu verabsäumen aber ist eine Fahrt nach Alt-Delhi. Im Süden des jetzigen Delhi stehen die Trümmer einer gewesenen Stadt, von einem Umfange, der nach unseren europäischen Begriffen — wenigstens jenen bis gegen Mitte des vergangenen Jahrhunderts, wo es nur ganz wenig Millionenstädte gab — als etwas ganz Erstaunliches anzusehen ist, bzw. war. Bis zu 20 englischen Meilen, also gegen 30 Kilometer erstreckte sich die Peripherie (45 engl. Quadratmeilen) dieser Riesenstadt, und überall in diesem Umfange begegnen wir verfallenen Bauwerken, Moscheen, Gräbern der Moguln, Shahs und Großen des Reiches, Mauerresten von Burgen und Palästen, aus denen man den ungeheuren Umfang dieser einstigen, durchaus befestigten Schlösser noch entnehmen kann. Das waren Fürstenburgen, gegen die unsere europäischen alten Ritter- und Königsburgen wie Zwergschlösser sich ausnehmen, und zwischen alledem ragen Türme und Minaretts auf, die den Jahrhunderten, ja selbst Jahrtausenden standgehalten haben.

Aus den vielen sehenswerten Altertümern wollen wir nur die hervorragendsten herausgreifen: Lat- oder Asokasäule, Killa Kona-Moschee, Humayuns Grabmal und Tomb des Nizam-ud-din-Auliya, Grabmal der frommen Jehanara, der Tochter des Shah Jehan. Von besonders hervorragendem Interesse ist Kutb oder Kutub Minar, ein riesig hoher Turm, einem Siegesmonumente ähnlich, und die daneben stehende Kutub ul Islam Musjid, eine aus dem 12. Jahrhundert stammende, noch teilweise erhaltene Moschee, in welcher sich eine besondere Sehenswürdigkeit befindet, eine massive Säule von ge-

Kutub Minar in Alt-Delhi.

schmiedetem Eisen, 40 Zentimeter im Durchmesser und ca. 7 Meter hoch; da aber Sockel und Kapitäl zusammen ca. $2^1/_2$ Meter ausmachen, verbleiben für die aus einem Stück bestehende eigentliche Säule nur ca. $4^1{}_2$ Meter. Auf der Säule befindet sich eine Sanskritinschrift, die auf das 3. oder 4. Jahrh. n. Chr. zurückgeführt wird.

Der Kutub Minar ist ein runder, in fünf Galerien sich aufbauender steinerner, innen mit Treppen versehener Turm, der am Fuße $14^1/_2$ Meter, auf der obersten Zinne nicht ganz 3 Meter Durchmesser und eine Höhe von 73 Meter aufweist. Die Aussicht von dem Minarett ist sehr instruktiv. Dabei steht ein Grabmal, Tomb of Altamsh, auch aus dem 13. Jahrhundert. Unweit der niedrige, aber breite Turm Alai Minar. Ein anderes Grabmal, das von Imam Zamin, steht nächst dem Kutub Minar beim Alai Darwazah-Tor.

Ein interessantes modernes Schauspiel wurde uns in Delhi noch zuteil, nämlich eine Neujahrs-Königsparade. Am 1. Januar 1904 vormittags war ein Teil der Garnison von Delhi ausgerückt. Drei Bataillone in langer Front in drei Gliedern waren auf dem breiten Platze aufmarschiert.

Der General mit einem zahlreichen berittenen Stabe hielt vor der Front eine kurze Ansprache an die präsentierenden Truppen, mit einem Hurra auf den König endigend, das von den Truppen mit dem üblichen Hipp, hipp, hurra quittiert wurde, worauf die Musik die englische Volkshymne: „God save the King" intonierte und auf Kommando des die ausgerückten Truppen kommandierenden Offiziers die dreimalige Decharge abgegeben wurde, die aber noch in der Art erfolgte, wie dies in den europäischen Armeen bis vor vierzig Jahren üblich war, nämlich nicht in der jetzt üblichen auf ein Tempo erfolgenden allgemeinen gleichzeitigen Generaldecharge, sondern vom rechten Flügel beginnend, jeder Schuß einzeln, das ganze Glied entlang bis zum letzten Flügelmann der letzten linken Rotte, und so von drei Gliedern nacheinander.

Hiernach formierten sich die Bataillone in geschlossener Kolonne und defilierten vor dem von seinem Stabe umgebenen General. Eine große Anzahl von Honoratioren Delhis, Fremde und Einheimische, in Equipagen, so wie eine zahlreiche Menge Volkes zu Fuß ergötzte sich an dem Schauspiele.

So wie bei der Aufstellung die englischen Truppen den rechten Flügel einnahmen, so defilierten dieselben auch in ihren roten Röcken mit Tropenhelm und schwerfälliger Montur als erste, während die Shiks, die Eingeborenen-Bataillone, nachfolgten; diese wiederum waren streng nach der Religion geschieden, die großen, stattlichen, schwerfälligeren Mohammedaner mit ihren

nichts weniger als sympathischen Physiognomien in Truppenabteilungen für sich und ebenso die flinken, behenden, leicht beweglichen, gutmütig dreinschauenden Hindus in besonderen Truppenkörpern.

Agra, 190000 Einwohner, einstmals auch Hauptstadt und Residenz der indischen Herrscher, so besonders zur Zeit des kunstsinnigen, in bezug auf architektonisch großartige Bauwerke unerreicht dastehenden Shah Jehan (1628 n. Chr.), eines Nachfolgers und Nachkommen des Großen Mogul Kaiser Akbar (1556 n. Chr.), ist in achtstündiger Fahrt von Delhi aus zu erreichen.

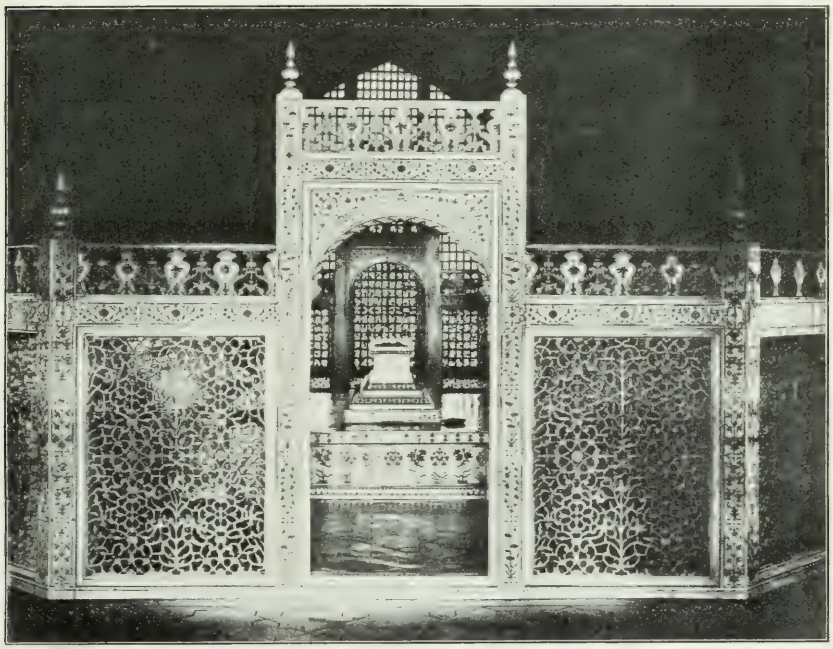
Wir waren gegen Abend in Agra eingetroffen und in einem von den

Taj Mahal in Agra.

beiden vorhandenen, nur als sehr mittelmäßig — genau so wie in Delhi — zu bezeichnenden Hotels abgestiegen. Sogleich nach dem Diner — nichts weniger als ein materieller Genuß — eilten wir, uns einen geistigen Genuß zu verschaffen, dem ich schon seit langer Zeit mit großer Spannung entgegensah, um so größer jetzt, wo ich vor der Entscheidung stand, ob meine hochgespannten Erwartungen erreicht, übertroffen oder vielleicht gar in Enttäuschung verwandelt werden sollten.

Unter all den zahlreichen hochgepriesenen Kunstbauwerken Indiens ragte nach allen Beschreibungen doch immer über alle hinaus der „Taj (sprich

Tadsch) Mahal" in Agra. Und wie immer auch dessen Lob gesungen, dessen vollendete Schönheit gepriesen wurde, stets klang das Lied aus in dem bedauernden Eingeständnis, daß sich der überwältigende Eindruck dieses in bewunderungswürdigen Formen sich zu einem harmonisch vollendeten Bilde auftürmenden Bauwerkes durch Wort und Bild nur in unvollkommener Weise wiedergeben lasse. Wenn das also richtig war, wenn dieses Werk „der schönste Kunstbau der Welt" — wie es von vielen Seiten hingestellt wurde — wirklich war, dann durfte selbst ein kühnes Phantasiegebilde nicht weit hinter der Wirklichkeit zurückstehen.



Sarkophag im Taj Mahal in Agra.

Vor dieser Entscheidung waren wir angelangt, und es war schwer, sich des Gedankens zu entschlagen, daß vielleicht eben wegen zu hochgespannter Erwartung eine kleine Enttäuschung unserer harren werde.

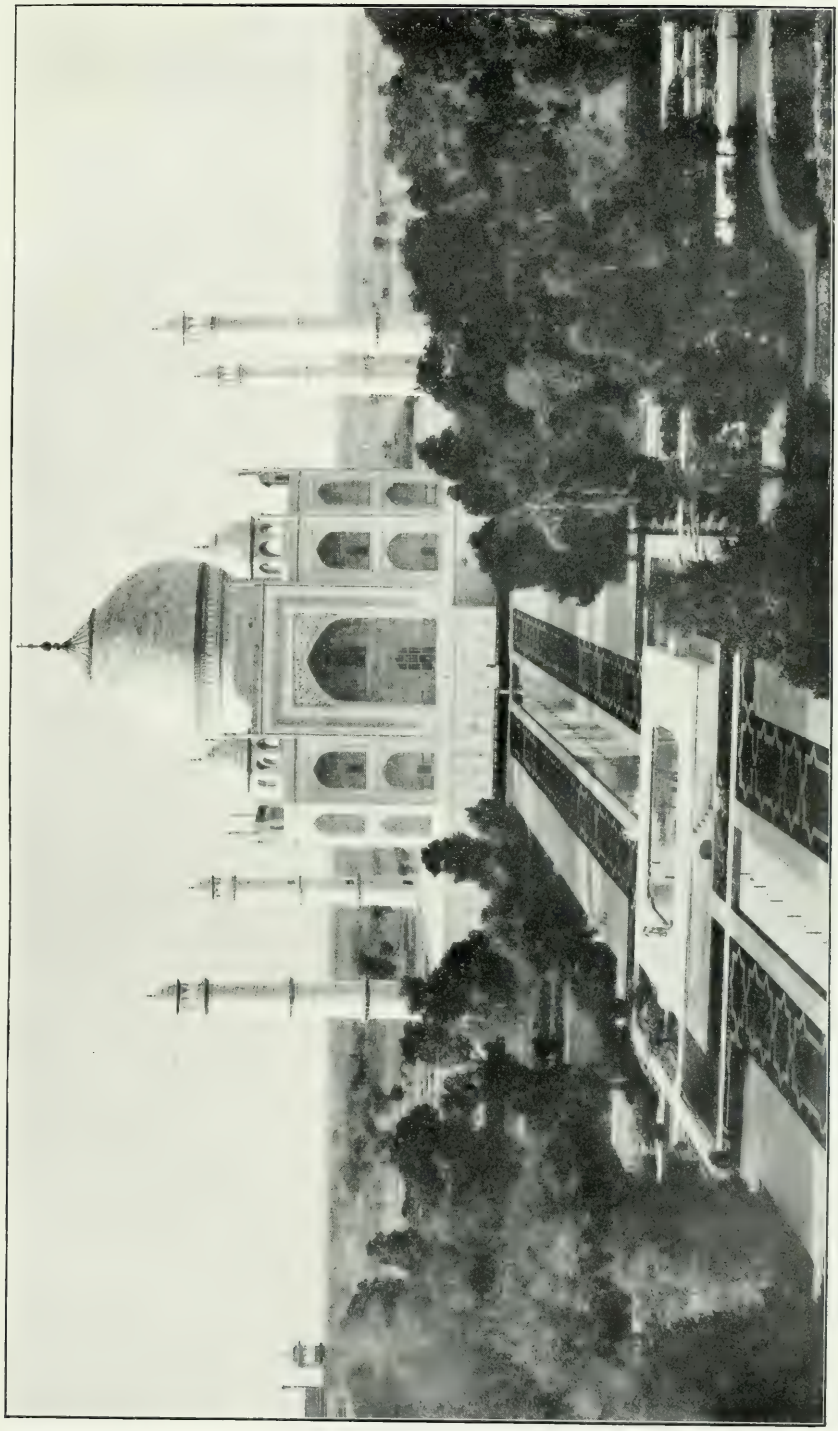
Ein trefflicher, jüngst verstorbener Schilderer Indiens und der Welt, Karl Tanera, sagt uns, daß, wolle man einen wahrhaft magischen, zaubervollen, feenhaften Eindruck dieses Wunderbaues in sich aufnehmen zu unverlöschlichem, bleibendem Gedächtnisse, man zuerst dieser heiligen Stätte im Silberglanze des Vollmondes nahen solle.

Das ist sicher ein trefflicher Rat, ein zu beherzigender Wink, er ist aber

nicht so leicht in die Wirklichkeit zu übertragen. Gerade bei einer überseeischen Reise in die Tropenländer gibt es so unendlich vieles zu berücksichtigen, wodurch die Zeit, die Route, die man einschlagen muß, der gewollte oder nicht gewollte längere oder kürzere Aufenthalt verschiedenenorts maß- und ausschlaggebend beeinflußt wird, daß man, ganz besonders dann, wenn man den Kreis rund um die Welt beschreiben will, nicht leicht bestimmen kann, ob man an einem bestimmten Vollmondstage an dem oder jenem Orte sich einfinden wird. Ist dies aber doch gelungen, dann fragt es sich noch, ob der Mond auch wirklich dann gnädigst scheinen will. Auch wir hatten infolge einer geringfügigen Änderung in der Reisedisposition tatsächlich darauf keine Rücksicht nehmen können, hatten offen gestanden auch nicht mehr daran gedacht, und erst in Delhi, als der Mond so herrlich leuchtete, hatten wir wahrgenommen, daß auch uns die Gunst zuteil werden würde, die Vollmondstage in Agra beim Taj Mahal zu verweilen. Deswegen auch säumten wir keinen Augenblick, in Agra angekommen, schleunigst bei Eintritt des abendlichen Dunkels hinauszufahren zu dem in $^1/_4$ Stunde zu erreichenden Mausoleum.

Vorausschicken müssen wir nur einige Worte über den Bau selbst. Wie bereits erwähnt, war Shah Jehan ein Bauverständiger, wie nur wenige Herrscher, ja wie nur wenige Menschen überhaupt. Zahlreiche Bauten von seiner kundigen Hand bezeugen dies, und Kaiser Jehan soll nicht nur der Auftraggeber gewesen sein, sondern er hat die Bauwerke auch in der Hauptsache selbst entworfen und unter seiner speziellen Aufsicht und Anleitung ausführen lassen.

Shah Jehan hatte drei Frauen, eine Mohammedanerin, eine Christin und eine Hindu. Die erstere, seine Lieblingsgemahlin, genannt Muntaz-i Mahal (der Stolz des Palastes), starb 1628 n. Chr. und er beschloß, ihr ein großartiges Grabmal, einen Grabpalast, ein Mausoleum im großartigsten Maßstabe und Stile errichten zu lassen. Mit einem Aufwande, den eben nur ein indischer Herrscher, der über unermeßliche Reichtümer und Millionen von ihm zu Diensten stehenden Untergebenen verfügte, sich erlauben konnte, entstand der „Taj Mahal" (Taj = Krone, Mahal = Palast) in dem nach seiner Vollendung die irdischen Reste der Favorit-Gemahlin Sha Jehans beigesetzt wurden. Auch des Kaisers Grab hat hier seinen Platz gefunden, denn Shah Jehan konnte sein Vorhaben, sich nahebei einen gleich schönen oder noch großartigeren Grabpalast zu errichten, nicht zur Ausführung bringen, da er von seinem Sohne vom Throne gestoßen

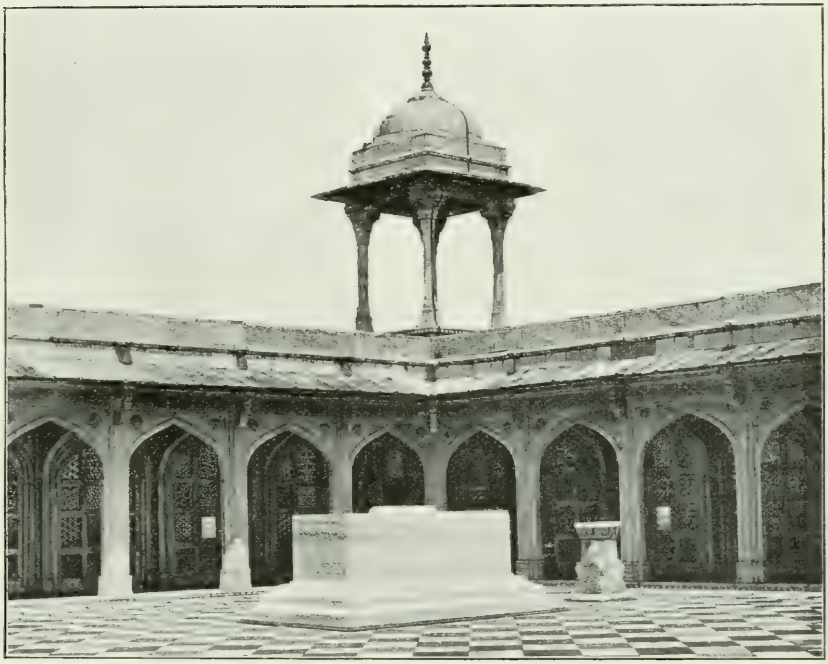


Taj-Mahal in Agra.

wurde und sieben Jahre in einem kleinen Raume auf der Königsburg in Agra eingekerkert blieb.

Die Kosten des Baues des Taj Mahal sollen sich auf 19, nach anderen Angaben auf ca. 32 Millionen Rupien (à $1^1/_3$ Mark) belaufen haben, wobei zu beachten ist, daß ein großer Teil der gemeineren Handarbeit von den Untertanen nahezu umsonst geleistet werden mußte.

Der Vollmond leuchtete in glitzerndem Silberglanze am wolkenlosen



Kaiser Akbars Grabstein (Koh-i-nor).

Himmelszelt, als wir, das Riesentor, auch ein stattlicher Bau, durchschreitend, plötzlich den blendend weißen Marmorbau auf eine Entfernung von vielleicht 300 Meter vor uns erblickten.

Einige Stufen führen hinab in den Garten. Wir sahen rechts und links grünende, edle Sträucher, Bäume, duftende Hecken, Blumen, weiße Marmorbassins, wie sie jene orientalischen Zaubergärten bergen, alles Dinge die unsere Phantasie bestricken, uns in märchenhafte Stimmung zu versetzen geeignet sind. Vor uns zieht ein breiter, schnurgerader Gang aus grauen Marmorplatten entlang, zu seiten grünes Rasenparkett, eingefaßt von bunten Blumenbordüren, inmitten ein riesiges Wasserbassin aus weißem Marmor, und am Ende des

breiten Ganges der gewaltige, über 50 Meter hohe Kuppelbau, auf einem ca. 100 qm breiten, 5½ Meter hohen weißen Marmorsockel sich erhebend. Im schönsten Ebenmaße und in bewundernswerter Harmonie dem Ganzen sich anschmiegend, türmen sich, diskret vom Kuppelbau nach seitwärts verlegt, vier zierlich geformte 40 Meter hohe Minaretts aus weißem Marmor auf, dem Ganzen einen wohltuenden Abschluß verleihend. Und all dies, Minaretts wie der formvollendete Kuppelbau, durchaus von unten bis hinauf zum obersten muschelförmigen, in feiner Spitze verlaufenden, mit dem Halbmond geschmückten Kuppelaufsatz in blendend weißem Marmor ausgeführt.

Der Eindruck, den dieser Wunderbau auf jedes für das Erhabenschöne empfängliche Gemüt ausübt und den man nur als einen überwältigenden, Seele und Gemüt mächtig erhebenden bezeichnen kann, läßt sich tatsächlich in Worten nicht wiedergeben.

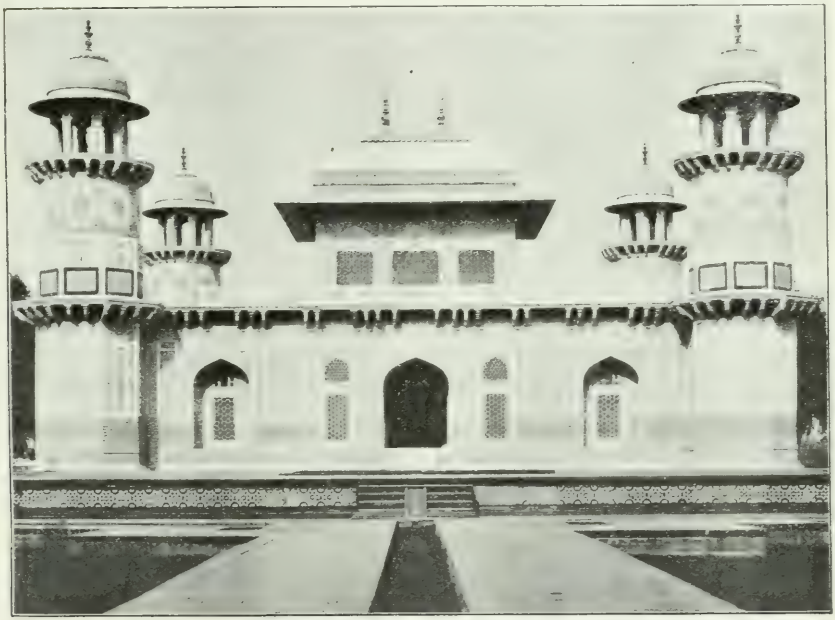
Wir gehen hinüber, steigen auf Marmorstufen hinan zum Sockel und treten durch das Riesenportal in den jetzt am Abend dunkeln Innenraum. Einige mohammedanische Priester verrichten bei Fackelschein Gebete und einer derselben führt uns hinab zum Grabstein der Königin. Wie üblich in Indien ist das Grab unterirdisch in einem kellerartigen Raume, genau oberhalb desselben, also im Kuppelraume des Grabpalastes, steht dann der kunstvoll in Marmor ausgeführte Prachtsarkophag. In der großen Kuppelhalle läßt der Priester einen gellenden Ruf, wie die Muezzins von den Minaretts bei Sonnenuntergang, erschallen, und höher und immer höher schwingt sich der Schall in der gewaltigen Kuppel hinan; immer weicher, zarter werden die Töne, man glaubt schwache Kinderstimmchen dort oben zu vernehmen, bis endlich wieder Ruhe und Schweigen, das Schweigen des Todes, in dem dunklen Totenraum herrscht.

Vom imponierenden, erhebenden Gesamteindruck zu den Einzelheiten, zu den auf Schritt und Tritt das Auge fesselnden unzähligen Kunstgebilden übergehend, würde man stundenlang berichten, aufzählen, beschreiben können und würde doch kein zulängliches Bild dieser Schätze künstlerischer Steinarbeit zu entwerfen vermögen. Alle Wände bis hoch hinan sind reich mit plastischer Arbeit versehen; bunte Halbedelsteine — die einstigen wertvollen echten sind längst schon weithin entführt, geraubt, verstreut worden — finden sich in die kunstvollen Wandverzierungen eingelegt; jedes Fenstergitter, ob groß oder klein, ist in entzückenden Mustern, ein jedes anders, mit reichen Arabesken aus tadellos weißem, hie und da lichtgrauem Marmor gemeißelt, ebenso die prächtigen Portale und Türen, die Bordüren um die Riesenkuppel, die kunst-

vollen Sarkophage der Kaiser-Gemahlin im Hauptkuppelbau und jener des Shah Jehan. Wohin das Auge sich wendet, allüberall reichste, vollendet schöne Meisterwerke der Steinhauerkunst.

Je mehr wir uns in das Wunderwerk vertiefen, desto lebhafter fühlen und ahnen wir den Genius der bildenden Kunst und der architektonischen Konzeption, der diesen erhabensten Dom geschaffen hat und in dieser den Toten geweihten hehren Stätte unsichtbar waltet.

Wiederholt noch sind wir, und dann auch im blendenden Sonnenglanze,



Grabmal des I'timadu-daulha in Agra.

hierher zurückgekehrt, haben von der Zinne des Totenpalastes und von der Höhe der luftigen Minaretts hinab auf den tief unten zu Füßen träge sich talwärts schlängelnden Fluß, den Jumna, den wir schon in Delhi grüßten, auf die grünenden Fluren und unübersehbaren Flächen gen Süden geschaut, und immer mußten wir uns sagen, ein erhabeneres Bauwerk hat unser Auge noch nicht geschaut! Kunstreich und herrlich ist die Alhambra in Spanien, wunderbar schön und erhaben der formvollendete Dewan-i-Khas im Königspalast in Delhi, entzückend und malerisch der Königspalast hier in Agra, in dem Shah Jehan residierte und dann eingekerkert kummervolle Jahre verbrachte. Aber so kunstvoll und im edelsten Stile ausgeführt auch diese

Bauten und Werke erscheinen, sie können gegen den Taj Mahal, dieses in seiner Gesamtheit harmonisch vollendete, großartige, einheitliche und erhabene Meisterbauwerk nicht aufkommen.

Der eben erwähnte Kaiser- oder Königspalast in Agra besteht ebenso wie jener in Delhi aus einer Anzahl von Einzelbauten, die miteinander in Verbindung stehen, ist fast ausnahmlos in prächtigstem weißen Marmor hergestellt, überall die unvergleichlich schönen und kunstvollen, durchbrochenen, mit Arabesken reichverzierten Steinmetz-à-jour-Arbeiten aufweisend. Wir finden auch hier einen Dewan-i-Khas, der aber jenen in Delhi nicht erreicht, einen Saman Burj (Jasminturm), einen Khas Mahal, einen Jehangir Mahal, auch Akbarpalast genannt — ein Bau aus rotem Gestein, während der alte Akbarpalast ganz im Süden des Forts nur noch aus Ruinen besteht —, einen Dewan-i-Am, ferner Marmorbäder und verschiedenes andere mehr.

Gleichwie in Delhi stehen auch hier diese Palastgebäude in dem von Mauern und Wällen umgürteten Fort, und zwar hart an der steil und tief hinab zum Jumnafluß abfallenden Festungsmauer, nur ist der Blick von hier, weil weitumfassender, noch reizvoller. Ganz besonders herrlich zeigt sich hier der ungefähr $1\frac{3}{4}$ Kilometer südwestlich liegende Taj Mahal.

Die berühmte Moti Musjid oder Perl-Moschee steht im Mittelpunkte des Forts. Sie ist ein vom Shah Jehan Mitte des 17. Jahrhunderts ausgeführter Bau, die Umfriedungsmauer äußerlich mit roten Steinplatten ausgelegt, im Innern durchaus in weißlich-bläulich-grau geadertem prachtvollen Marmor. Geradezu entzückend ist der Bogengang, eine Art Vorhalle, am Eintritt zum Innenraum der Moschee. Es ist nur eine Stimme darüber, daß auch dieser von dem genialen Baukünstler Shah Jehan errichtete Marmorbau zu den schönsten Bauwerken der Welt zählt.

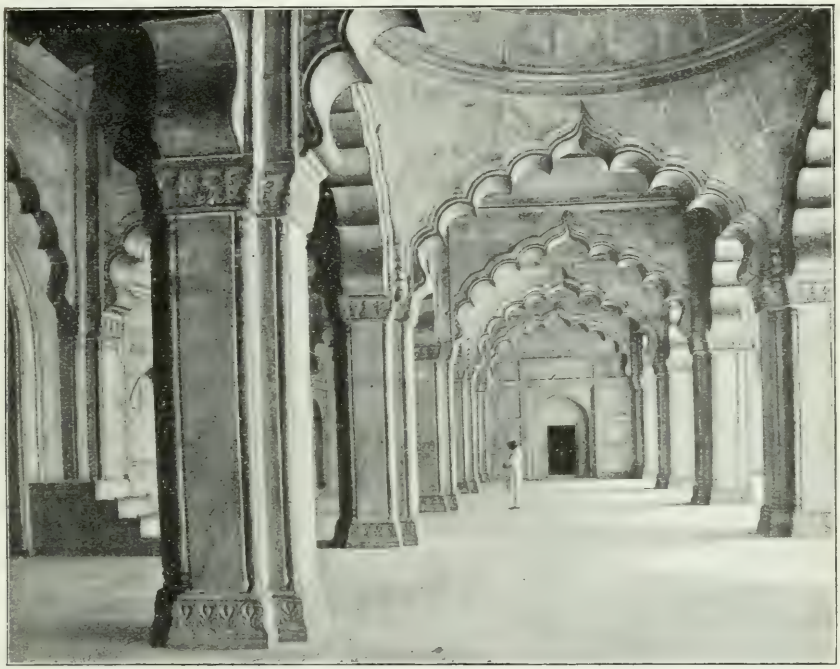
Alle anderen Bauten Agras fallen gegen die aufgezählten so ab, daß sie nicht hervorgehoben zu werden beanspruchen können.

Besuchenswert ist jedoch noch Sikandara, ca. sechs Kilometer entfernt. Hier ist des großen indischen Kaisers Akbar (1531 n. Chr.) Grab-Palast, ein prachtvoller kunstreicher Bau. Oben auf der Plattform steht ein breiter hoher Marmorsockel, auf welchem durch lange Zeiten hindurch der berühmte Diamant, genannt Koh-i-Noor, niedergelegt war, der auf Befehl Akbars über seinem Grabe im Sonnen- und Mondenlichte leuchten, glänzen und funkeln sollte — bis er geraubt wurde, man sagt von Nadir Shah; jetzt ist er britischer Kronendiamant.

Nicht versäumt werden sollte auch der Besuch des auf dem jenseitigen

linken Jumnaufer gelegenen Kunstbauwerks, des Grabmals J'timadu-daulha, ebenfalls ganz aus weißem Marmor, innen auch mit Pietradura-Arbeit.

Ein sehr lohnender Tagesausflug führt nach Fatehpoor-Sikri, 36 Kilometer von Agra. In einem mit kleinen, aber außerordentlich ausdauernden Pferden bespannten Wagen, legten wir die Strecke in $2^1/_2$ Stunden zurück. Die Fahrt, durchweg auf breiter, rechts und links mit alten schattenspendenden Bäumen besetzter Straße, ist lohnend und bietet Gelegenheit, das Land,



Perl-Moschee in Agra.

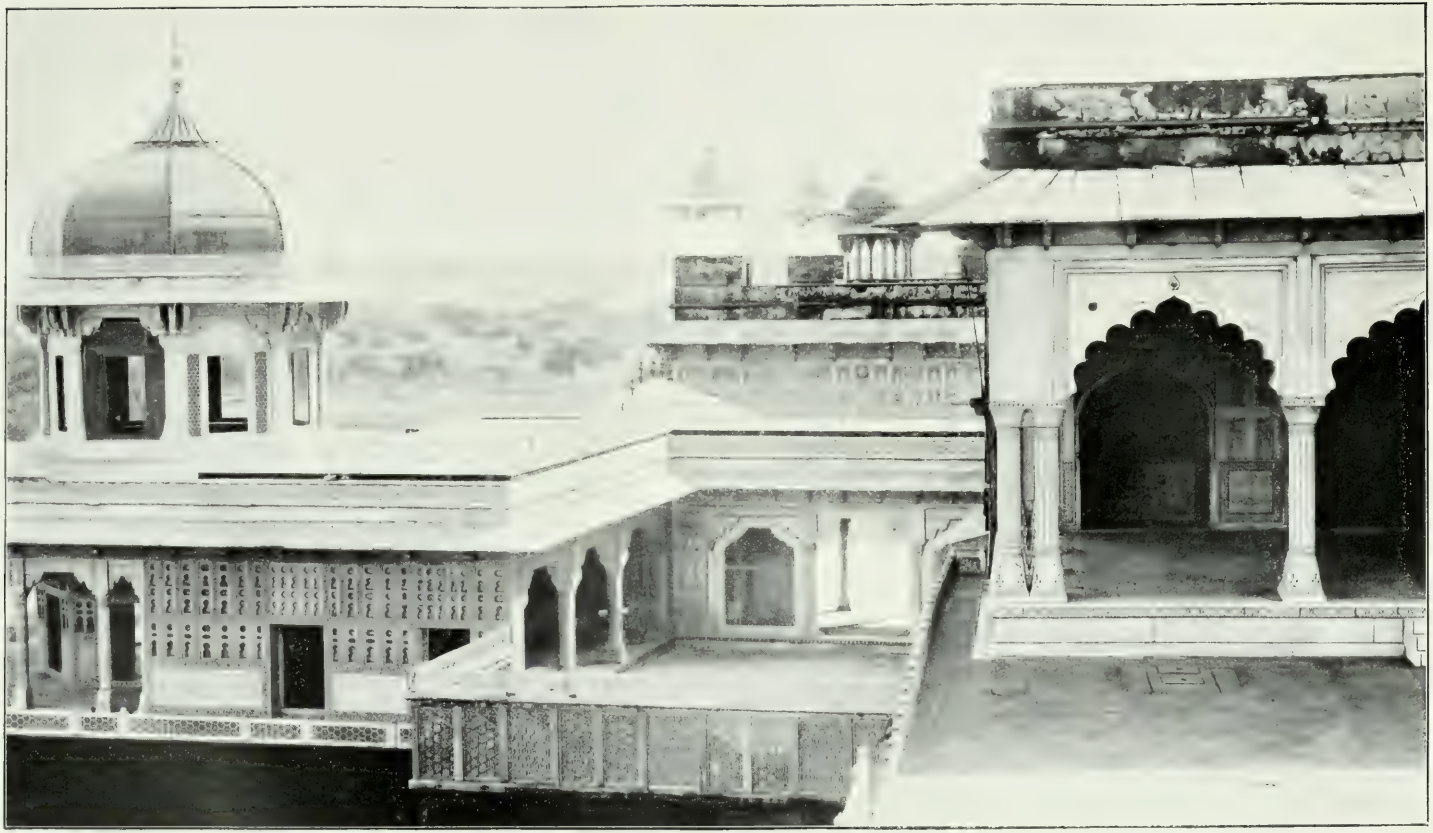
die Kulturen, die Produkte, die Fauna und Flora kennen zu lernen. Unter vielem anderen Interessanten hatten wir auch zufällig Gelegenheit, ein Rudel von 15 Antilopen zu beobachten, von denen 10 Stück in langer Reihe, der Leitbock voran, vor uns über die breite Straße setzten. Da das zierliche Wild nicht im Rudel, sondern ein Tier dicht hinter dem anderen, auf derselben Fährte die Straße überqueren wollte, war unser schnell fahrendes Gefährt schließlich so nahe herangekommen, daß fünf Antilopen dicht vor den Köpfen der Pferde zurückprallten und umkehrend wieder den Straßengraben hinabsausten, während die letzte von den vorderen zehn Antilopen tatsächlich so nahe vor den Köpfen der Pferde passierte, daß sie fast berührt

wurde. Die unseren Rehen sehr ähnlichen Tiere mit weißen Füßen und weißem Bauch und dem schön geformten langen, bei den Böcken sehr starken Gehörn sind außerordentlich zierlich und behend und scheinen noch flinker und elastischer als Rehwild zu sein. Ihre Sprünge sind ganz erstaunlich weit und hoch, und dabei schnellen beim Hochsprung alle vier Füße gleichzeitig an den Leib der Tiere, um beim Aufsprung wieder gleichzeitig sich zu strecken, so daß sie zugleich auf alle vier Füße aufspringen. Der Sprung gleicht mehr dem Sprunge der Gemse; die Statur der Antilope ist aber nicht so gedrungen wie die des Gamswildes und viel zarter und feinknochiger.

In Fatehpoor-Sikri finden wir eine verlassene Ruinenstadt, die zur Zeit Akbars in Blüte war, und darunter einen alten, teilweise noch gut erhaltenen Kaiserpalast mit all den Baulichkeiten, die wir in Delhi und Agra bereits hervorgehoben haben. In Miriams Haus soll die christliche, portugiesische Frau des Kaisers Akbar, nach anderen aber seine Hindufrau gelebt haben; diese beiden besaßen Freiheiten, die den mohammedanischen Frauen Akbars in ihren Harems natürlich nicht zuteil wurden.

Nicht versäumen sollte man sowohl in Agra wie in Delhi den Basars Aufmerksamkeit zu schenken. Man kauft dort Fabrikate und Handarbeiten verschiedenster Art in ganz vorzüglicher Qualität und kunstreicher Ausführung zu nach europäischen Begriffen recht billigen Preisen. Nur einige seien namhaft gemacht: silberne Kunstobjekte verschiedener Art, Elfenbeinarbeiten, Gold- und Silberstickereien auf Seide, Seidenschals und anderes mehr. In Agra werden außerdem die berühmten und sehr gesuchten sogenannten geknüpften, durchaus mit der Hand gearbeiteten Teppiche angefertigt. Diese indischen Teppiche sind deswegen heutzutage weitaus wertvoller und gesuchter als die einst berühmteren persischen und Smyrna-Teppiche, weil diese seit Einführung der billigen, allerdings neuerlich bei Todesstrafe verbotenen, aber dennoch via Rußland noch immer nach Persien eingeführten anorganischen, chemischen Farbstoffe, sogen. Anilinfarben, mit diesen gefärbt werden, während für die indischen ausnahmlos Pflanzenstoffarben, die das Land selbst erzeugt — was in Persien nicht der Fall ist — verwendet werden. Infolgedessen verliert der indische Teppich, selbst nach vieljährigem Gebrauche, sein prächtiges Kolorit nicht, während der mit billigen chemischen Farbstoffen gefärbte Teppich nach wenig Jahren, besonders wenn er der Luft und der Sonne ausgesetzt ist, verblaßt und unscheinbar wird. Die jetzt recht seltenen alten Perserteppiche stammen aus den Persergräbern — die vornehmen Perser ließen sich in Teppiche gehüllt begraben - , und es ist nicht gerade jedermanns Geschmack, sich so einen

Königspalast in Jaro



Königspalast in Agra.

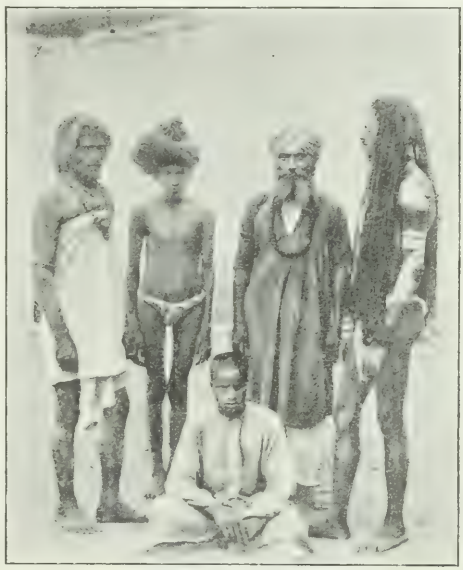
wieder ausgegrabenen, wenn auch desinfizierten Leichenteppich in seinen Salon zu legen.

Im Jail, dem Gefängnis und der Strafanstalt, in Agra, werden Teppiche in großer Anzahl und Auswahl angefertigt. Will man aber allererste Qualität haben, so geht man, wie wir es nach Besichtigung des Jail auch getan, in die Fabrik des deutschen Herrn Weiland in Agra und sucht sich dort ein Muster aus oder kauft auch ein fertiges Stück, wenn gerade erhältlich, dabei zugleich die interessante Fabrikation in Augenschein nehmend.

In Benares, dem hindostanischen Mekka, an der heiligsten Stätte des Ganges.

Cawnpoor und Lucknow mußten wir, weil die Pest dort grassierte — man sprach von 500 Toten täglich — auslassen, d. h. ohne Aufenthalt zu nehmen passieren, und direkt nach Benares fahren.

Da, wie man uns schon in Bombay vorausgesagt hatte, alle sogenannten Hotels auf der Reise nach Kalkutta recht mangelhaft waren, besonders die Beköstigung sehr viel zu wünschen übrig ließ, waren wir darauf vorbereitet, in Benares noch weniger gut aufgehoben zu sein, wie in den berühmten, viel besuchten alten Kaiserstädten Delhi und Agra. Auf das angenehmste waren wir daher überrascht, in Benares, diesem Mekka der Hindus, das unbedingt beste Hotel auf unserer Fahrt durch Indien — natürlich ausgenommen das Palasthotel in Bombay — anzutreffen; dasselbe führt eigentümlicherweise den Namen „Hotel de Paris", während man sonst in Indien nirgends französischen Anklängen begegnet.



Fakire, indische.

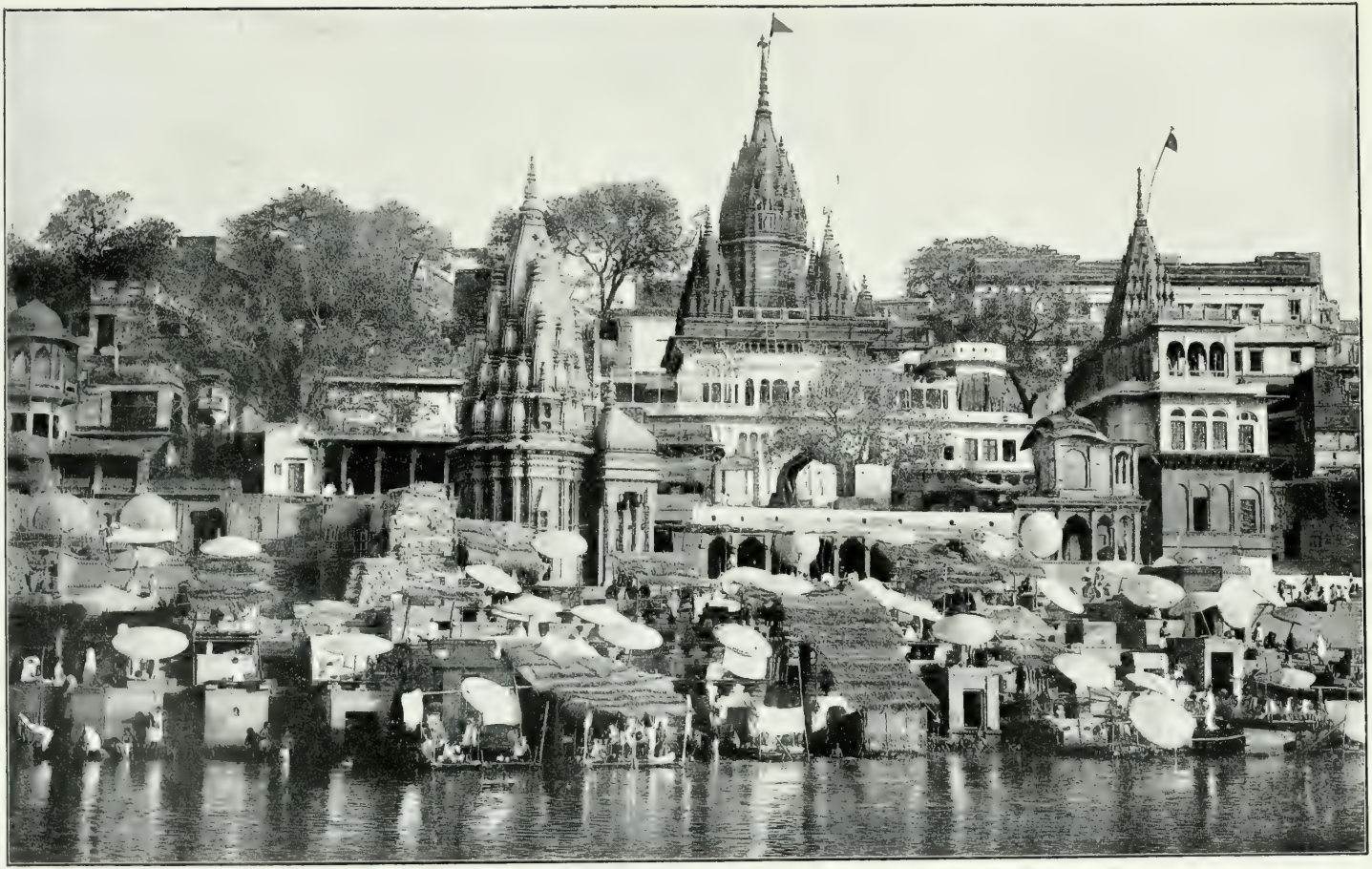
Wenn es nun auch gerade keine französische Küche war, die wir im Hotel de Paris antrafen, so war doch die Table d'hote ganz annehmbar und der sonst üblichen monotonen, recht faden, geschmacklosen englischen Kocherei überlegen. Man würde, da das Fleisch

– mutton (Hammelfleisch) und immer mutton — sehr minderwertig ist und Gemüse nach europäischem Geschmack, ebenso wie süße Speisen, sogenannte Mehlspeisen, fast nirgends erhältlich sind, tatsächlich auf so einer langen indischen Reise hungern, wenn nicht ein auf keiner Tafel in den dortigen Tropenländern fehlendes Gericht vor drohendem Verhungern oder Aushungern — denn auch Brot und Butter gibt es nur selten — retten würde, und das ist das sogenannte „Curry"-Gericht.

Es ist dies das in der Regel zuerst gereichte Reisgericht, durchaus trefflich bereitet, mit einer sehr scharfen, grünlichen Gewürzsauce, dem „Curry", von dem man nur ja stets eine gehörige Menge auf den Reis schütten soll; denn nur dadurch wird man die Verdauungsfähigkeit des Magens, die bei dem Tropenklima sehr bald bedenklich zu schwinden beginnt, erhalten können, d. h. mit anderen Worten, man wird sich zu ernähren imstande bleiben. Ohne dieses und ähnliche Reizmittel des Magens schwindet unfehlbar die Verdauungsfähigkeit, der Organismus verliert sehr schnell seine Widerstandsfähigkeit, und dem Einbruche einer Krankheit, in erster Linie der Malaria, ist Tor und Tür geöffnet. Ob nun dieses scharfe Curry-Gericht schmeckt oder nicht, ob in Europa solche Gewürze uns nachteilig, vielleicht sogar schädlich und verboten wären, ist ganz nebensächlich, in den Tropen verlangt die Natur danach, und das, was in anderem Klima vielleicht nachteilig sich erwiesen haben würde, ist hier Notwendigkeit, will man sich nicht sehr bedenklicher Gefahr aussetzen.

Zu diesem Curry-Reis wird nun außerdem stets noch eine Schüssel serviert, auf der sich eine mehr oder minder große Anzahl von kleinen Speisen, nämlich einige Fleisch- und Geflügelsorten in kleine Stücke geschnitten, pikante Fischbrocken, Cayenne-Bohnen, Ingwer (sehr anzuempfehlen) und ververschiedenes andere mehr befindet. Man nimmt sich davon, so viel man wünscht — in Java werden so viele Zugaben gereicht, daß, wenn man von jeder Gattung nur etwas nimmt, man überhaupt nicht mehr in der Lage ist, noch anderen Gängen zuzusprechen. Mit diesem ausgiebigen Curry-Gericht kann man sein Leben ganz gut fristen und wird gesund bleiben; der Geschmack ist in den ersten Tagen nicht besonders, aber in wenig Tagen war uns das Gericht so angenehm geworden, daß wir uns tatsächlich bei jeder Mahlzeit darauf freuten, uns mit Appetit daran sättigten und den anderen oft recht fraglichen Gängen nur so nebenher noch zusprachen.

Bezüglich der Getränke in Indien, wie überall in den Tropen, halte man sich, um gesund und frisch zu bleiben, nur an Tee, womöglich nicht weniger als viermal täglich, und an möglichst wenig in Eis gekühltes Mineralwasser (oder,



Benares.

wo nicht zu haben, Sodawasser) mit einer kleinen Zugabe von Whisky. Das natürlich, so oft der Durst es verlangt. Auch bei den Mahlzeiten haben wir, solange wir in den Tropen weilten, stets Mineral- oder Sodawasser mit Whisky getrunken, Wein nur bei besonderen Gelegenheiten, und nie, selbst bei drückendster Hitze, haben wir uns verleiten lassen, von dem verführerischen Eiswasser oder den Eislimonaden zu trinken, oder Eis, sogenanntes Gefrorenes, zu essen.

Wir waren nachts 2 Uhr in Agra abgereist und trafen nachmittags 4 Uhr in Benares (hindost. Kasi) ein. Wir nahmen sofort einen Führer, der uns am nächsten Tage in Benares herumführen sollte. Da er uns aber mitteilte, daß am heutigen Tage der größte und heiligste Festtag in Benares gefeiert werde, entschlossen wir uns selbstverständlich alsbald in die Stadt zu fahren.

Es bot sich uns tatsächlich auch ein ganz hervorragend eigenartiges Bild von außergewöhnlicher Farbenpracht, durch und durch indischem Gepräge und in religiöser Hinsicht ausgesprochen brahmanischem Charakter.

Ganz Benares — die Stadt zählt über 220000 Einwohner — schien auf den Beinen zu sein, alles im besten Festgewande, hoch und nieder, klein und groß. Allerdings sehr viel Gewand wird ja nicht getragen, aber das wenige war eben das Beste und Neueste, und alles bunt und farbenreich. Schon die Fahrt zur Eingeborenenstadt bis in die Nähe des heiligsten „Goldenen Tempels" gestaltete sich reizvoll; überall an der Straße vor den Häusern standen Götzenbilder aller Art und Größe, ein jedes von zahllosen Lichtern umgeben. Blumen für Tempelopfer in Unmasse, auf Schritt und Tritt in der Nähe des Tempels Verkaufsstände mit Götzenbildern, Blumen, Blumenkränzen, Früchten, Süßigkeiten, alles im hellsten Lichterglanze und von Käufern und Neugierigen zu Hunderten umstanden. Obzwar dem Europäer überall ehrfürchtig ausgewichen wird, mußten wir schließlich doch aussteigen und im Menschengewühl weiter zu dringen trachten, voran unser Hinduführer, dann meine Frau, zuletzt ich; aber bald bemerkte ich, daß ein indischer Policeman sich knapp hinter mir hielt und uns bis zur Rückkehr zu unserem Wagen, also mindestens eine Stunde, folgte, wo ich ihm dann zum Abschied einen silbernen Händedruck verabfolgte, den unser brauner Begleiter mit viel Dankbezeugung entgegennahm. Es war jedenfalls eine für uns recht beruhigende Begleitung, denn das Gedränge in den ganz engen Gäßchen war stellenweise wirklich besorgniserregend; war doch auch zu bedenken, daß wir, die Ungläubigen inmitten einer fanatischen Menge, deren heiligstem Tempel am heiligsten Tage des Jahres zusteuerten. Zur Ehre der Hindus sei es aber gesagt, daß sie uns durchaus freundlich und wohlwollend Platz machten und

nur in dem Augenblicke, als wir im Tempel selbst angekommen waren, bescheiden, mit vorgehaltenen Händen uns verständlich zu machen suchten, daß wir die drei oder vier Stufen, die hinab in den eigentlichen offenen Innenraum führten, nicht hinabsteigen, sohin den eigentlichen Innenraum des Heiligtums heute nicht betreten dürften, was völlig berechtigt war, da man ja mit Schuhen ohnehin heilige Hindutempelräume nicht betreten soll. Auch unser Führer bat sofort, nicht hinabzusteigen, dahingegen konnten wir vollkommen unbelästigt eine kurze Zeit — ein längeres Betrachten durch profane Augen wird in keinem Tempel gern gesehen — dem Treiben in dem großen Brahmanentempelraume, wo Shiwa, der Zerstörer und Wiedererzeuger, regierte und ein Bassin mit Gangeswasser, geschöpft an der heiligsten Stelle des heiligen Flusses, sich befand, zusehen. Es war ein Bild echtesten orientalischen Lebens und Gebarens. Tausende von Lichtern beleuchteten den Raum, in dem zahllose Priester ihres Amtes walteten und die gläubige Menge dem Shiwa Ehrfurcht und Anbetung zollte und Opfergaben in unbeschreiblichen Mengen, zumeist aus den bekannten gelben Blumen bestehend, spendete, so daß ein schier betäubender, scharfer Blumenduft alle anderen Düfte überbot, was vielleicht auch sein Gutes hatte! Und zwischen dieser ungeheuren Menge, förmlich in sie eingekeilt, bewegten sich auch noch mehrere weiße Kühe, denen als heiligen Tieren auch der Zutritt in die heiligsten Räume freisteht; verunreinigt nach den Begriffen der Hindus wird ja nichts durch sie, denn alles an und von ihnen ist eben heilig.

Goldener Tempel in Benares.

Am darauffolgenden Tage hatten wir dann Gelegenheit, den Bisheswar-Tempel näher und bei Tageslicht zu besichtigen. Der Tempel hat seinen Namen „Goldener Tempel" von dem goldenen Dache oder richtiger den vielen, mit massiven dicken, ziselierten Goldplatten gedeckten Kuppeln, die einen enormen Wert repräsentieren und sich besonders glanzvoll vom Ganges aus zeigen. Der Goldene Tempel besteht eigentlich aus mehreren mit-

einander vereinigten Tempelbauten und gilt infolge seiner Lage an der Stelle, wo das Gangeswasser am heiligsten ist, auch als der heiligste Tempel Indiens, bietet aber sonst fast nichts Bemerkenswertes.

Die nahegelegene Aurangzebs-Moschee, erbaut vom Sohne und Nachfolger Shah Jehans, nimmt sich stattlich aus, bietet aber auch nichts Besonderes; sie wurde den Hindus zum Trotz an einer ihrer heiligsten Stätten erbaut, jedoch ist der Zugang jetzt sehr erschwert, weil die Hindus in Benares, ihrer heiligsten Stadt und dem Hauptsitze der Brahmanenpriester, ganz vorherrschen und durch Besitznahme aller um die Moschee gelegenen Plätze, die jetzt meist verbaut sind, den Mohammedanern alle erdenklichen Hindernisse in den Weg legen, um zu ihrer Moschee zu gelangen.

Im Inan Kup beim Bisheshwar Tempel soll Shiwa sich nach Angabe der Brahmanen aufhalten. Nahebei ist auch der Shrine of Sanichar, ferner der Tempel des Annapurna und der Tempel des Sakshi Vinayak u. a. m., jedoch ohne besonderen Wert. Der kleine Nepalese-Tempel hart am Ufer des Ganges ist mit indezenten Steinbildwerken ausgestattet; er wird von Frauen aufgesucht, denen Nachkommenschaft versagt war, was nach Hindubegriffen schmachvoll ist, so daß solche Frauen verachtet werden.

Das größte Interesse in Benares bietet eine Fahrt auf dem Ganges in Booten, hart am Ufer entlang. Hier entwickelt sich das Volksleben, und hier strömen die Tausende und Hunderttausende von hindostanischen Pilgern zusammen (so wie in Mekka die Mohammedaner), um im heiligen Ganges zu baden, von dem heiligen Wasser zu trinken und einen Krug davon mit heim ins Haus zu bringen, wo dieses Wasser das vertritt, was in der katholischen Religion das Weihwasser bedeutet oder versinnbildlicht. Ist dort das Wasser des Jordan besonders geheiligt, so hier das Wasser des Ganges, aber nur das an der kurzen Uferstrecke unterhalb des Goldenen und der anderen Tempel, denn jenseits, am rechten Ufer geschöpft, oder weiter stromaufwärts oder stromabwärts, ist es nicht mehr dasselbe. Just nur an dieser kurzen Uferstrecke wird dem Wasser heilige Kraft beigemessen.

Hier zu sterben, dann sofort den toten Leib in den Ganges, da wo er am heiligsten ist, legen und noch triefend vom geheiligten Wasser auf dem Holzstoße verbrennen zu lassen, das bringt dem Hindu das, was wir als die „Seligkeit", als das „ewige Leben" bezeichnen. Deswegen sehen wir auch hier eine ganze Anzahl größerer und kleinerer Paläste, die noch bewohnbar sind, den verschiedenen Hindu-Rajahs und -Maharajahs gehören und von

ihren Besitzern bezogen werden, wenn infolge hohen Alters oder Krankheit der Tod voraussichtlich nahe bevorsteht.

Da nun aber der gewaltige und mächtige Ganges eine ungeheure Wassermenge aus den Firn- und Gletscherfeldern des Himálaya hinabwälzt zum Indischen Ozean bezw in den Golf von Bengalen, und je nach der Jahreszeit der Wasserstand ganz erhebliche Niveauunterschiede aufweist, unterliegen die sandigen, lehmigen Uferränder auch sehr großen Veränderungen, besonders bei den oft hier eintretenden schweren, alles niederreißenden Hochfluten, die derartig zerstörend wirken, daß manchenorts kurze Uferstrecken abgeschwemmt werden, wodurch die unterwaschenen Fundamente der stattlichen Steinbauten dem Drucke nachgeben und entweder die Baulichkeiten total zugrunde gehen, um als Ruinen neben anderen minder hergenommenen aufzuragen, oder doch so bedenkliche Risse zeigen, daß bei neuerlichem Ansturme der Hochflut auch ihnen ein gleiches Schicksal droht. In der Tat sehen wir einen großartigen, aus massiven Quadersteinen aufgebauten Palast wenig oberhalb des Wasserspiegels in Trümmer liegen; noch vor seiner Vollendung hatte der Ganges den Rajahpalast zur Ruine verwandelt.

Da die Uferböschung auf dem heiligen linken Uferrande eine ziemlich steile ist, sind längs der ganzen Stadt vom westlichen bis zum östlichen Ende sozusagen Sockel von Granitstufen errichtet, die treppenartig bis fast zum Grunde des Flusses hinabführen. Vom Wasser aus gesehen erscheint Benares dadurch, als wäre es auf diesem Riesenpostament aufgebaut. Diese in langer Reihe sich fortsetzenden, hochhinaufführenden Steinstiegen, die sogenannten „Ghâts", deren es nicht weniger als 47 gibt — woraus die ungeheure Länge ersichtlich ist — dienen dazu, die Gläubigen hinab in die Fluten des heiligen Flusses zu bringen, und jeder Hindu, der in Benares lebt, und die Tausende und Abertausende von Pilgern, die tagtäglich in der heiligsten Stadt ein- und ausgehen, lassen keinen Tag verstreichen, an dem sie nicht die Granitstufen hinabgestiegen wären, um sich dreimal, den Blick auf die Sonne gerichtet, tief zu verneigen und dann in die Fluten des heiligen Flusses zu steigen und zu trinken von dem Heil und Segen spendenden Wasser.

An den Vormittagen sind die Ghâts meist von Kaufleuten und Händlern besetzt, die dort ihren Geschäften obliegen, die Barken mit Blumen, Obst, Grünfutter für die heiligen Kühe und allerlei anderen Handelsobjekten entladen und wieder beladen und ihre Waren feilbieten. In den Nachmittagsstunden und vornehmlich gegen Sonnenuntergang ändert sich das Bild vollständig; dann bevölkern sich die Ghâts mit Tausenden von Gläubigen, dann

gibt es keinen Handel mehr, die Seelen verlieren sich im Strome der Unendlichkeit; aller Gedanken fliegen aufwärts, dem Sonnenlichte zu, sie suchen und tasten nach der urgewaltigen, nie zu versinnlichenden, weltenschaffenden, weltenerhaltenden, weltenzerstörenden, alles überragenden, ewigen Gottheit.

Hier im Glanze der untergehenden Sonne lösen sich die Gedanken der Gläubigen von den Götzenbildern ihrer Tempel; sie schwingen sich höher, sie suchen die Urkraft, von der auch ihren Göttern im Tempel nur ein Bruchteil zu eigen ist.

Wenn wir unbefangen, ohne Vorurteil und Eigendünkel diese Gläubigen hier betrachten, dann muß man staunen über die Vertiefung der religiösen Wesenheit in den Gemütern dieser kindlich einfältigen Bekenner des Brahmanismus.

Weltentrückt! Von der Materie losgelöst in einem Grade, der der hochzivilisierten weißen Rasse entweder nie zu eigen war oder abhanden gekommen ist, sehen wir hier die Tausende, jung und alt, Männer, Frauen und Jungfrauen nur in der Anbetung versunken; was um sie herum vorgeht, berührt sie nicht, und unreine Gedanken hier an dem Heiligtum wären Frevel schwerster Art nach ihrem Glauben.

Wenn die heiligen Stunden Brahmas, das ist Sonnenaufgang und -untergang, gekommen sind, steigen gemessenen Schrittes auf allen Treppen zahllose, in leichte schleierartige, faltige Gewänder gehüllte Brahmanenpriester zum Fluß hinab, ihren priesterlichen Verrichtungen und Pflichten gerecht zu werden, Waschungen vorzunehmen und vom heiligen Wasser zu trinken. Danach begeben sie sich auf einen von den Tausenden, an den Stufen zunächst des Wasserspiegels angebrachten kleinen Bambussitzen, über welche ein Schirm aus Mattengeflecht gespannt ist, und bald sind alle diese schmalen Sitze von Priestern und Träumern besetzt. Und um diese Priester, sowie bei den zahllosen, hier überall an den Stufen verteilten winzigen Tempelchen, auf granitenem festen Postamente, mit Göttern aus Stein gemeißelt, sammeln sich die Hunderte und Tausende von andächtigen Gläubigen zu ernster Andacht und Anbetung. Unausgesetzt kommen und gehen jetzt die Gläubigen, verrichten Andacht vor den Priestern, bringen Opfer, steigen dann die Stufen hinab und legen weitere Opfergaben, meist Blumen und Girlanden, auf dem Wasserspiegel nieder, so daß oft der halbe Fluß davon bedeckt ist und einem Blumenbeete gleichend abwärts treibt.

Auf anderen solchen Bambussitzen, aber ohne Schirm, sehen wir Fakire, über und über mit Asche und Staub bestreut. Der zum Skelett abgemagerte,

splitternackte Körper ist von einer grauen Staubkruste überzogen, selbst das Gesicht und das lange nie gekämmte Haupthaar sind grau von Asche. Hohläugig stiert der Blick in die blendende Sonne, oft stundenlang, ohne eine Bewegung zu machen. Manche der Fakire hocken oder liegen auf Brettern, die mit zentimeterlangen eisernen, spitzen Nägeln über und über gespickt sind. Kein Schmerzenslaut entringt sich den Verzückten. Weltentrückt! Der Materie abgestorben! Nur dem Gedanken des Jenseits lebend!

Für eine kurze gegebene Zeit dem Irdischen entrückt, dem hehren Übermenschlichen, dem Jenseits zugewendet, schreitet dort auch das braune Hindumädchen langsamen, gemessenen Schrittes die steinernen Stufen hinab. In welch wunderbarem, berückendem Ebenmaße gebaut! Der Glanz der glutroten Abendsonne verleiht der mattbraunen, bronzeartigen, vollendet geformten Büste einen eigenen sammetartigen Schimmer. Die Inderin neigt sich wiederholt tief, ihre großen kindlich milden, schwarzen Augen der Sonne zugewandt. Dann steigt sie langsam ein paar Stufen im Wasser hinab, schöpft in der Hand das Naß des heiligen Flusses und schlürft es andächtig. Sie erhebt Haupt und Körper wieder, nicht achtend, daß der um die Hüften geschlungene Schal aus zartem Gewebe genäßt sich fest um ihren Körper schmiegt, ihre klassischen Formen dem Auge der Profanen preisgebend.

Ihre Gedanken haben hier mit profanen Dingen nichts gemein, ihrer Seele liegt das Profane jetzt weltenfern. Und allen den Hunderten, die hier wie sie der gleichen andächtigen Verrichtung obliegen, sind Gedanken unreinen Wesens so weltenfern, wie es ihr die paar Weißen sind, die in den Barken dort vielleicht mit neugierigem Auge ihrer Gebarung folgen. Um dieser Fremden willen werden die Hindus die ihnen gebotenen heiligen Handlungen nicht unterlassen.

Wir fahren mit unserer Barke ein wenig weiter und legen vor dem Totenplatze mit den Scheiterhaufen an.

Wenige Schritte entfernt war soeben am Ufer eine Leiche hingelegt worden, die Füße im Wasser, der Oberkörper auf dem Rücken liegend außer dem Wasser. So bleibt die Leiche eine geraume Zeit liegen, währenddem ein Scheiterhaufen errichtet wird. Inzwischen kamen am Ghât hinab noch zwei andere Züge, auch diese legten die Leichen, männliche oder weibliche gleichviel, in gleicher Weise neben die bereits daliegende. Die Angehörigen, die das notwendige Holz selbst mitbringen, bleiben etwas oberhalb zurück. Traurigkeit und Anteilnahme bemerkt man kaum, hier hat nur die Seele ihren Wert, nicht ihre Gestaltung; ist jene entflohen in das Jenseits, dann

ist sie dort vereint mit der allgewaltigen Kraft, gleichviel in welcher Wesenheit; die irdischen Reste werden sofort nach dem Tode dem heiligen Strome überwiesen.

Der eine Scheiterhaufen ist fertig, an zwei anderen wird gebaut. Sechs Männer der untersten Kaste holen den auf eine Art Tragbahre aus Bambusstecken gebundenen Leichnam aus dem Fluß; einer der Träger schöpft mit der Hand Wasser und flößt es dem Verstorbenen als letzte Zehrung in den Mund, dann wird die Leiche auf den Scheiterhaufen gelegt, dieser angezündet und der Verbrennungsprozeß abgewartet. Ist dieser beendet, wird die Asche dem heiligen Wasser des Ganges überantwortet, auf daß der Leib im Weltenmeere vergehe, derweilen die Seele aufsteigt, um in der allumfassenden Weltenseele aufzugehen.

Diese Prozedur der letzten Waschung im Ganges und des Verbrennens ist jeder pietätvollen Totenverehrung bar; der Körper ohne Seele ist den die Materie verachtenden, tiefdenkenden, scharfsinnigen Brahmanen-Theosophen eben ein Nichts!

Wer einmal des Kennenlernens wegen oder vielleicht aus purer Neugierde dem Vorgange zugeschaut, wird kaum Verlangen nach einem zweiten Male tragen. Von den zwei mit Fremden besetzten Barken, die außer uns gleichzeitig am Ghát anlegten, verließ die eine den Schauplatz schon sehr bald — es wurde einer Dame unwohl von dem grausigen Anblick; die zweite Barke folgte auch noch vor vollendeter Verbrennung.

Aber das Widerwärtige dieses Anblicks ist doch nichts im Vergleiche mit dem, daß in unmittelbarer Nähe der mit halbem Leibe im Wasser liegenden Leichen, dort wo zahllose Andächtige ihre Waschungen vollführen und ihre vielleicht von ansteckenden, ekelerregenden Krankheiten behafteten Leiber im heiligen Gangeswasser baden, ebenso zahlreiche andere Gläubige das heilige Wasser trinken, es in Gefäße schöpfen und es heimwärts bringen, oft auf Hunderte von Meilen Entfernung, um während der Dauer eines ganzen Jahres an besonderen festlichen Tagen mit allen Gliedern ihrer Familie davon sich die Lippen zu netzen.

Ist es da ein Wunder, daß Pest und Cholera jahraus jahrein Tausende von Opfern fordern!

Aber wenn man diesen grauenvollen Gedanken zu bannen vermag, dann ist der Eindruck, den das farbenreiche Bild des im Mittelpunkte der über ganz Asien verteilten brahmanischen Religionskulte stehenden Benares am heiligen Ganges auf den Beschauer macht, ein ergreifender. Wir stehen in-

mitten einer fremden Welt, wir sehen ein Volk hier an den Stufen, die zum heiligen Flusse geleiten, dessen Geistesleben sich in einem anderen abgeschlossenen Kreise bewegt, ein Volk, das ein Leben für sich lebt, neben dem unsrigen und doch abgeschieden von dem unsrigen, ein Volk, das jede Berührung mit uns meidet, soweit möglich, denn wir sind ihnen „unrein"; und dabei steht dieses Volk auf dem Standpunkte, daß in dem Augenblick, in dem die Seele sich von der verachteten Materie trennt, alle Seelen, die ihrige wie die unsere, aus der „unreinen" Materie tretend, in der großen Weltseele zusammenfließen!

Aber solange unsere geistigen Individualitäten noch nicht im Weltall verschmolzen sind, oder richtiger noch nicht als Atome der Weltkraft sich dem Ganzen geeint haben, solange wir nebeneinander bestehen und wir für jene die „unreinen" Ungläubigen sind und jene für uns die „Unerlösten", tief unter unserem geistigen Niveau sich bewegenden, der Verdammnis anheimgefallenen Götzendiener, so lange möge es keiner von uns „Auserlesenen", dem es beschieden wurde, einzudringen in das mystische Wunderland Indien, verabsäumen, beim Untergehen der Sonne, von den Fluten des heiligen Stromes aus, hinüber auf die Tausende der Gläubigen und hinauf zu der heiligen Stadt mit den von goldenen Kuppeln gekrönten Tempeln, den baufälligen alten Palästen, zu schauen. Wenn dann noch der Mond endlich sein fahles Silberlicht über diese eigengeartete Welt ergießt, dann haben wir ein Bild aus einer uns fremden Welt, aus tausend und einer Nacht geschaut.

Bevor wir Abschied von der heiligen Stadt der Brahmanen, dem vielbepilgerten Benares, nehmen, wollen wir noch einem Heiligen, einem Yoghi, einen kurzen Besuch abstatten. Wir werden auf das freundlichste und zuvorkommendste von demselben, einem noch verhältnismäßig jungen Manne, in hellorangerotem Gewande, in seiner einsiedlerischen Behausung empfangen und unterhalten uns mit ihm durch Vermittlung unseres den Dolmetsch vertretenden Führers. Er teilt uns mit, daß sein Vorgänger, mit dem er schon viele Jahre als dessen Jünger gelebt habe, unlängst verstorben sei, und daß dessen irdische Überreste in einer irdenen Truhe dem heiligen Ganges übergeben seien, denn die Yoghis, die als Heilige gelebt, bedürfen des läuternden Feuers nicht. Sein hochbetagter Vorgänger, so teilt er uns mit, sei ein großer und reicher Rajah gewesen, der alles verlassen, als Asket durch viele Jahrzehnte in Dürftigkeit gelebt und dem Studium der Lehren des Sanskrit und ebenso der modernen Philosophie der Abendländer und der

Theosophie obgelegen habe. Zum Abschiede überreichte der Yoghi uns eine kleine Druckschrift, in der auch die Namen aller der fremden Besucher aufgeführt erscheinen. Wie unser Führer uns schon mitgeteilt, durften wir ihm nur unseren Dank ausdrücken; jede Gabe würde ihn verletzt haben.

Nicht weit von hier liegt der sogenannte Affentempel, den wir dann noch aufsuchten und der nur die Besonderheit aufweist, daß dort im Tempelgarten eine erhebliche Anzahl großer und kleiner Affen ihr oft tolles Wesen treibt; um eines gastfreundlichen Empfanges sich zu versichern, kauft man den Tieren bei Händlern vor dem Tempel recht reichlich Futter.

Kalkutta.

Nach 15—16stündiger Eisenbahnfahrt von Benares entsteigen wir in Howrah dem Coupé. Zu Wagen fahren wir über die Hooglibrücke, welche die breite Wasserfläche des Hoogli, die westlichste von den zahlreichen Gangesmündungen, überspannt. Die östlichste und Hauptmündung ist 300, sage dreihundert, Kilometer entfernt. Jenseits, östlich der Brücke, befinden wir uns in Kalkutta, der Hauptstadt Britisch-Indiens und dem Sitz des Vizekönigs (Vice-Roy).

Kalkutta, mit $1^1/_2$ Millionen Einwohnern, ist auch die größte Stadt und das bedeutendste Handelsemporium in Britisch-Indien. Trotzdem die Stadt über hundert Kilometer vom Bengalischen Meerbusen entfernt liegt, können dennoch die größten Handelsschiffe durch den an den schmalsten Stellen noch immer ca. $^1/_3$ Kilometer breiten Hoogliarm ohne Anstand bis Kalkutta-Howrah gelangen.

Stadt und Umgebung entbehren jedes besonderen Reizes; der südliche Teil ist zumeist modern, abendländisch, doch trifft man auch da Häuser europäischer Bauart unmittelbar anstoßend an dürftige indische Häuschen, so daß mit Ausnahme von ein paar Straßen das Ansehen der Stadt nichts weniger als schön oder an-

Badeplatz in Kalkutta.

mutig ist. Auch die Eingeborenenstadt hat viel zu viel Einschlag von Fremdländischem, um auch nur annähernd einen Vergleich mit den Orten im Innern des Landes aushalten zu können. An Altertümern finden wir nur ganz spärliche Reste, Hindutempel untergeordneten Ranges, mohammedanische Bauten verschwindend, denn die Moslems haben hier nie festen Fuß gefaßt, sohin keines ihrer grandiosen Bauwerke hier schaffen können.

Auf Photographien sahen wir einen originellen, zum Besuche verleiten-

Banyanbaum in Kalkutta.

den hindostanischen Bau mit Tempel; wir fahren hin und finden ein allerdings bizarres Bauwerk, aber elendester Bauart, alles Flitter, Tand, Talmi, buntes Glas, kurz größte Enttäuschung, aber wir haben ihn in Wirklichkeit gesehen, den famosen „Jaintempel", den man aber nur in der Abbildung sehen sollte.

Der sehr stattliche Gouvernementspalast, wo der englische Vice-Roy residiert, steht in einem prächtigen Garten.

Sehr sehenswert ist der auf der Howrahseite, ziemlich weit von der Stadt gelegene entzückende, große königliche botanische Garten. Eine der herrlichsten

Parkanlagen, die man finden kann, mit prachtvollen tropischen Bäumen, Sträuchern, Pflanzen, reizenden Blumenparketts, saftig grünen, wohlgepflegten Wiesenflächen, dabei reichlich Wasserbassins, Kanäle, Teiche. Unter vielem anderen finden wir hier den wohl größten bekannten Banyanbaum (Ficus indica), der einen Umfang von ungefähr 300 Metern einnimmt. Der Banyanstamm verzweigt sich in ungefähr 2—3 Meter Höhe und entsendet dann seine Seitenäste in ganz horizontaler Lage nach verschiedenen Himmelsrichtungen; einige Meter vom Stamm ab ziehen von diesen Seitenästen anfangs ganz dünne, rutenartige Zweige abwärts, die so schwach und biegsam sind, daß sie vom Winde hin und her geschaukelt werden; sobald diese dünnen rutenartigen, einer Gerte ähnlichen, zum Boden herabhängenden Zweige den Erdboden berühren, fassen sie Wurzel, derart, daß sie nun auch Nahrung direkt vom Boden ziehen, sich dadurch verstärken und verdicken, und den Zweig, von dem sie herabzogen, nun nicht bloß stützen, sondern ihm später, wenn sie selbst baumartig sich entwickelt haben, auch Nahrung zuführen. Nun erneuert sich dieser Vorgang: der vom Ur- oder Hauptstamm horizontal abgesendete Zweig zieht wiederum horizontal weiter, sendet wieder dünne Absenker zum Boden, und so immer weiter in gleicher Weise.

Da diese Verästelung und Verzweigung, neue Verwurzelung und frische Stammbildung nach allen Himmelsrichtungen vor sich geht, so nehmen solche Banyanbäume, die immer nur aus einem Urstamme hervorgehen, der selbst oft gar nicht beträchtlich stärker im Stamme ist als seine Absenker oder Nebenstämme, endlich einen sehr ansehnlichen Umfang ein, vorausgesetzt, daß man ihnen etwas Pflege in der Weise zuteil werden läßt, daß die herabsinkenden Triebe ungehindert im Erdreich wieder Wurzeln fassen können. Der Banyanbaum im botanischen Garten in Kalkutta nimmt, wie bereits erwähnt, eine Fläche von ca. 300 Metern (1000 englische Fuß) im Umfange ein, und wenn man unter diesem einen Baume lustwandelt, könnte man glauben, in einem kleinen Gehölz von Stämmen gleicher Art sich zu bewegen.

Nahe bei der sogenannten Esplanade oder „Maidan", ein riesiger nach West und Süd offener Platz am englischen Viertel nächst dem Gouvernementspalast, an dessen Ostseite sich auch die Hotels und andere moderne Bauten vorfinden, liegt auch der „Eden-Garten", der, wenn auch viel kleiner als der botanische Park, so doch auch ganz hübsch und dabei sehr günstig gelegen ist. Im Süden des „Maidan" finden wir wieder einen sehr sehenswerten großen und schönen zoologischen Garten, allwo wir, wie schon in Jeypore, wiederum

Prachtexemplare von wilden Tieren, ganz besonders auch imponierende bengalische Tiger sehen.

Über die krasse Mangelhaftigkeit der Hotels in dieser größten und besuchtesten Stadt Britisch-Indiens haben wir schon in Bombay gesprochen, daher hier nur zu erwähnen wäre, daß wir froh waren, nach ein paar Tagen unsere Koffer aus dem sogenannten besten Hotel ins Hotel Continental schaffen zu können, um dann die Reise nach Darjeeling, zu den Gipfeln des Himalaya (spr. Himálaya) anzutreten.

Himalaya mit Mount Everest.

5. Am Fuſse des Himalaya.

Das höchſte Gebirge unſerer Erde, das Hochgebirge des Himalaya, erſtreckt ſich in einer Länge von mehr als 2500 Kilometer vom Indus oder beſſer von der Grenze von Kaſchmir und Afghaniſtan im Nordweſten bis zum Einlauf des Sang-po (Dihong) in den Brahmaputra nächſt den Grenzen von Tibet, Indien und Birma im Südoſten. Von dieſem letzteren Punkte ſteigt dieſe ungeheure Gebirgskette nach Weſten hinan und erreicht nach 800 bis 900 Kilometern den Kulminationspunkt, den Mount Everest, 8840 Meter (29 000 engliſche Fuß). Unmittelbar neben dieſem ſoll nach neueſten Forſchungen der Gipfel des Gauriſankar aufragen, der bisher als identiſch mit dem gemeſſenen Mount Everest gehalten wurde, in allerneueſter Zeit aber als ſelbſtändiger Berg neben erſterem, gegen Tibet vorgeſchoben, hingeſtellt wurde. Die Höhe desſelben wäre nun erſt zu ermitteln, was nicht gar leicht iſt, da dieſe ganze Zentralgruppe an der Grenze von Nepal und Tibet gelegen iſt, welche beide Länder von Fremden nicht betreten werden dürfen. Im äußerſten Nordweſten des Himalayagebirgszuges, in Kaſchmir, welcher Staat unter britiſcher Oberhoheit ſteht, ſtoßen wir auf den zweithöchſten Gipfel (vorausgeſetzt, daß der Gauriſankar, deſſen Höhe noch ungemeſſen iſt, ihn nicht überragt), nämlich den 8619 Meter hohen K 2 oder Dapſang, jetzt Mount Godwin Auſten

genannt. Dieser und die dort gelegenen anderen Hochgipfel, die, weil im britischen Territorium situiert, zugänglich sind, werden in neuester Zeit vielfach von Alpinisten bestürmt, doch ist es trotz energischster Anstrengung, selbst den erprobtesten europäischen Hochtouristen, darunter auch Führerlosen, noch nicht gelungen, einen der gewaltigen höchsten Hochgipfel zu ersteigen.

Ungefähr 130 Kilometer (80 englische Meilen Luftlinie) östlich von der Gruppe des kulminierenden Mount Everest erhebt sich eine gewaltige Gruppe mit einer großen Anzahl von Hochgipfeln allerersten Ranges, die im Kinchinjanga, 8582 Meter (28 156 englische Fuß) ihren höchsten Vertreter finden. Diese Gruppe begrenzt im Norden den kleinen Freistaat Sikkim, dessen Fürst auch den Engländern tributär ist; sohin wäre der Besuch dieser Berge möglich, ist aber dennoch mit viel Schwierigkeiten verbunden, weil die nördliche Abdachung der ganzen Gruppe in das unzugängliche Tibet fällt, während die Westseite, auch jene des Kinchinjanga selbst, zu Nepal, die Ostseite zu Bhotan gehört, beides Staaten, zu denen der Zutritt, ganz besonders was Nepal betrifft, streng verpönt ist und wo ein Überschreiten des Verbotes leicht in Lebensgefahr bringt.

Es ist infolgedessen selbst hier noch kein Hochgipfel erstiegen. Der bestbekannte englische Hochalpinist Mr. Douglas W. Freshfield hat vor einigen Jahren mit einer Expedition, die an die hundert Mann betrug, eine Rundtour um die Gruppe, ohne Gipfelersteigung, die gar nicht geplant war, nur mit Überschreitung zahlreicher vereister Hochpässe, durchgeführt und dazu, von Darjeeling ausgehend und dahin zurückkehrend, beiläufig sieben Wochen benötigt. Dies gibt einen Maßstab für die enormen Schwierigkeiten, die bergsteigerischen Absichten hier in diesen unermeßlichen Firn- und Eisregionen entgegenstehen.

Ich glaubte diese kurzen erläuternden Daten hier vorausschicken zu sollen, zu richtigem Verständnis dieser größten und gewaltigsten Hochgebirgskette unserer Erde und auch zugleich, um es verständlich zu machen, daß es für denjenigen, der eine Bereisung der asiatischen Länder und Staaten unternommen hat, gänzlich ausgeschlossen ist, so nebenbei einen oder den anderen Gipfel oder wenigstens ein paar vergletscherte Pässe mit zu ersteigen bezw. zu überschreiten. Nur um den Fuß auf das erste Gletschereis zu setzen, benötigt man in Sikkim wie in Kaschmir von der letzten Ortschaft und Station mindestens zwei Wochen, wobei natürlich alles, Zelte wie Proviant, mitgeführt werden muß, und dann steht man erst an dem Punkte, wo die Schwierigkeiten sich einstellen, wo die Hindernisse sich im wahren Sinne des Wortes berghoch auftürmen.

Dazu tritt noch eine recht fatale Erschwernis. Infolge des tropischen Klimas am Südfuße des Himalaya und der üppigen Vegetation daselbst ist die Ausdünstung eine sehr intensive, und wenn diese im Tale oft nur mäßigen Nebel in die höheren kalten Luftschichten aufsteigen, verdichten sie sich zu dicken Wolken, die jede Orientierung unmöglich machen, jedes Vor- oder Rückwärtsschreiten in den gefahrdrohenden, unwegsamen Firn- und Gletscherregionen fast zur Unmöglichkeit gestalten. Und diese dichten Nebelschichten lagern sich oft wochen-, sage wochenlang um die Gipfel, verhüllen dieselben, ohne auch nur auf eine Stunde den An- und Ausblick freizugeben.

Nur derjenige, der eine von langer Hand vorbereitete Expedition ausgerüstet hat, der bewährte, bergkundige Begleiter und Führer von Europa mitgebracht hat, da solche in Indien nicht zu finden sind, weil die Inder Schnee und Eis meiden und nur durch reichliche Entlohnung zur Begleitung zu bewegen sind, kann den Versuch unternehmen, einzudringen in das gewaltige, hehre Reich der stolzen Gipfel, der mächtigen, wilden Gletscherbrüche, der blinkenden Firnen, der mit Eispanzer gewappneten Felsenburgen, der zu schwindelnden Höhen hinansteigenden schneidigen Grate.

So sehr es auch uns beide, meine Frau wie mich, als bergkundige Hochtouristen hinzog zu den hohen Gipfeln, die sich dort im Norden, jetzt unserem Auge noch nicht sichtbar, aufbauten, war an ein solches Unternehmen doch anläßlich einer Weltreise nicht zu denken; es war auch gar nie von uns in Aussicht genommen worden.

Von den höchsten Gipfeln, von den gefürchtetsten Eiszinnen, von den schneidigsten, mit furchtbaren, prallen Wänden umgürteten Fels- und Dolomittürmen im ganzen Bereiche unserer europäischen Alpen hatten wir unzählige Male in guten wie in schweren Tagen, bei Sturm und glänzendem Sonnenscheine hinüber und hinab ins Zauberland der Berge und der Täler geschaut! Heiße Sehnsucht erfüllte uns nun hier, so nahe der gewaltigsten Bergwelt, die Gipfel und die Firnen und die Gletscher zu sehen — ja, wenigstens zu sehen, anzustaunen, zu bewundern. Aber werden wir so bevorzugt sein, sie auch zu schauen, werden die hehren Gipfel sich nicht verschleiern, wenn wir in ihre Sehweite gelangt sein werden?

Seit wir in Indien weilten, hatten wir Woche für Woche unausgesetzt Sonnenschein mit wolkenlosem Himmel. Auch in Kalkutta noch das herrlichste Wetter. Aber Reisende, die von Darjeeling herabkamen, teilten uns mit, daß sie vergeblich tagelang gewartet hätten. Die Berge lägen im Nebel, nicht ein einziger freier Blick sei ihnen vergönnt gewesen; ohne die Firn-

gipfel, die schon mehrere Wochen verhüllt gewesen sein sollen, nur gesehen zu haben, seien sie abgereist, da ihr Schiff an einem der nächsten Tage abfahren werde. Würde es auch uns so ergehen?

Nur Mut und Vertrauen! Lag der Nebel schon so lange droben auf den Bergen, so war ja Aussicht, daß endlich Wandel würde.

Und mit dieser Hoffnung verließen wir am 9. Januar nachmittags 4 Uhr Kalkutta, um hinauf nach Darjeeling zu fahren. Es ist dies eine im Sommer von englischen Familien viel besuchte Gebirgsstation auf den südlichen Ausläufern des Himalaya, 2000—2200 Meter hoch und hart an der Grenze der Provinz Bengal und des Freistaates Sikkim gelegen.

Trotz des unausgesetzt sonnenhellen Wetters während unserer fünfwöchigen Tour durch Indien hatten wir doch von großer Hitze nicht zu leiden gehabt. Die Tage waren natürlich heiß, aber stets erträglich, früh und abends jedoch war man, in Nordindien wenigstens, zumeist genötigt gewesen, einen leichten Sommerüberzieher anzutun, und erst in Kalkutta, das freilich seiner unausstehlichen Hitze wegen übel beleumundet ist, waren wir wieder in tropische Gluthitze geraten. Das Thermometer zeigte 36—37° C. Eine angenehme Auffrischung in Darjeeling war sohin höchst erwünscht, und sie stellte sich auch prompt dortselbst ein, fast über Wunsch und Erwarten; denn auf 5—7° C unter Null nachts waren wir allerdings nicht gefaßt gewesen, und ebensowenig darauf, daß wir genötigt sein würden, früh und abends ein tüchtiges Kaminfeuer in unserem Schlafzimmer anzünden zu lassen, denn Fenster und Türen in den Hotels in Darjeeling schließen so mangelhaft, daß Außen- und Innentemperatur nicht allzusehr variieren. Freilich tagsüber, wenn die blinkende Sonne ihre heißen Strahlen auf die gottbegnadete herrliche Gebirgswelt, auf Berg und Tal, auf die glitzernden Eis- und Firndome herabsandte, da war auch dort oben die ozonreiche Hochgebirgsluft wohlig warm und kostbar stärkend. Jedoch bevor wir davon sprechen, sollten wir wohl zuvörderst die Reise in jene unvergleichlich großartige und erhabene Bergregion schildern.

Wir verließen Kalkutta und fuhren nordwärts; bald nachdem wir die poesielose, nüchterne Großstadt im Rücken hatten, gelangten wir in reizendes Gelände und durchfuhren hier, im Gegensatz zum Tieflande Indiens, wo wir zumeist gut bebautes Kulturland durchmaßen, große Strecken prächtigen Palmenwaldes, dichter Dschungeln.

Nach ungefähr 3—$3^1/_2$stündiger Fahrt (192 Kilometer von Kalkutta) erreichten wir den Ganges, wo wir den Zug verlassen mußten, um auf

bereitstehendem kleinen Flußdampfer auf das linke Ufer überzusetzen. Eine Eisenbahnbrücke hier über den gewaltigen Strom zu legen, ist, nicht sowohl der außerordentlichen Breite des Stromes wegen, als vielmehr infolge der fast jährlich bei der Hochflut des reißenden Ganges sich einstellenden Veränderungen des Flußlaufes und der Ufergelände unausführbar. Um eine Vorstellung von der Breite des Flusses zu geben, sei bemerkt, daß auf dem Dampfer das Souper serviert wird, und daß genügend Zeit dazu gegeben ist, denn wir landen, den Fluß querend, am jenseitigen Ufer erst nach ca. 25 Minuten Fahrt. Tatsächlich sieht man von einem Ufer zum anderen, beide sind freilich flach, nur die schwachen, verschwommenen Umrisse des Uferrandes. Da es während unserer Überfahrt zu dunkeln begonnen hatte, markierte sich das jenseitige Ufer eigentlich nur durch schwachen Schein einiger Lichter drüben.

Am linken Ufer auf der Station Sara-Ghat stand ein Zug bereit. Die Plätze für die Nachtfahrt waren telegraphisch schon von Kalkutta aus bestellt, wir suchten und fanden die Zettel mit unserem Namen am Coupé und ließen uns häuslich in demselben nieder.

Am folgenden Morgen trafen wir zeitig früh in Silliguri ein, wo wir den Zug wieder verließen, um auf eine schmalspurige Bergbahn mit Adhäsionsbetrieb über- und in kleine, offene, stellwagenartige Waggons einzusteigen. Es war empfindlich kalt, und schleunigst wurden die Decken, die wegen der Nachtfahrt ohnehin mitgeführt worden waren, wieder herausgeholt, dann ging es in dem bergigen Lande aufwärts.

Die Bahntrace beschreibt keine Kurven, durchbricht auch Terrainhindernisse selten in Tunnels, sie zieht in langen Zickzacklinien an den Berghängen aufwärts, derart, daß abwechselnd die Lokomotive vorne den Zug zieht, um dann beim nächsten spitzen Winkel der Zickzacktrace den Zug nun von rückwärts hinanzuschieben, und so mit Grazie weiter.

Wir durchmessen hier, besonders anfangs, wieder prächtige dichte Dschungeln, und da hier die Gegend nur sehr schwach bevölkert ist, darf man wohl annehmen, daß mancher mächtige Tiger, manches andere wilde Raubtier in diesen undurchdringlichen Dickichten sichere Schlupfwinkel findet. Wir sind hier in Bengalen, und unter allen Tigergattungen steht ja der bengalische Königstiger obenan; hier kann es wohl auch mal vorkommen, daß eine dieser beutelustigen Bestien sich in Sicht und Nähe des Eisenbahnzuges zeigt.

Einen wahrhaft romantischen Anstrich bot unsere spätere Rückfahrt von Darjeeling. Es dunkelte damals bereits, als wir von oben herabkommend in diese Strecke der dichten Dschungeln einfuhren. Vorn an der Lokomotive

waren statt der sonst üblichen zwei roten Laternen zwei hell lodernde Fackeln eingesetzt, die mit magischem Scheine den schmalen Bahneinschnitt und Durchschlag im hochstämmigen Palmenwalde beleuchteten.

Mit erstaunlicher Schnelligkeit senkt sich hier die finstere Nacht über das Land, und gar erst im dichten Tropenwalde, wo die breiten Palmenblätter, vereint mit anderen dichten Blätterschmuck tragenden Wipfeln der Laubhölzer, sich zu geschlossenen Domkuppeln zusammenschließen, während unten an den Wurzeln Riesenfarne, Sträucher, Kakteen und andere üppigwuchernde Blattpflanzen sich zu schier undurchdringlichem Dickicht einen, Lianen und Schmarotzer sich fast an jedem Stamme bis hoch gegen den Wipfel hinanschlingen.

Es ist fürwahr eine phantastische Fahrt! Wir sitzen in niedrigen, nach allen Seiten offenen, nur mit Dach versehenen kleinen Bergwägelchen und durchmessen die dichten Dschungeln bei stockfinsterer Nacht im Scheine nur zweier Fackeln. Ringsum das mystische, unermeßliche Dickicht, die Ruhe der rabenschwarzen Nacht, der grelle Fackelschein, dessen rotflackerndes Licht, in Sturmeseile weiter getrieben, nur einen Augenblick blitzartig die Konturen der Waldlisiere in Erscheinung treten läßt, dann das Pusten und Stöhnen der Lokomotive in ihrem rasenden Laufe, und endlich der sich immer wieder aufdrängende Gedanke: „Was birgt sich dort in dem mächtigen, von keinem Fuße betretenen Reiche, wo der Tiger der König und Herrscher ist?" Dies alles beschäftigt unsere Phantasie in so reichem Maße, daß die paar Stunden, die diese Fahrt bei anbrechender Nacht in Anspruch nimmt, scheinbar gar schnell verrinnen. In Silliguri dann besteigen wir wieder die Waggons der normalspurigen Bahn.

Jedoch dies Bild war nur im voraus herbeigezogen, wir sind noch lange nicht auf der Rückfahrt, wir haben zuvor noch Gewaltiges und Großartiges zu schauen, wir sind noch im Aufstiege zum Postamente, zu dem langgestreckten unermeßlichen Sockel, von dem aus sich die gewaltigsten Firndome der Welt aufrichten, von dem aus die zum Himmel ragenden Riesenfelsgipfel aufsteigen, um — so will es uns scheinen — ihren Scheitel im Himmelsäther zu baden!

Werden wir sie schauen, diese langersehnten Bergesgipfel? Daß hier tief unten heller, blinkender Sonnenschein die prächtige Landschaft beleuchtet, gibt uns noch lange keine Gewähr dafür, daß die nur allzuoft so keuschen Berggestalten frei und enthüllt sich dem Auge darstellen. Noch hoch droben, selbst in Darjeeling, kann uns die Sonne leuchten und dennoch undurchdringlicher Nebel die Gipfel verhüllen.

Immer höher und höher steigen wir an den Hügelrücken der Vorberge aufwärts, in langen Windungen zieht sich die Bahntrace bergwärts. Einmal zieht uns die kleine Lokomotive bergan, dann ein Stück auf Stockgeleisen eben entlang, und nun in entgegengesetzter Richtung mit schiebender Lokomotive und auf umgestelltem Wechsel zurück, das früher befahrene Geleise unter sich lassend, weiter zu Höhe.

Entzückend sind die Abblicke und Ausblicke hinab in die Seitentäler und Hügelketten, weit ins flache Land hinaus. Nicht satt kann sich das Auge sehen an dem abwechslungsreichen Landschaftsbilde mit seiner üppigen Vegetation, den blühenden Fluren, den grünen Wäldern. Tief, tief schon unter uns liegt die Ebene. Gen Süden richtet sich der Blick auf unermeßliche Fernen; unabsehbar breitet sich das Tiefland mit seinen Flüssen, Tälern, Hügeln, Vorbergen, grünen Bergrücken, schmalen Schluchten tief unter uns aus. Nur nach Norden, dort, wo die gewaltigen Recken thronen, alles verdeckt, verschlossen; die breiten, langgestreckten Berglehnen, an denen unser Schienenstrang sich aufwärts windet, sie verhüllen alles, lassen keinen Blick hinüberschweifen zu dem Bilde. Wird es ein verschleiertes bleiben?

Jetzt sind wir schon hoch an der Bergeslehne; besonders pittoresk zeigt sich hier der Blick hinab, da, wo tief unter uns die Schienenstränge, die wir passiert sind, entlang ziehen.

Die Trace biegt jetzt scharf im Bogen nach rechts in einen Einschnitt, noch ein Blick ist uns nach links hinab gegönnt, dann wenden wir das Auge nach rechts und — wie mit einem Schlage, als sei der Vorhang aufgezogen worden, steht in dem Einschnitte zweier Hügelrücken, zwischen die wir, den Engpaß durchfahrend, jetzt eingetreten sind, ein bezauberndes, überwältigendes Bild vor uns!

In majestätischem Aufbau, vom azurblauen, wolkenlosen Himmelszelt umrahmt, liegt die ganze gewaltige Gruppe des Kinchinjanga vor uns ausgebreitet! Die dritthöchste Gruppe der mächtigsten, höchsten, großartigsten Gebirgskette der Welt, ein imponierender Abschnitt des Himalaya!

Vollständig überrascht und für die ersten Augenblicke sprachlos blickten aller Augen nach dem unvergleichlich herrlichen Bilde. Nicht ein einziger der sonst bei Überraschungen selten fehlenden banalen Ausrufe kam über die Lippen. Nur stummes Staunen und Bewunderung prägten sich auf den Zügen aller, die Zeugen dieses völlig unerwarteten, plötzlich sich darstellenden Anblickes waren, aus, und erst langsam lösten sich die Worte, wurden begeisterte, bewundernde Zurufe laut!

Die Trace zieht nun an einer der Bergkette zugewendeten Lehne entlang, so daß das herrliche Bild uns auf der ganzen weiteren noch halbstündigen Fahrt bis Darjeeling begleitet.

In Darjeeling mittags ein Uhr angekommen, fanden wir vorausbestelltes gutes Quartier im Hotel Woodland. Von der Terrasse vor unserem Zimmer im ersten Stock genossen wir den vollen Blick auf die Himalayakette, auf die vorgelagerten grünen Höhenzüge, die sich bis zu 4000 Meter erheben, wo erst die Schneegrenze beginnt und von wo aus die Hochgipfel hier in der Kinchinjangagruppe noch weitere 4600 Meter gen Himmel ragen, denn der Kinchinjanga steigt als dritthöchster Gipfel bis 8582 Meter über Meer auf.

Es dürfte wohl kaum einen zweiten bewohnten Ort in der Welt geben, von dem aus man einen gleich großartigen, imposanten, überwältigenden Anblick genießt, wie hier im Hotel zu Darjeeling.

Die ganze Gruppe des Kinchinjanga, mit den ungezählten, firnbedeckten Trabanten, von denen ein Dutzend die Höhe von 6000—8500 Meter erreichen, liegt offen und frei vor Augen. Die gewaltigen, unzählbaren Gletscherströme sind mit gutem Feldstecher deutlich erkennbar; die obersten, weißen, mit ewigem Firn bedeckten Spitzen heben sich haarscharf vom dunkeln Himmelszelt ab, wir sehen die schneidigen Eisgrate von schwindelnder Höhe sich abwärts senken, sehen die furchtbaren, firndurchsetzten Felsflanken in jähen, schier senkrechten Wänden auf die von turmhohen Séracs starrenden, spaltendurchfurchten Eismeere hinabsinken.

Und diesen Giganten der hehren Bergwelt vorgelagert ist eine Reihe von niedrigeren, des Schnee- und Eisschmuckes baren Höhenzügen, denen wohl die kühne Gipfelformation mangelt, deren Höhe aber doch teilweise jene unserer stolzesten, europäischen Alpengipfel erreicht. Wiederum vor diesen, uns zunächst liegend, zeigen sich in herrlichem, grünem Gewande die Höhenrücken mit eingescharteten Pässen und Sätteln und die tief eingeschnittenen, in langen unabsehbaren Linien sich abwärts schlängelnden Talfurchen. Und dicht vor Augen auf einem steil nach zwei Seiten abfallenden, vorspringenden, in spitzem Winkel verlaufenden Hügelrücken, der in der Kammhöhe an die 2200 Meter erreicht, liegt die Villenniederlassung Darjeeling ausgebreitet, in Grün eingebettet, weit zerstreut entlang der ziemlich steil abfallenden Hügellehne.

Und außer dieser entzückenden Lage, welch köstliche, frische Bergluft bietet dieser Ort! Heiß, aber kräftig und nervenstärkend, solange die Sonnen-

Meyer, Weltreisebilder. Zu Seite 175.

Darjeeling am Fuße des Himalaya, mit Kinchinjanga-Gruppe.

kugel am Himmel sich zeigt, dann freilich in rapidem Sturze zu einem Tiefstande, der in der Nacht stets unter Null herabsinkt. Während unseres Aufenthaltes zeigte das Thermometer nachts bis — 5° C, ja selbst — 7° C.

Die Ansiedlung in Darjeeling weist nur eine geringe Zahl ständiger Bewohner auf, darunter auch eingeborene Bhootias, ein unverdorbenes, glückliches Bergvölkchen, immer heiter und kindlich harmlos. Männer wie Frauen und Mädchen mit prächtigen schwarzen Augen. Diebstahl kennt man dort nicht, natürlich noch viel weniger Mord und Totschlag; die Frauen tragen ihr Hab und Gut oder sagen wir ihre Ersparnisse in Schmuck an sich, und mit diesem beladen wandern sie stunden- und tagelang, auch allein, wenn es sich gerade so ergibt, in den Tälern und Bergen von einem Ort zum weitentfernten anderen, aber nie wird ihnen ein Leid geschehen, nie eine ihres oft recht wertvollen Schmuckes beraubt werden.

Zur heißen Jahreszeit erst wird es belebt in Darjeeling. Die Villen, richtiger die Bungalos, bevölkern sich, die Europäer flüchten sich aus der brodelnd heißen Atmosphäre Bengalens in die kühle, frische Bergluft, genau so, wie die in Bombay lebenden Engländer nach Poona, jene von Delhi-Agra nach Simla und die in Lahore-Amritsar nach Kaschmir hinauf ziehen.

Alsbald nach unserer Ankunft in Darjeeling hatten wir einen österreichischen Landsmann, Herrn Paar, der seit Jahren als Photograph dort ansässig ist, aufgesucht, uns bei ihm, was kein Besucher Darjeelings versäumen sollte, eine Kollektion seiner vorzüglichen Hochgebirgsphotographien ausgesucht und ihn, der die ganze Umgebung dort durchforscht und mit seinen photographischen Apparaten durchwandert hat, um Auskünfte und Ratschläge gebeten, die denn auch in zuvorkommendster Weise erteilt wurden.

Die sämtlichen umliegenden Höhenzüge, besonders jene westlich nach Nepal zu, waren militärisch okkupiert, beziehungsweise abgeschlossen; niemand durfte dahin, weil die englische sogenannte „Mission" — das klingt so harmlos wie Friedensgeläute — nach Tibet just im Begriffe des Ausmarsches war. Die „Mission" war einfach ein militärischer, vollkommen kriegstüchtig ausgerüster Zug, um die unbotmäßigen Nachbarn Indiens, die dem Kaiserreiche China zugehörigen Tibetaner, zu gewissen politischen Konzessionen zu zwingen. Es war ein Schachzug gegen Rußland. Wie stark diese Kriegs-„Mission" war, welche Wege und Pässe sie nehmen würde, das sollte verschwiegen bleiben, deswegen die vollständige Absperrung der Darjeeling umgebenden Höhen.

Da wir ohnehin nicht vorhatten, weitere Ausflüge zu unternehmen, konnte

uns diese augenblickliche Unzugänglichkeit der Grenzhöhenzüge gleichgültig sein, aber eine fatale Überzeugung drängte sich uns daraus auf, nämlich die, daß nun der Ausbruch des drohenden Krieges zwischen Rußland und Japan so gut wie sicher anzunehmen war; denn ohne diese Gewißheit, ohne daß der Pakt zwischen Japan und England zustande gekommen, würde letzteres sicher nie einen solchen eroberischen Vorstoß in Tibet gewagt haben, wohl wissend, daß Rußland dann unfehlbar die Gelegenheit ergriffen haben würde, gegen Englands Achillesferse Indien vorzugehen und dort die Fackel des Aufruhrs und des Krieges anzufachen.

Diese nun so ziemlich sichere Kriegsaussicht war aber für unser Reiseprogramm recht unangenehm, denn unser Ziel war ja auch besonders Japan, und es war nun fraglich, ob wir dahin würden gelangen können.

Den zweiten Tag unseres Aufenthaltes in Darjeeling benutzten wir zu Spazier- und Rundgängen in und um den weitzerstreuten, unendlich malerisch an der recht steil zu Tal sich absetzenden Berglehne aufgebauten Villenort, der sich zwischen 2000 und 2200 Meter Seehöhe, einen langen Flächenraum einnehmend, entlang zieht. An diesem Abend wurden wir durch ein großartiges Alpenglühen überrascht; von unserem Balkon aus sahen wir die ganze gewaltige Gebirgskette von rotem Lichte übergossen.

Im ganzen Bereiche unserer langgestreckten Alpenkette in Europa könnte ich nur eine Gegend namhaft machen, die einen gewissen, aber immerhin einzuschränkenden Anspruch auf Ähnlichkeit bezüglich der Lage und des Gebirgspanoramas mit Darjeeling erheben könnte. Das ist das nördliche Gehänge des oberen Rhonetales (rechtes Ufer des Rhone), und dort z. B. Montana, tausend Meter über Siders (Sierre, 538 Meter Seehöhe) gelegen. Von dort übersieht man die Alpenkette vom Montblanc (4810 Meter) bis über den Monte Rosa (4638 Meter) hinaus. Aber alles, was wir in Darjeeling vorfinden, ist weitaus größer, umfassender, gewaltiger und mächtiger. Schon Darjeeling selbst ist eine stattliche ausgedehnte Ansiedelung, während Montana und alle an der nördlichen Lehne des Rhonetales gelegenen Bergstationen nur ganz geringen Umfanges sind; ebenso sind die der Hauptkette des eigentlichen Hochgebirges vorgelagerten Höhenzüge hier weitaus mächtiger und ragen stellenweise fast bis zur Montblanc-Höhe hinan, sind allerdings des Schmuckes ewigen Eises und Firnes, deren Grenze hier erst bei 4000 Meter liegt, bar, und was Ausdehnung und absolute Höhe anbelangt, übertreffen die Gipfel des Himalaya jene der Montblanc- und Monte Rosa-Gruppe gerade um das Doppelte. Die Entfernung der Hochgipfel des Himalaya von Darjeeling aus ist beiläufig

dieselbe wie jene der Penninischen und Montblanc-Alpen vom nördlichen Gehänge des Rhonetales, oberhalb Siders (Sierre). Nachfolgende Ziffern, die die Entfernung der Luftlinie bezeichnen, tun dies dar: der Kinchinjanga ist 70 Kilometer (45 englische Meilen) nördlich von Darjeeling, der Montblanc genau ebenso weit von Montana, während der Monte Rosa nur 50 Kilometer (30 Meilen) entfernt liegt. Der Mount Everest ist von Darjeeling selbst aus nicht sichtbar, sondern durch einen vorstehenden Höhenrücken verdeckt — wir werden ihn jedoch vom nahen Tigerhill aus ehestens sehen —; er ist ungefähr 160 Kilometer (100 englische Meilen) entfernt und liegt nordwestlich von Darjeeling.

Um nun den höchsten Gipfel unseres Planeten zu sehen, das heißt den höchsten uns derzeit bekannten — denn ob in den noch unerforschten Polarregionen der nördlichen oder südlichen Hemisphäre noch höhere sich vorfinden, wissen wir eben nicht — also um den dermaligen König der Berge unserer Erde von Angesicht zu Angesicht zu schauen, verließen meine Frau und ich in Begleitung unseres gutmütigen, zutraulichen jungen Boothiadieners das Woodland-Hotel am 12. Januar früh 4 Uhr. Da der Mond im letzten Viertel stand, leuchtete er uns zu der frühen Tagesstunde noch genügend, um unsere Tour ohne Laternenlicht antreten zu können.

Es war ein bitterkalter Morgen, der Boden zu Stein und Bein gefroren, die weißen Firndome waren vom fahlen Lichte des Mondes mit mattem Silberscheine übergossen und hoben sich gespensterhaft vom dunklen Horizonte ab. Wir stiegen in richtigem Bergsteigertempo zur Höhe, denn wir hatten knapp zwei Stunden Zeit, um vor Sonnenaufgang bis zum Tigerhill zu gelangen.

Da der Berg nur ca. 600 Meter über unserem Ausgangspunkt sich erhebt, würde diese Zeit mehr als genügt haben zum Aufstiege, es ist aber oben am Kamm eine längere Horizontalentfernung zurückzulegen, und außerdem war unser Begleiter noch nicht oben gewesen, behauptete aber, den Weg zu kennen. Nach ungefähr einer Stunde Steigens war der Mond verschwunden und für kurze Zeit eine ziemliche Dunkelheit eingetreten; dabei hatten wir bei einer Wegteilung einen falschen Weg eingeschlagen, der zwar schnell zur Höhe führte, aber plötzlich ein Ende erreichte, so zwar, daß wir mitten hinein in eine Waldparzelle geraten waren, durch welche wir uns des dichten Unterholzes und der Farne wegen schlechterdings nicht durcharbeiten konnten. Wir entschlossen uns deswegen, schnell wieder hinabzusteigen, um den anderen Weg zu nehmen, der zwar etwas abwärts führte, jedoch — was

wir nun, da es inzwischen heller geworden war, übersehen konnten — bald wieder anstieg. Wir hatten eine gute halbe Stunde verloren und mußten nun in beschleunigtem Tempo den allmählich aufsteigenden Pfad verfolgen, immer in der Furcht, zu spät auf die Spitze zu kommen, und dadurch das erste Aufblitzen der Sonnenkugel am Horizonte nicht mehr sehen zu können, denn zwischen unserem Standpunkte und der aufgehenden Sonne lag der Tigerhill.

Endlich, tatsächlich schweißtriefend, standen wir oben auf der Kuppe des Tigerhill, 2600 Meter (8514 englische Fuß) über Meer, und fanden hier eine kleine Gesellschaft vor, die uns zu Pferd und auf Tragsesseln, während wir den Irrweg verfolgt hatten, ohne daß wir dies hatten wahrnehmen können, überholt hatten. Die Damen und Herren froren entsetzlich, es war in Wirklichkeit auch bitterkalt. Wir hatten als erfahrene Bergsteiger etwas Proviant und Whisky bei uns, und da wir durch den Marsch tüchtig erhitzt waren, bedienten wir uns auch der vorsichtshalber mitgenommenen wärmeren Bekleidung.

„Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige!" Mit nie fehlender Sicherheit steigt zu angesagter Stunde gegen 6 Uhr morgens die Königin des Lichtes im Purpurgewande, in strahlender Herrlichkeit langsam, gemessenen Ganges am Horizont auf. Zuerst ein blitzartiger Lichtfunke, dann eine Garbe von leuchtenden Strahlen und nun eine Flut von blendenden, funkelnden Lichtwellen, die sich nach allen Richtungen hin ergießen, die Welt — unseren winzigen Mikrokosmos im Makrokosmos — zu neuem Leben erweckend.

Nie habe ich die Sonnenkugel in solch intensiver purpurner Glutröte aus dem Dunkel der Nacht aufsteigen sehen, wie hier im tiefen Süden. Es war mir vergönnt, meinen Fuß auf mehr denn dreihundet Alpengipfel und Gletscherpässe zu setzen, und ungezählte Male habe ich das Tagesgestirn beim ersten Auflodern am fernsten Horizont von Bergeshöhen aus begrüßt, aber niemals haben wir, auch meine Frau nicht, die gleichfalls von den stolzesten und schneidigsten Alpengipfeln aus die Herrlichkeit der Gottesnatur bewundert hat, gleich Großartiges, gleich Überwältigendes gesehen wie an diesem Tage.

In tadelloser Reinheit, von keinem Wölkchen, keiner Nebelflocke getrübt lag die gewaltige Hochgipfelkette des Himalaya, vom Mount Everest im Nordwesten in riesigem Bogen gespannt über Kinchinjanga, Donkia Ri bis zu den östlichen Ausläufern in Bhootan, vor Augen. Es ist dies ein nicht zu beschreibendes Panorama von geradezu überwältigender Großartigkeit.

Gipfel reiht sich an Gipfel — und was für stolze Recken! Zwischen ungezählten Sechstausendern steigen die mächtigen Siebentausender kühn empor,

und über diese wiederum noch kühner, noch schneidiger, noch gewaltiger die Achttausender, die unübertroffenen Beherrscher der Bergwelt unserer Erde, in das blaue Himmelszelt hineinragend. Und dort im fernsten Nordwesten der König unter den Königen, der Mount Everest! Infolge seiner großen Entfernung und des Anblicks eines uns näher gerückten, ihm seitwärts nahestehenden und zwar nicht gerade vorgelagerten, aber doch seine nördliche Basis verdeckenden Hochgipfels imponiert der Everest nicht in dem Maße, daß man in ihm sogleich den vornehmsten der Bergriesen erkennen würde. Nichtsdestoweniger erscheint er als gewaltiger Koloß, und wenn man ihn mit gutem Fernglas ins Auge faßt, dann erkennt man auch seinen imponierenden Aufbau. Die Atmosphäre war so rein und klar, daß wir mit unserem Zeiß-Feldstecher einen vom Gipfelpunkt in der Richtung auf uns zu absetzenden Firn- und Eisgrat von jedenfalls abschreckendster Wildheit und Großartigkeit deutlich verfolgen konnten.

Und wenn man nun bedenkt, daß dieses Riesengebirgspanorama, welches sich hier mit seinen Tausenden von stolzen Hochgipfeln vor dem staunenden Auge aufbaut, nur den vierten Teil des Himalayagebirgszuges ausmacht — denn nordwestlich des Everest zieht sich die Kette noch dreimal so lang nach Kaschmir —, dann muß man anerkennen, daß wir unseren Nachkömmlingen noch ein übergewaltiges Feld der Tätigkeit für ihre bergsteigerischen Leistungen hinterlassen haben.

Bevor wir von diesem bevorzugten Aussichtspunkte scheiden, bevor wir uns schweren Herzens von diesem feenhaften Anblicke trennen, in der Überzeugung, daß wir nie wieder im Leben Hochgipfel von solcher Großartigkeit und Erhabenheit erschauen werden, wie sie hier sich zeigten, wollen wir nur einige wenige der vornehmsten Gipfel, die sich hier dem Auge darstellen, namhaft machen:

Mount Everest	8840 Meter	(29002 Fuß),
Kinchinjanga	8582 „	(28156 „),
Jannu	7715 „	(25304 „),
Kabru	7320 „	(24000 „),
Chomiomo	7100 „	(23300 „),
Donkia Ri	7051 „	(23136 „);

außerdem weit im Osten an der Grenze von Bhootan und Tibet der Chamalari 7298 Meter, zwei unbekannte Gipfel von 7541 Meter und 6390 Meter u. v. a. m.

Um hinüber nach Nordtibet zu gelangen, sind drei Hochpässe zu über-

schreiten, der Jelapla-Militär-Paß, ca. 4400 Meter, dann in Tibet ein ca. 3000 Meter hoher und danach der ins Hochplateau von Tibet geleitende Romba-Paß von ca. 5000 Meter Höhe.

Am 14. Januar zeigten sich seit unserer Ankunft die ersten Nebelschichten, die langsam zur Höhe zogen, und als wir mittags Darjeeling verließen, krochen verdächtige, bedenkliche Nebelschleier an den stolzen Firngestalten aufwärts, die weißen Scheitel mehr und mehr einhüllend. Wir waren von wahrhaftem Wetterglücke begünstigt gewesen und schieden dankbar von diesem wunderbaren, die Welt in ihrem großartigsten Aufbau vor Augen führenden Erdenwinkel, von dem wir die reichsten und erhabensten Natureindrücke unauslöschlich im Geiste mit uns heimtrugen.

Johor.

6. Kalkutta—Rangoon—Singapore—Batavia.

In Kalkutta, im guten Hotel Continental (von zwei Italienern geführt) wieder angekommen, erfuhren wir, daß Herr Österreicher, mit dem wir den größeren Teil unserer indischen Tour zurückgelegt hatten, der aber in Kalkutta zurückgeblieben war, um früher nach Rangoon zu fahren, erst am Tage vor uns hatte abreisen können, weil man ihm im Reisebureau der englischen Schiffsgesellschaft in letzter Stunde die Schiffstickets für die Fahrt nicht verabfolgt hatte, trotzdem er den Betrag drei Tage vor Abfahrt des Dampfers bar bezahlte, wobei ihm die bestimmte Zusicherung eines Platzes I. Klasse gemacht worden war. Alle Vorstellungen hatten nichts gefruchtet und er hatte sich bequemen müssen, mit dem nächstfolgenden, drei Tage später gehenden Dampfer zu fahren, der natürlich ein kleineres, sehr viel schlechteres Schiff war. Der von ihm genommene und bezahlte Platz auf dem früheren besseren Schiffe war zweifellos einem Engländer zugewiesen worden, wie dies, ich erinnere an das schon früher darüber Gesagte, leider in englischen Offices so oft vorkommt. Eine bestimmte Kabinennummer geben die meist sehr jungen und oft sehr selbstbewußten und nichts weniger als zuvorkommenden Herren in den Offices bei der Sicherung der „Akkommodation" und Zahlung des Platzes nie. Am Tage der Einschiffung erhält man erst die Anweisung, oft auch erst an Bord, und das ist selbst in Häfen der Fall, welche, wie Kalkutta, Ausgangspunkt der Dampferlinie sind, wo also durchaus neue Passagiere unterzubringen sind.

Dadurch sind die Herren in den Offices in der angenehmen Lage, ihren Landsleuten, wenn solche selbst in letzter Stunde sich erst melden, die besten Kabinen zuzuwenden und — wie im Falle des Herrn Österreicher — sogar noch einen Platz zu verschaffen, wenn dann eigentlich alle Plätze bereits verkauft sind. Es wird dann einfach ein Deutscher oder anderer Nichtengländer zurückgestellt, und er muß noch froh sein, entweder die schlechteste Kabine oder einen Platz auf dem nächsten Dampfer zu erhalten. Diese Art der Behandlung findet man nicht nur in den englischen Offices in Asien, es ist uns genau dasselbe passiert anläßlich der Überfahrt auf einem englischen Steamer von Lissabon nach Madeira, wo wir uns 12 Tage vorher, und zwar als die ersten, einen Platz gesichert hatten und dann eine Stewardkabine zugeteilt erhielten, während Engländer, die erst kurz vor Abgang des Dampfers ihre Tickets genommen, noch gute Kabinen I. Klasse erhielten.

Es ist um so mehr angezeigt, diesen in manchen englischen Offices eingerissenen Mißbrauch und Mißstand zu brandmarken, als bei der musterhaften Ordnung und streng gerechten Gebarung auf deutschen Schiffen, insbesondere jenen des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie, englischen Passagieren gegenüber — und es fahren ja die für Komfort und gute Küche eingenommenen vornehmen Engländer mit großer Vorliebe auf deutschen Schiffen — nie gleiches mit gleichem vergolten wird.

In Anbetracht der fatalen Erfahrung, die Herr Österreicher eben erst gemacht hatte, begaben wir uns unverzüglich nach unserer Ankunft in Kalkutta in die Office, und siehe da, es sollte uns ebenso ergehen wie unserm Landsmann.

Vor unserer Abreise nach Darjeeling hatten wir in der Office alles in nicht zu beanstandender Weise geordnet; zum Überfluß hatte ich vor zwei Tagen von Darjeeling aus noch telegraphiert, daß wir sicher von unseren Plätzen Gebrauch machen würden, und als wir unsere Anweisung für die Kabine in der Office in Empfang nehmen wollten, bedeutete uns derselbe junge Mann, mit dem wir früher alles abgemacht hatten, achselzuckend, wir würden uns entschließen müssen, mit dem in sieben Tagen gehenden Steamer — natürlich wieder eine elende kleine Nußschale — zu reisen, es sei alles bis auf den letzten Platz besetzt.

Auf die in energischster Weise geltend gemachte Aufforderung, die zugesicherten und bezahlten Plätze auszufolgen, wurde nur mit einem geringschätzigen Achselzucken und höhnischer Miene geantwortet. Zu unserem Glücke hatte ich anläßlich der Bestellung der Plätze auch mit dem Manager selbst

verhandelt. Ich verlangte infolgedessen den Manager zu sprechen. Derselbe sei nicht gegenwärtig, wurde geantwortet. Wir machten es uns nun bequem in der Office und warteten. Das schien wohl dem jungen Herrn etwas gegen den Strich zu gehen. Nach Ablauf einer Viertelstunde zeigte sich der Manager, ich stellte ihn sofort, erläuterte ihm die Sache und sagte ihm klipp und klar, daß, wenn wir keine Plätze erhalten würden, ich mich bei der Gesellschaft in London beschweren werde und die Angelegenheit

Dorf bei Singapore.

zur Warnung auch entsprechendenortes durch Zeitungen veröffentlichen würde. Der Manager nahm nun seinen Clark ins Gebet und aus der Gestikulation und der sehr betroffenen Miene des letzteren konnte man schließen, daß er eine Lektion erhalten hatte. Der Manager bat uns dann, nachmittags wiederzukommen, er werde sich mit dem Kapitän sofort in Verbindung setzen. Und siehe da, wir empfingen nachmittags richtig unsere Schiffsplätze.

Zwei Tage hatten wir noch in Kalkutta bis zur Abfahrt unseres Dampfers

zu warten, dann am 18. Januar, früh 8 Uhr, begaben wir uns an Bord der „Bihara" der B. I. S. S. Co. (British India Steam Ship Company), ein guter, komfortabler, ca. 13 Seemeilen in der Stunde laufender Schraubendampfer von 3000 Tonnen. Kost sehr mangelhaft, aber gute Bedienung und erwünschte Reinlichkeit.

Die recht interessante Fahrt geht in einer der zahlreichen Gangesmündungen abwärts. Rechts und links kultiviertes Gelände mit zahlreichen Ansiedlungen inmitten tropischer Vegetation. Zahlreiche hochstämmige Kokospalmenhaine. Nach mehrstündiger Fahrt wird der Strom so breit, daß man die Ufergelände beiderseits nur als schwache Landstreifen erblickt, an denen man nur mit bewaffnetem Auge noch einige Details wahrnehmen kann und auch dann nur höhere, aufragende Objekte.

Der Ganges ist schon in seinem Oberlaufe schmutziggelb und wälzt sich beinahe breiartig dem Meere entgegen. Nachmittags 4 Uhr erreichten wir die offene See, die hier die gleiche trübe Färbung wie das Gangeswasser zeigt, und dies auf ganz ungeheure Entfernungen hin, sowohl nach Süden ins Meer als nach Osten und Westen. Wir sind im westlichsten Gangesarme, dem Hoogli, hinabgefahren und befinden uns nun im Bengalischen Meerbusen. Die östlichste Gangesmündung, Megoona, welche das Hauptwasser, nämlich auch jenes des Brahmaputra, führt, liegt 350 Kilometer (220 engl. Meilen) östlich; zwischen diesen beiden Hauptmündungen treten zahlreiche weitere Ausflüsse des enorme Wassermengen aus den gewaltigen Wasserreservoirs der Himalayakette führenden Ganges ins Meer. Welch gar nicht abzuschätzende Quantitäten das sein müssen, das erkennt man annähernd daran, daß sie auf dieser gegen 400 Kilometer breiten und weit, zuzeiten 100 Kilometer, ins Meer hinabreichenden Fläche die Farbe und Beschaffenheit des Meerwassers derartig zu verändern vermögen, daß man glauben könnte, in einem schmutzigen, breiartigen Flußwasser zu fahren.

Unser Schiff war vollbesetzt, daher in allen Kabinen drei Personen untergebracht waren und Damen und Herren getrennt in verschiedenen Kabinen lagen. Die See war leicht bewegt und eine kräftige Brise brachte so angenehme Frische, daß die weiße Kleidung, die in Kalkutta wieder hervorgesucht worden war, beinahe zu kühl erschien. Bald verschwand die Küste Vorderindiens, wir nahmen Abschied von diesem Wunderlande mit seinen interessanten Völkerschaften, seinen unerreichten herrlichen Kunstbauten, seiner Fauna und Flora, seinen himmelaufragenden, erhabenen Firngipfeln und unermeßlichen Gletscherfeldern. Fünf Wochen hatten wir auf dem Fest-

lande geweilt, unausgesetzt hatte die Sonne uns auf allen Kreuz- und Querfahrten geleuchtet, ohne uns jedoch drückende Hitze empfinden zu lassen. Die Eindrücke, die man heimträgt aus diesem ohne Zweifel zu den interessantesten Ländern des Erdenrunds zählenden Reiche alter, verfallener Kultur, sie bleiben unauslöschlich für Lebenszeit.

Am dritten Tage nach unserer Abfahrt von Kalkutta drehte vormittags unsere „Bihara" und änderte ihren Südost- in Ostkurs; wir fuhren um eine Ecke Hinterindiens, ohne jedoch Land sichten zu können, und nur einige Feuerleuchtschiffe zeigten die zu nehmende Fahrrichtung an.

Das Meer, bis dahin in einer schönen blauen Farbe, trübte sich wieder lehmfarben, wir fuhren entlang den Mündungen des Irawadi im Golf von Martaban, in großem nach Süden gebauchten Bogen gegen Rangoon. Auch die zahllosen Mündungen dieses mächtigen Stromes erstrecken sich in einer Breite von ca. 300 Kilometer und trüben die See genau so wie bei den Mündungen des Ganges. Wieviel Millionen von Kubikmetern fruchtbarer Erde werden da hinab in den Meeresgrund gewälzt!

Um 1 Uhr 30 Minuten hatten wir Land in Sicht. Vom Pilotenschiff kam der Pilot an Bord. Um 2 Uhr 30 Minuten fuhren wir in den Rangoon River, die östliche Irawadimündung, ein, und um 4 Uhr 30 Minuten warfen wir Anker vor Rangoon. Das erste, was uns hier oblag, war ärztliche Untersuchung und Verpflichtung durch Revers, sich täglich während des Aufenthaltes in Rangoon zur ärztlichen Untersuchung zu stellen, kamen wir doch aus dem Lande der Pest. Erst abends um 7 Uhr durften wir mit Dampfbarkasse ans Land fahren; es war schon sehr finster und diese Landung nichts weniger als vertrauenerweckend, so daß viele Passagiere an Bord blieben. Im Strandhotel fanden wir die telegraphisch bestellten Zimmer bereit; es ist dies eines der besten und komfortabelsten Hotels in Ostasien, auch schön und günstig gelegen.

Prieftergruppe in Birma.

Rangoon, mit 235000 Einwohnern, macht einen weitaus sympathische-

ren Eindruck als die meisten indischen Städte, besonders, wenn man von dem langweiligen Kalkutta kommt. Reizend ist in Rangoon das Fremdenviertel mit allerliebsten Bungalos in niedlichen, von schattenspendenden Bäumen besetzten Gärten; nahe bei den „Lakes" ein schöner Park mit kleinen Seen. Basars und Markthallen sind sehr besichtigenswert.

Die Birmesen sehen vorteilhafter aus als die Inder, sie sind besser und netter gekleidet, sehr zuvorkommend, und man wird von ihnen nicht angebettelt. Die Frauen haben eine viel angesehenere soziale Stellung. In den Basars sind es hauptsächlich die Frauen, welche verkaufen und den Handel treiben; sie

Tempel bei der Großen Pagode in Rangoon.

sind zum Teil recht hübsch, sehen stets sehr rein und sorgfältig gekleidet aus und rauchen jung und alt riesige Zigarren, mindestens dreimal so dick und doppelt so lang als unsere Sorten. Zwei Dinge sind hier in Birma besonders sehenswert: die Große Pagode und die Elefanten bei der Arbeit in dem großen Holzsägewerk der Birmanischen Holzexportgesellschaft, wo das aus dem Innern von Birma kommende kostbare Teakholz, unentbehrlich für Schiffsbauten, bearbeitet und für den Export hergerichtet wird.

Die Große oder richtiger „Shwe Dagon-Pagode" von Rangoon gehört zu den interessantesten indischen Tempelbauten, jedenfalls ist sie das bedeutendste

Bauwerk in Birma, und sie gilt als der heiligste Buddhatempel in Indochina, weil sie nicht nur Reliquien des Gaudama, sondern selbst solche der drei Buddhas, die jenem in dieser Welt vorgingen, besitzen soll. In Mandalay, der Hauptstadt Birmas, dieses erst in neuerer Zeit (1830 und 1885) von den Engländern in Besitz genommenen, 7—8 Millionen Einwohner zählenden Staates im westlichen Hinterindien, befindet sich gleichfalls eine sehr heilige, die heiligste Oberbirmas, die „Arrakan-Pagode", deren reiche Schätze zumeist noch unberührt blieben, weil man sich doch scheute, diesen von den nicht leicht zu zügelnden Birmesen, des Oberlandes heilig gehaltenen Platz seines sehr wertvollen Schmuckes zu berauben. In der großen Shwe Dagon-Pagode in Rangoon — deren Bau und ganze Anlage übrigens viel aparter und origineller ist als jener der Tempel in Mandalay — findet sich nur noch wenig von dem reichen, feenhaften Schmuck und den Edelsteinen — Birma ist der Fundort der prächtigsten Rubinen der Welt —, mit denen sie dereinst ausgestattet war. Rangoon und Unterbirma wurden schon 1825—1830 von den Engländern erobert, und damals kümmerte man sich wenig um das Urteil anderer Staaten und der Welt. Großbritannien hatte damals allein die Macht in jenen Ländergebieten, und gestützt auf seine überlegenen Feuerwaffen schaltete und waltete es in den eroberten Ländern nach Belieben. Fast alle Tempel, Klöster, Paläste in Birma haben ihren einen enormen Wert repräsentierenden reichen Schmuck an Edelsteinen hergeben müssen; die Paläste der verjagten Könige und andere große Bauten werden als öffentliche Ämter oder als Wohnräume der Beamten benutzt, die Edelsteine, Gold und Silber sind fort — wohin? — und in einigen Tempeln sind bunte Gläser an Stelle der Juwelen eingesetzt, in den meisten nicht einmal dies.

In Mandalay ist auch der Tempel der 450 Pagoden viel bekannt, aber nicht sowohl hervorragenden Baues als der Merkwürdigkeit wegen. In 450 ganz gleichen, kleinen, kuppelähnlichen Pagoden, die reihenweise neben einander aufgebaut sind, befinden sich 450 Steinplatten, in welche die Lehren Buddhas, eine wortgetreue Kopie aus den heiligen Büchern, unverwüstlich eingegraben und für kommende Generationen erhalten sind.

Die Rangoon Shwe Dagon-Pagode ist ein großartiges, höchst originelles, aber nicht eigentlich schönes Bauwerk. Auf einer mäßigen Terrainerhebung, hart an der Stadt gelegen, erhebt sich ein mächtiger, konischer Riesensteinbau, mit sich nach oben verjüngendem, turmartigem, spitzem, einem Obelisk gleichendem Steinaufbau. Dieser gewaltige, durchaus vergoldete Bau ist aber nicht hohl, sondern mit Erdreich gefüllt, daher innen unzugänglich.

Dort, wo der turmartige hohe Aufbau ansetzt, läuft eine diesem als Sockel dienende, galerieartige Steinbalustrade ringsum, auf der, nebenbei erwähnt, vor zwei Jahren eines schönen Tages ein ausgewachsener, prächtiger Tiger seinen Morgenspaziergang vollführte und mit dieser harmlosen Promenade keine geringe Aufregung unter den vielen Hunderten im Tempel sich befindenden Gläubigen, Priestern und sonstigen Anwesenden hervorrief, die sich erst legte, als ein kühner Birmese den spazierenden Ungläubigen mit einem wohlgezielten Schuß von seiner luftigen Höhenpromenade herunterholte.

Rings um diesen konischen Riesensteinbau stehen nun unzählige verschiedenartige Tempelbauten, allen möglichen Buddhagottheiten gewidmet. Diese in

Große Pagode in Rangoon.

parkartiger Anlage verteilten, bunt durcheinander gewürfelten, aber meist dicht beieinander stehenden kleinen Tempelbauten sind in den allerverschiedensten Bauarten und Baustilen gehalten. Geschnitzte Holz- und bunte Steinbauten, hier innen und außen mit Glas und buntem Flitter bedeckt, dort in Steinmetzarbeit, aber geringwertiger Ausführung, da wieder als Bambusbau, kurz ein höchst originelles Gemisch von allerlei — aber nichts Gediegenes, Einheitliches, Kunstvolles.

Einzelne der zahllosen, zum Teil riesig großen Buddha-Götzenbilder weisen noch Edelsteine auf, denn alle, auch die heiligsten Götterbilder ihres Schmuckes zu entkleiden hatte man doch nicht gewagt. Ganz enorme Kosten wurden

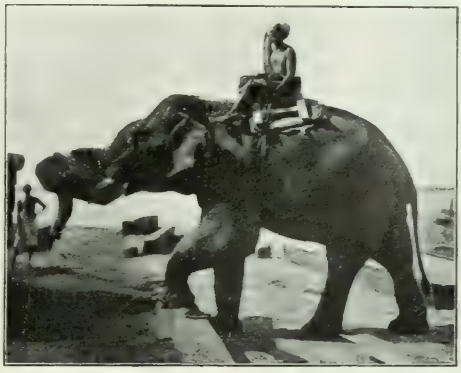
für die Vergoldung der nahezu 120 Meter hohen, 400 Meter im Umfange messenden eigentlichen Pagode verwendet, die von unten bis oben in blinkendem Golde erstrahlt. Die oberste Spitze bildet der aus schwer vergoldetem Eisen oder Kupfer geformte, bei allen Tempeln sich vorfindende „Ti", ein kleines schirmförmiges Dach mit zahlreichen kleinen silbernen oder goldenen, hier auch mit Edelsteinen besetzten Glöckchen.

Außer der Großen Pagode ist noch die Sule-Pagode besichtigenswert, sie entbehrt aber gleichfalls architektonischer Kunst; die Mohammedaner sind nicht bis hierher gedrungen, somit finden wir auch keine kunstreichen Marmorbauten wie in Oberindien.

Wie bereits erwähnt, ist die Elefantenarbeit von wirklichem Interesse. Eine sehr kapitalskräftige Kommanditgesellschaft hat in Birma ausgedehnte Waldflächen zur Abholzung gepachtet, die hauptsächlich mit dem wertvollen, besonders für Schiffsbau verwendbaren Teakholz bestanden sind. Die Stämme kommen auf dem Irawadi aus dem Inneren des Landes nach Rangoon und werden hier in den großen Sägewerken für ihre Zwecke entsprechend zugerichtet und dann auf Frachtdampfern nach Europa in alle Schiffswerften verfrachtet. Der Transport der Riesenstämme, oder richtiger hier schon Holzklötze, vom Fluß aufs Land, das Zutragen bis direkt unter die Kreissäge und von dieser wieder zu Schiff erfolgt durch Elefanten, zu welchem Behufe die Gesellschaft nicht weniger denn 90 dieser Tiere hält.

Diese repräsentieren ein recht ansehnliches Kapital, denn 5—6000 Rupien (à $1\frac{1}{3}$ Mark) werden für einen starken großen Elefanten gezahlt.

Der zuvorkommende Vertreter der Gesellschaft in Rangoon, Herr Burmeister, ein Hamburger, hatte die Liebenswürdigkeit, uns selbst in dem riesigen Etablissement herumzuführen, und man muß staunen, mit wieviel Klugheit, Vorbedacht und Überlegung diese scheinbar so plumpen, in Wahrheit überaus geschickten und überraschend vorsichtigen Tiere mit den Riesenklötzen, die sie heben und schieben, drehen und wenden, als seien es dünne Dachlatten, umzugehen wissen und auf Geheiß ihres auf ihrem Halse sitzenden Lenkers den Klotz dahin zu legen verstehen, wohin er kommen soll.



Elefant bei der Arbeit.

Die erteilten Befehle bestehen einzig und allein in leisen, schwachen Schlägen mit dem kleinen Stahlhammer auf den Schädel des Tieres.

Von Interesse ist auch die Besichtigung einer der großen Reismühlen.

Die immer bedenklicher lautenden Kriegsgerüchte veranlaßten uns, den Aufenthalt in Birma abzukürzen; wir wollten unbedingt nach Java, dann über China nach Japan, und ganz besonders der Besuch dieses letzteren, zwar damals noch nicht in dem Maße wie heute interessanten Landes galt als ein Hauptpunkt unseres Reiseprogrammes. Wie aber würde sich diese Fahrt nach Japan gestalten, wenn wirklich der Krieg ausbrechen sollte? Das war die Frage, die uns seit unserem Aufenthalt in Darjeeling unablässig bewegte, und da sie unbeantwortbar war, eilten wir weiterzukommen, um nicht etwa zu spät zu kommen und vielleicht vor Erreichen des „gelobten Landes" umkehren zu müssen.

Am 23. Januar fuhren wir nachmittags 5 Uhr mit Dampfbarkasse den Rangoon River abwärts, um auf die „Avoca" der B. I S. S. Co. zu gelangen. Dieser Dampfer mit 6000 Tonen und 6000 Pferdekräften lag weit draußen bei einer Reismühle, wo er Fracht aufnahm. Die nahezu einstündige Fahrt dahin war aber recht unterhaltend, man konnte die Kulturen auf den beiderseitigen Ufern trefflich betrachten.

Erst am nächsten Morgen $6^1/_2$ Uhr lichtete die „Avoca" die Anker. Um 10 Uhr passierten wir das Pilotenschiff, wo uns unser Pilot verließ, und wir waren wieder einmal auf offener See im Indischen Ozean, der sich aber hier noch von dem schmutziggelben Lehmbrei des Irawadi zu reinigen, bzw. den Schlamm auf dem Meeresgrunde abzusetzen hatte. Erst nachmittags $2^1/_2$ Uhr zeigte das Meer wieder grünliche Färbung und noch zwei Stunden später seine schöne tiefblaue Farbe. Ein kräftiger Monsun brachte uns angenehme Kühle.

Birmamädchen.

Wir hatten diesmal eine geräumige Kabine für uns und fanden auch beim Diner ganz entsprechende Kost, so daß wir vertrauensvoll die Fahrt durch die Straits Settlements, die Meerenge zwischen der Halbinsel Malakka und der holländischen Insel Sumatra, nach Singapore antreten konnten.

Nach guter, aber teilweise von hohem Wellenschlag begleiteter Fahrt, liefen wir am 27. Januar früh 7 Uhr, also nach ca. 72stündiger Fahrt, Penang an, wo wir sogleich an Land fuhren, um die kleine Insel mit ihrem

ansehnlichen Handelshafen zu besichtigen. Was dort zu sehen ist, ist bald gesehen, aber es ist reizend, lieblich und anmutig.

Altertümer gibt's nicht, Kunstbauten und Tempel würde man auf dem Inselchen vergebens suchen, dafür aber findet man eine zauberhaft üppige Vegetation, volle äquatoriale Tropenvegetation — sind wir doch der „Linie" bis auf fast 5^0 nahe gerückt — und eine allerliebste kleine Villenstadt, an die Hafenstadt sich anfügend: niedliche, unendlich anheimelnde, hübsch gebaute Bungalos inmitten sorgfältig gepflegter, von riesigen Palmen, Pinien und was sonst für Tropenbäumen beschatteten Gärten. Fürwahr, ein Aufenthalt von einigen Tagen hier wäre gar nicht übel, aber einesteils sind die wenigen Hotels meist überfüllt, andernteils hat dann die Weiterreise oft seine Schwierigkeiten, weil die ankommenden Dampfer häufig vollbesetzt sind.

Daher weiter, noch tiefer in den Süden!

Vorher fahren wir aber durch eine der herrlichen, von Gärten und Bungalos umsäumten köstlichen schattenspendenden Alleen, in denen reges Leben herrscht; Wagen, Rikshas, Automobile, Bullock-cars, Fahrräder und Fußgeher in buntem Gemisch. Wir gelangen zum botanischen Garten mit kleinem Wasserfall, durchwandern denselben und fahren dann zum Orientalhotel, reizend gelegen, auf der einen Seite an dem mit Palmen bestandenen Meeresstrand, auf der anderen an der belebten schattigen Allee, nehmen dort das Gabelfrühstück ein und besuchen auf dem Rückwege noch das Eingeborenen-, eigentlich Chinesenviertel, bei welcher Gelegenheit wir einem pomphaften, originellen chinesischen Hochzeitszug begegneten. Dann zurück zum Hafen.

Hier war gerade der deutsche Reichspostdampfer des Norddeutschen Lloyd „Bayern", auf der Rückreise begriffen, angekommen, der sich, gleichwie vier andere deutsche Handelsschiffe, in der zu Ehren des Geburtstags des Kaisers Wilhelm II. angelegten Flaggengala besonders stattlich ausnahm. Wir statteten dem Schiff kurzen Besuch ab und begaben uns dann wieder an Bord unserer „Avoca", die um 5 Uhr nachmittags die Anker lichtete.

Malaiin.

Ganz reizend ist der Blick auf die niedliche grüne Insel, deren malerische Hügelkette bis zur Kammhöhe mit dichtem, geschlossenem Palmenwalde bedeckt ist, während auf der entgegengesetzten Seite, auf der Halbinsel Malakka, das flache Ufer mit viele Meilen sich an der Küste entlangziehen-

den Palmenhainen besetzt erscheint, über welche sich drei höher und höher aufsteigende schön geformte Bergketten erheben.

Nach einem kurzen, aber höchst ergiebigen Tropenguß dampfte unsere „Avoca" um 5 Uhr nachmittags wieder gen Süden, immer schärfer der Sonnenlinie entgegen.

Wir hatten nachts 27° Celsius in unserer Kabine. Kein Lüftchen regte sich, die See lag spiegelglatt, als wir morgens an Deck kamen, doch bewölkte sich gegen Mittag der Himmel, so daß wir nicht allzusehr von der Hitze zu leiden hatten. Im Osten zeigte sich die Küste von Malakka, wir waren in der Straße von Malakka, den Straits Settlements, angelangt; Palmenhaine am Ufer waren deutlich erkennbar.

Am 29. Januar liefen wir bei regnerischem Wetter früh 7 Uhr in den Hafen von Singapore ein.

Rikshas brachten uns schnell ins Hotel und von da bald nachher in das Geschäftsviertel der Stadt, wo die nötigen geschäftlichen Angelegenheiten erledigt wurden. Insbesondere waren beim Norddeutschen Lloyd Plätze zu sichern für die Weiterfahrt in vier Wochen, desgleichen für den Abstecher auf holländischem Dampfer nach Batavia.

Der fällige Dampfer nach Java war am selben Tage früh abgegangen; dadurch aber, daß der die europäische Post bringende deutsche Reichspostdampfer im Laufe des Tages eintreffen sollte und auch pünktlich eintraf, mußte vertragsmäßig binnen 24 Stunden nach seiner Ankunft ein holländischer Dampfer zur Beförderung der Post nach Java abgehen, so daß wir die sehr erwünschte Gelegenheit fanden, schon am nächsten Tage dorthin reisen zu können.

In der Tat befanden wir uns am 30. Januar nachmittags 5 Uhr an Bord des winzig kleinen holländischen Dampfers „Van der Capellen", von nur 900 Tonnen Rauminhalt, und steuerten lustig und guter Dinge geradenwegs dem nur beiläufig $1\frac{1}{3}^0$ (150 Kilometer) entfernten Äquator zu.

Penang.

Wir hatten recht starke Dünung, die Wellen gingen hoch, und gegen 10 Uhr nachts einen starken Tropen-

guß, der die ganze Nacht anhielt und sehr abkühlte. Die Luken mußten geschlossen werden, und der größte Teil der Passagiere lag seekrank danieder. Die kleine Nußschale tanzte aber auch jämmerlich auf den haushoch sich türmenden Wogen auf und ab.

Nach eingenommenem Diner hielten wir uns noch eine Zeitlang auf dem durch Segeltuchplanen gegen den Regen geschützten Vorderdeck auf — es waren Plaids und Mäntel hervorgeholt worden, so sehr war die Temperatur abgekühlt — und suchten dann unsere Kabine auf, in der wir das Passieren der Linie, die in dunkler Nacht, um 3 Uhr 45 Minuten früh, übersetzt wurde, herrlich verschliefen!

Als wir am 31. Januar morgens an Deck kamen, befanden wir uns bereits auf der südlichen Hemisphäre, zwischen uns und dem alten Europa zog sich die ideale Linie um unsere Erdkugel, die unseren Planeten in zwei gleiche Teile, zwei Halbkugeln, scheidet. Wir standen auf der südlichen Halbkugel, und wollten wir hinan zum Sonnenball blicken, mußten wir das Auge nordwärts richten.

In der Jugend hatte ich immer gemeint, es müsse doch etwas ganz Besonderes sein, diese scharf gezogene Trennungslinie zwischen der Nord- und Südhalbkugel — durch die, nach aufwärts in den Himmelsraum gestreckt gedacht, die Welt in zwei Hemisphären zerfällt — zu passieren; ich hatte gedacht, es müsse etwas ganz Eigenes sein, diese Grenzscheide einmal zu überschreiten. Mit der Erkenntnis, daß im unbegrenzten Raume es keine Grenzen gibt, höchstens irdische, selbst aufgerichtete, mehr oder minder willkürliche Markſteine, schwindet auch diese Idee, und tritt man zufällig heran an eine solche sogenannte Grenzscheide, würde man sie vergeblich körperlich wahrzunehmen trachten. In Wahrheit nichts als ideale Einbildung. Man ist plötzlich drüben, unsere Nerven haben nicht einmal gezuckt, noch viel weniger hat die Welt einen Rucker gemacht, genau so wenig wie bei einem Halbjahrhundertjubiläum oder einem Jahrhundertabschnitt oder dem Übertritte in ein neues Jahrtausend.

Unsere Fahrt auf der Halbkugel unserer Gegenfüßler unterschied sich um kein Jota von der jenseits über dem Äquatorialstrich, wir dampften, jetzt ohne Regen, aber bei ganz frischer angenehmer Temperatur gleichmäßig im gleichen Tempo weiter gen Süden, hatten bewölkten Himmel und frische Brise. Die weißen Anzüge waren sogar mit dunklen vertauscht. Es ging eine recht hohe See, als wir zwischen Sumatra und der Insel Bangka, auf der Zinnbergbau betrieben wird, mit dem Städtchen Muntok, hindurch fuhren.

Abends prächtiger Mondenschein, wir standen wieder vor dem Vollmond. Eine herrliche Nacht!

Unser Thermometer zeigte, allerdings bei offenen Luken, nur 25—26° C.

Einer trefflich vollbrachten Nacht, trotz heftigen Schaukelns, folgte ein angenehmer Tag und gute Fahrt nun in der Sunda- oder Javasee.

Abends $7\frac{1}{2}$ Uhr am 1. Februar legten wir am Pier in Tandjong Priok, dem Hafen des höher am Hügelhange gelegenen Batavia, an. Durch die liebenswürdige Hilfe einiger vornehmen in Java ansässigen Holländer kamen wir in glattester Weise an der zollamtlichen Behandlung schnell vorüber, saßen 8 Uhr im Zuge, der uns in 20 Minuten nach Batavia brachte, von wo wir zu Wagen in weiteren 10 Minuten zum Hotel der Neederlanden in Weltevreden, dem holländischen Viertel Batavias, fuhren, wo wir trefflich aufgehoben waren.

Javanen aus dem Vorstenlande beim Kartenspiel.

7. Java.

Die Insel Java, eine holländische Kolonie, zählt allein 27 Millionen Einwohner. Die Eingebornen sind zumeist Malaien, deren sehr einfacher, leicht zu erlernender Sprache sich auch die Holländer im Verkehre mit der Bevölkerung bedienen. Das eigentliche Malaiisch zerfällt wieder in verschiedene abgezweigte Idiome (Sundanesisch, Tagalisch, Javanisch u. a.), jedoch ist das Malaiisch auf Java wie in den sämtlichen mit 35 Millionen bevölkerten holländisch ostindischen Kolonien das weit überwiegende Hauptidiom.

Der Fremde findet fast überall in den holländischen Besitzungen des malaiischen oder Sundaarchipels die zuvorkommendste, gastfreundlichste Aufnahme, und auf den Reisen auch ins Innere des Landes wird man, ohne Kenntnis des Malaiischen und auch ohne holländisch zu sprechen, überall leicht und ohne Anstand fortkommen, denn die Holländer befleißigen sich eines nicht genug anzuerkennenden Entgegenkommens auch gegen gänzlich Unbekannte, indem sie unaufgefordert dem Fremden mit Rat und Tat freundlichst behilflich sind. Mit Deutsch, Französisch oder Englisch kommt man überall leicht durch.

Die malaiische Rasse sondert sich in drei Typen: in Westjava Sundanesen (daneben viel Javanen), in Mittenjava Javanen, und an den Küsten die Küstenmalaien, ein Wandervolk aus Malakka und Sumatra (im Archipel jetzt überall verbreitet).

Diese einheimische Bevölkerung begegnet dem europäischen Reisenden sehr ehrfurchtsvoll und ist sichtlich bemüht, den Wünschen und Anordnungen des

Fremden getreulich zu entsprechen; dabei sind diese Naturvölker auch, trotzdem sie nicht wie die Inder, Japaner und Chinesen auf eine uralte, wenn auch durch lange Zeiten in Verfall geratene Kultur hinweisen können von gut geartetem Charakter, wenigstens im Hinblick auf ihre Berührung mit den Europäern.

Meine Frau und ich sind wochenlang, ohne Führer und ohne ein Wort malaiisch zu kennen, im Innern von Java herumgereist, und auch nicht ein einziges Mal ist uns irgendwelche Unannehmlichkeit im Umgange mit den Eingeborenen zugestoßen. Von Garoet („oe" stets wie „u" auszusprechen) sind wir beide allein erst stundenlang mit einem malaiischen Kutscher ins Land gefahren, dann den ganzen Tag über mit acht Malaien (ein Pferdeführer und sieben Träger) im Urwalde zum Krater aufgestiegen und wieder zurück, sind auf dem ganzen Wege außer einigen wenigen Eingeborenen nicht einer Menschenseele begegnet, haben die Leute abgelohnt, ohne daß sie nur den Versuch gemacht hätten, mehr zu fordern, als ihnen gebührte, und es ist uns beiden nicht der Gedanke gekommen, daß wir doch eigentlich ziemlich machtlos — denn schließlich würde auch mit einem Revolver gegen acht solche von Kraft strotzende Kerle nicht viel auszurichten sein — in die Hand dieser Halbbarbaren gegeben waren. Das zutunliche, freundliche und doch durchaus bescheidene und zurückhaltende Benehmen der Leute, ihr fortwährendes Lachen und Scherzen, ihr sichtliches Bemühen, uns auf alles, was sehenswert erschien, Affen, andere Tiere oder sonstiges, aufmerksam zu machen, ihr Eifer, Hindernisse, die sich im Urwalde durch Zusammenbruch von Bäumen oder dergleichen in den Weg stellten, mit Aufgebot aller Kraft schnellmöglichst zu beseitigen, dies alles hatte uns bald jedwedes Gefühl der Unsicherheit oder des Unbehagens benommen. Ganz dasselbe wurde uns übrigens auch von einem jungen Hamburger, der im Innern von Sumatra Elefanten gejagt hatte, bestätigt.

Das, was hier von Java gesagt wird, kann aber nicht im gleichen unbeschränkten Maße von den anderen Sundainseln gelten. In Sumatra, noch mehr in Celebes (spr. Sumátra, Celébes), und gar erst in der nächst Neuguinea größten Insel der Welt, Borneo (dessen nördliche Küste britisch ist), finden sich noch zahlreiche unbotmäßige Barbarenstämme vor, die ein ziemlich unbelästigtes Dasein führen, da das Innere dieser großen Inseln noch beinahe unerforscht, zum mindesten gänzlich unkultiviert ist.

Sumatra mit 420000 Quadratkilometern ist infolge seiner günstigen kommerziellen Lage zwischen Indischem Ozean und Südchinesischer See zwar schon längs seiner Küsten besiedelt und kultiviert, mit Hafenstädten reich ver-

Meyer, Weltreisebilder. Zu Seite 197.

Reisfelder auf Java.

sehen, aber oben in den unwirtlichen Gebirgsgegenden finden sich noch wilde Stämme vor, wenn auch in neuester Zeit die Kultur durch die Holländer zwar langsam aber nicht erfolglos in diese Gebiete getragen worden ist. Das fruchtbare Celebes, 178 000 Quadratkilometer, ist nur an seiner südlichen und nördlichsten Küste erschlossen und kultiviert, Borneo, 734 000 Quadratkilometer, im Inneren beinahe unbekannt. Die kleinen Sundainseln, die Molukken, sind nur teilweise an den Küsten mit Handelsplätzen versehen, und die Rieseninsel Neuguinea, 786 000 Quadratkilometer, westlich von holländischer, nordöstlich von deutscher und südöstlich von britischer Flagge gedeckt, ist in der Hauptsache ein noch unbeschriebenes Blatt.

Dahingegen ist Java mit 126 000 Quadratkilometern nächst Japan die bestkultivierte, reichst bevölkerte, fruchtbarste Insel Asiens und die Perle in den asiatischen Tropenmeeren.

Das Klima auf Java ist freilich sehr heiß, die natürliche Folge der Nähe des Äquators ($6—8^0 = 700—900$ Kilometer). Wäre es minder heiß, wäre Java eben das unbestrittene Paradies der Erde. Jedoch die Hitze ist erträglich, wenn man in der Lage ist, in der heißesten Zeit die hochgelegenen Orte der Insel aufzusuchen. Durch das ganze, schmale, an seiner breitesten Stelle nur 200 Kilometer messende und 1000 Kilometer lange Inselland zieht von West nach Ost ein vulkanischer Gebirgszug, der sich im Krater Smeroe oder Semeroe bis 3671 Meter erhebt. Auf diesem Höhenzuge mit Plateaus von 1000—2000 Meter Seehöhe finden sich zahlreiche Ortschaften und Stationen, auch Sanatorien, wo das Klima so gemäßigt ist, daß man angenehm und behaglich daselbst verweilen kann. Freilich in den Küstenorten und Hafenstädten herrscht ein geradezu mörderisches Klima; die Malaria grassiert dort schrecklich und fordert furchtbare Opfer, ganz besonders von nicht dort Geborenen.

Da auf Java nur wenig Städte, und auch diese mit nur relativ geringer Einwohnerzahl, zu finden sind, lebt die ganze zahlreiche Bevölkerung Javas auf der fast durchaus fruchtbaren Insel zerstreut. Die freundlichen kleinen Dörfer mit ihren bescheidenen Hütten liegen zumeist halb versteckt im schattigen Tropenwalde.

Bahnen, Wege und Straßen, Kanäle zur Bewässerung der Reisfelder und die größeren auch dem Frachtenverkehr dienend, durchziehen kreuz und quer das Land, die Holländer sind ja in ihrem Vaterlande berühmt als Meister in großartigen Wasserbauten, und so haben sie auch hier in ihren Kolonien sich das Wasser mit unendlichem Geschick und praktischer Kunstfertig-

keit, ebenso aber auch mit anerkennenswerter Mühseligkeit dienstbar zu machen verstanden.

Es ist geradezu erstaunlich, mit welch raffinierter Geschicklichkeit und präziser Genauigkeit die Wasserrinnsale den Niveauverhältnissen des Terrains angepaßt wurden, wie exakt berechnet die Wasserläufe hinüber und herüber geleitet sind, um kleine und große Terrassen, die, durch Abdämmung mit hohen Rändern versehen, geschaffen wurden, rieselartig mit Wasser zu versorgen, derartig, daß ein Wasserlauf eine ganze Anzahl solcher terrassenförmiger großer und oft ganz winzig kleiner Feldparzellen, deren eine jede stets um etwas niedriger liegt als die neben oder davor stehende, unter Wasser zu setzen vermag. Diese das Terrain in bewundernswerter Weise ausnützenden Kunstwasserbauten sind weitaus rationeller angelegt und durchgeführt als jene in Ceylon.

Dort, wo keine Flächen sich zeigen oder geschaffen werden konnten, wo vormals Waldbestände sich vorfanden, die sich an Hügeln und Berglehnen hinanziehen, sahen wir wohlgepflegte Tee- und Kaffeeplantagen, Gewürz- und Kakaopflanzungen mit Faktoreien, die stattliche, gutgebaute Wirtschaftsgebäude, Trockenschuppen und was sonst zum Betriebe vonnöten, aufweisen. Daneben stehen meist einige nette, mitunter sehr hübsche, große, von Palmen, Wald und Gärten umsäumte Bungalos für die Plantagenbesitzer, Bewirtschafter und Aufseher und im Walde zerstreut die bescheidenen Bambushütten der eingeborenen Arbeiter. Alles in holländischer Nettigkeit und Sauberkeit. Mit Vergnügen möchte man in diesen nebenbei landschaftlich sehr schön gelegenen, von malerisch geformten Kratern, deren sehr viele noch in Tätigkeit sind, überhöhten Besitzungen eine erwünschte Rast und angenehmen Aufenthalt nehmen. Er heimelt einen unsagbar an, dieser von Gott gebaute, einen unwiderstehlichen Reiz ausübende, unbeschreiblich großartige Tropenwald, mit seinen hoch in die Lüfte ragenden Palmen, seinen Tamarinden, Gummibäumen, feinblätterigen Laubhölzern, seinen mächtigen Pinien, den hochstämmigen Farnen, den köstlichen breitblätterigen Bananen, den den ganzen Wald durchziehenden, bis hoch in die Wipfel sich rankenden Lianen.

Und wenn wir aus dem Dunkel des Urwaldes an die Waldlisieren treten, welch entzückendes Bild: üppige, wohlgepflegte Kulturen, Plantagen, Felder, Fruchtbäume, daneben verstreut im Gelände die anheimelnden netten Bungalos und Malaiendörfer, tief eingeschnittene, schmale Flußläufe, und über dem Hügellande romantisch geformte, kegelförmig sich aufreckende vulkanische Bergesgipfel, die sich zur Höhe von 2000, 3000, ja selbst bis fast 3700 Meter über Meer aufschwingen.

Ebenso wie der javanische Tropenwald und die ganze überüppige Vegetation jene von Ceylon unbedingt übertrifft, ebenso steht das landschaftliche Bild über jenem Ceylons, nicht allein deswegen, weil die Berggipfel in Java jene von Ceylon um 1000 Meter überragen, sondern hauptsächlich, weil die Gipfelformation eine ganz andere ist; denn während es in Ceylon nur langgestreckte Bergketten mit beträchtlicher Kammhöhe gibt, die nur wenig von einzelnen Bergkuppen überragt werden, und wo nur allein der Adam's Peak eine Bergindividualität genannt werden kann, türmen sich in Java die unzähligen vulkanischen Berggestalten, fast jede eine eigenartige Individualität bildend, zumeist gesondert, freiragend über den Hochplateaus und Höhenterrassen auf. Außerdem ist die Nettigkeit und Sauberkeit der Wohnstätten in Java eine ganz wesentlich bessere, und zudem ist der Eingeborene, der Malaie, wenigstens hier auf Java, den man fast immer heiter und scherzend, mit freundlich zufriedenem Gesichte sieht, eine sympathischere Erscheinung als der von seinen Beherrschern allezeit schroff und rauh zurückgestoßene, verachtete Inder und Singhalese. Da wir hierüber bereits bei Indien eingehender gesprochen haben, ebenso über die Wohnstätten (Bungalos), wie über Religion und Sitten und tropische Vegetation, dürfen wir hier darüber hinweggehen.

Noch am Abend nach unserer Ankunft in Batavia-Weltevreden machten wir bei Mondschein einen Spaziergang mit einem holländischen hier lebenden Herrn und hatten da schon Gelegenheit, die reizende Lage, die schmucken Bungalos und entzückenden Gärten Weltevredens zu bewundern.

Nach einer dank dem großen geräumigen Zimmer im Hotel der Neederlanden angenehm kühl verbrachten Nacht fuhren wir vormittags mehrere Stunden in Weltevreden und Batavia herum. Man benutzt hier in Java mit Pferden bespannte Wagen; die ganze Insel ist bergig und hügelig, daher für die Rikscha nicht geeignet!

Batavia, beziehungsweise Weltevreden, das Fremdenviertel im Gegensatze zur daranstoßenden Stadt Batavia mit den Geschäftshäusern und dem Quartier der Eingeborenen, macht einen überaus freundlichen, sehr sympathischen Eindruck; hier ist jedes Haus im Villen-Bungalostile erbaut und mit üppigen, von herrlichen Palmen, Bäumen, Sträuchern, Blumenparketts und Rasenparzellen strotzenden Gärten versehen. Ein Kanal, gutes reichlich fließendes Wasser führend, zieht durch den Stadtteil hindurch, auf beiden Seiten mit Alleen und dahinter Bungalo an Bungalo sich reihend; eine riesenhafte Wiesenfläche im Karree mit Baumreihen eingefaßt dient für besondere

festliche Gelegenheiten. Dort finden wir auch ein interessantes Museum. Aber auch die Eingeborenenviertel sind besuchenswert. Auch diese malaiischen Stadtteile machen durch Reinlichkeit und Sauberkeit einen weitaus besseren Eindruck als die indischen Nativeviertel. Man sieht daraus, daß man auch die Eingeborenen, heißen sie nun Hindus oder Malaien oder sonstwie, ganz wohl auf eine höhere Zivilisationsstufe zu bringen vermag, wenn man sie als Menschen behandelt und sich die Mühe gibt, sie anzulernen und zu erziehen, wenn man sie nicht nur als Ausbeutungsobjekte betrachtet und wie eine ausgepreßte Zitrone wegwirft, wenn kein Saft mehr herauszuholen ist. Freilich mit dem bloßen formalen Bekehren zum Christentum ist wahrlich nicht Genüge geleistet, zuerst und vor allem muß man den, den man auf eine höhere Stufe bringen will, als Menschen anerkennen und dementsprechend behandeln, das ist conditio sine qua non.

Aber da sitzt man am Stein des Anstoßes fest. Das ist es ja, was, wie schon des Näheren auseinandergesetzt, der Engländer perhorresziert; zum Kulturmenschen darf der Inder nicht erzogen, ja mehr noch, nicht zugelassen werden, denn dann müßte ja unfehlbar dereinst der Zeitpunkt kommen, wo die 300 Millionen Inder sagen würden: wir sind intelligent genug und mehr als genügend stark, um uns selbst zu regieren, wir wollen das schwere Joch einmal abschütteln. Es ist begreiflich, daß dies England keine besondere Freude machen würde, aber befremden muß es, wenn eine Nation überall sich unbefugt einmischt und Partei ergreift für fremde Völkerstämme, die unter direkter oder indirekter Botmäßigkeit anderer Staaten stehen — denken wir nur an die Bulgaren, Armenier, Griechen, Ägypter und Sundanesen oder andere —, wenn sie allen diesen Völkerstämmen die Segnungen der Kultur, Zivilisation und Freiheit bringen wollen und gänzlich vergessen auf die Hunderte von Millionen, die unter ihrer Herrschaft stehen, und die man fürweislich davor behütet, ihren Beherrschern ähnlich zu werden, von gleich gar nicht zu sprechen. Auch diese in der Kultur zurückgebliebenen Individuen sind Menschen, denen die Rechte der Menschheit nach und nach eingeräumt werden müssen, so wie dies die Holländer getan haben, die jene eingeborenen Javanen, die sich hinaufgearbeitet, die Intelligenz und gesellschaftliche Form sich errungen haben, als ebenbürtig betrachten, ihnen die gebührende gesellschaftliche Stellung einräumen, bei Mischehen die Nachkommen gesellschaftlich völlig mit sich gleichstellen, alles Dinge, die der Engländer den von ihm beherrschten Völkern nicht kaukasischer Rasse und selbst dem kaukasischen Inder absolut verweigert.

Wenn England immer wieder sich damit auszureden sucht, daß es auf

die geringe Bildungsfähigkeit der asiatischen Völker hinweist, so werden diese fadenscheinigen Ausflüchte hinreichend widerlegt durch das Beispiel der Japaner, die bis vor 40 Jahren noch bar jeder sogenannten europäischen Zivilisation und vollkommen abgeschlossen gegen die moderne Kultur waren, die individuell wie in ihrem staatlichen Gemeinwesen vollständig in einer Zeit fußten, die wir im Abendlande mindestens ein Jahrtausend zurück suchen müßten. Sie, die von uns Europäern noch vor wenig Jahren als die hartgesottensten, weil uns unzugänglichsten Halbbarbaren angesehen wurden, haben uns in einer geradezu verblüffenden Weise den Beweis erbracht, daß die verachteten, so geringgeschätzten asiatischen Völkerschaften, denen eine uralte hohe Kultur verloren gegangen war, in unglaublich kurzer Zeit sich zu moderner Zivilisation und Kultur emporzuschwingen vermögen. Die Japaner hatten freilich den Vorteil, keine europäischen Beherrscher zu haben, sie konnten sich sohin ihre Instruktoren dort suchen, wo sie die richtigen zu finden vermeinten, und waren dadurch in der Lage, bei ihrer Erziehung Bedacht darauf zu nehmen, daß das gelehrt und eingeführt wurde, was dem eigenen Volk und Land zu Nutz und Frommen gereichte. Dort, wo Europäer „Kulturmission" bei Barbaren oder Halbbarbaren — unter letzteren sind jene zu verstehen, die auf eine verfallene, verloren gegangene einstige Kultur hinweisen können — zu verrichten sich anschickten, stand und steht zumeist auch heute immer der Vorteil derer, die die „Kulturmission" übernahmen, obenan, und die Kulturarznei, die man den zu beglückenden Völkerschaften reichte, wurde jederzeit vorsorglicherweise in streng homöopathischer Dosis verabfolgt. So in Indien. Auch die Holländer haben darin in früheren Zeiten vielfach gefehlt, sie sind aber dennoch den eingeborenen Völkerschaften ihrer Kolonien menschlich weitaus näher getreten als die Engländer. Nur dadurch aber war es auch möglich, daß die fünf Millionen Holländer bis auf den heutigen Tag in ihren asiatischen Kolonien allein über 35 Millionen Menschen zu herrschen vermochten. Portugiesen und Spanier, die fast noch rücksichtsloser und egoistischer, jedenfalls religionsfanatischer wie die Engländer in ihren einst großen und reichen Kolonialbesitzungen gewaltet haben, mußten diese längst preisgeben. Sie hatten es eben mehr als andere noch verabsäumt, guten Samen zu säen.

Aus dem glänzenden japanischen Beispiele aber kann man ersehen, daß die asiatischen Völkerschaften wohl, und zwar in hohem Grade, wenn auch nicht alle in gleicher Weise bildungs- und kulturfähig sind und bei richtiger Anleitung zu abendländischer Kultur und Zivilisation sich emporheben können. Man sollte aber auch über das „Menetekel" an der großen asiatischen Wand

nicht leichtfertig hinweggehen und es beherzigen, daß der Augenblick näher rückt, in dem dieser fortschrittliche Geist mit elementarer Gewalt überall im fernen und fernsten Osten zum Durchbruche kommen und alle Schranken gewaltsam niederreißen wird. Im fernsten Osten in Japan ist urplötzlich im Laufe einer Generation die Sonne hoher Kultur aufgestiegen, und sie wird, wenn auch in gemäßigterem Tempo aufgehend, dereinst auch den anderen asiatischen Völkerschaften und Staatengebilden, gleichviel ob diese selbständig oder unter der Oberherrschaft europäischer Staaten stehen, leuchten. Wohl denen, welche rechtzeitig sich darauf vorbereiten, denn aufhalten läßt sich dies, nachdem die Japaner den Bann gebrochen haben, nimmermehr, so wenig wie das „heilige Rußland" sich fürderhin der mächtig hineinflutenden Kultur und den Forderungen der Menschlichkeit und der individuellen Freiheit verschließen kann.

Wie bereits früher erwähnt, ist die gesellschaftliche Stellung der gebildeten, wohlerzogenen eingeborenen Javanen eine durchaus andere als jene der Inder. Der eingeborene Javane kann sich unter der Bedingung, daß er sich den notwendigen Grad von Bildung angeeignet hat — und dazu findet er in den von den Holländern geschaffenen volksbildenden Institutionen genügend Gelegenheit — eine gleichberechtigte gesellschaftliche Stellung ohne Anstand erringen, eine Sache, die in Indien a priori gänzlich ausgeschlossen ist. Wer sich aber nicht jenen Bildungsgrad erworben hat, der ist gehalten, durch bestimmte Abzeichen in der Kleidung, auch bei europäischer, dies kenntlich zu machen (z. B. Kopftuch der Frauen). Der Holländer verkehrt gesellschaftlich mit den Javanen; diese, und ganz besonders die Mischlinge, finden unbehindert Zulaß zu Stellungen, sowohl im Staatsdienste wie in Privatunternehmungen; Mischehen sind durchaus nichts Seltenes und ganz besonders die Halbblutjavaninnen, die zumeist auffallend schön und von liebenswürdigem Charakter sind, finden leicht Männer. Dadurch hat der Holländer viel festeren Fuß gefaßt, ist ganz anders eingewurzelt als der Engländer in Indien, der nur so lange dort bleibt, als er infolge des Zweckes der ihn dahin führte, bleiben muß. Zahlreiche holländische Familien sind ganz nach Java verpflanzt, haben sich gänzlich und für immer bleibend dort niedergelassen.

Von Batavia-Weltevreden gilt wohl unfehlbar der erste Ausflug dem weltberühmten königlichen botanischen Garten in Buitenzorg.

Die einstündige Bahnfahrt dahin bringt uns mitten durch die denkbar üppigste, großartigste Vegetation: rechts und links der Bahn geschlossene dichte Waldungen mit hochstämmigen mächtigen Palmen, Tamarindenbäumen, Banyans (Wurzelbäumen), hochblätterigen Bananen, Farnen und sonstigen unzähligen,

vielfach nur dem Botaniker geläufigen Baum- und Sträuchergattungen, besonders häufig Bambusbüschen. Dazwischen Lichtungen mit mustergültigen Reisplantagen, in denen in tiefem Schlamm, bis zu den Knien im Morast watend, Kerbauen (eine Büffelart) mühsam den Boden mit dem Pflug durchfurchen; daneben her schreitet den Pflug führend der Malaie. Halbversteckt die von Bambusgehegen umgebenen, zumeist auch aus Bambus gefertigten kleinen Häuschen der Eingeborenen, nie ohne eine An-, oft Unzahl von niedlichen, kleinen und großen, nackten oder fast nackten Kindern. Dann wieder hier eine wohlgepflegte Kaffeeplantage, dort eine Kakaopflanzung, wieder anderswo ein Obstgarten. Und was für köstliches Obst wird hier dem Feinschmecker geboten! Wer kennt die Gaben, nennt die Namen? Manche von ihnen, wie die köstliche Mangustin, haben nie auf einer europäischen Tafel geprangt, sie sind nicht transportabel. Aber auch jene, die versandt oder in Europa gezogen werden können, sind von ganz anderem, aromatischerem Geschmack, rufen einen ganz andersartigen, saftigeren, durststillenden, kühlenden Gaumenreiz hervor als die durch unsere europäische Sonne gezeitigten Früchte. So besonders sind die Ananas, die hier auf Feldern wie bei uns die Rüben in Reih und Furche zu vielen Hunderten auf einem Fleck angebaut werden, eine viel herzhaftere, kräftigere und dabei doch außerordentlich aromatische, sehr saftige, kühlende Frucht, und neben dieser eine reiche Auswahl anderer köstlicher Fruchtgattungen, darunter die saftige — nicht mehlige, wie in Portugal und Spanien — und äußerst nahrhafte Banane; dann die wohlschmeckenden saftigen Papaya, eine der Melone ganz ähnliche Frucht, nur mit dem Unterschiede, daß die Papaya ganz besonders gesundheitszuträglich ist, was von der Melone nicht gesagt werden kann. Orangen gedeihen in Ostasien nur in einigen Gegenden und sind merkwürdigerweise sauer und schlecht.

Wenden wir den Blick ab von unserer nächsten Umgebung, wird das Auge entzückt von der landschaftlichen Umrahmung. Seitwärts unter uns, im tiefeingeschnittenen Tale, dessen Berglehnen von Wald bestanden sind, zeigt ein kleiner Fluß seinen Wasserlauf, von seinen beiden Ufern neigen sich die mächtigen Kugelkronen der schlanken Kokospalmen und die üppig grünen Wipfel hochragender Laubbäume bis weit über den Uferrand, so daß nur ein schmales Wasserband sichtbar bleibt. Dort lugt ein bescheidenes Bambushäuschen am Ufer zwischen den Bäumen hervor, und natürlich plätschern im Wasser ein halbes Dutzend Kinder, oft auch Erwachsene, alle lustig und heiter Kurzweil treibend. Ein paarmal am Tage mindestens muß hier ein jeder sein erfrischendes Bad nehmen. Und über

dem allen die vielfach bis hinan zur höchsten Kuppe bewaldeten, prächtig geformten Vulkane; aktiv oder außer Dienst, gleichviel, alle sind malerisch und romantisch.

In Buitenzorg angekommen fuhren wir auf der den berühmten Park flankierenden breiten Allee Djalan besar durch die Villenstadt zum Hotel Bellevue, das von drei jungen, französisch sprechenden Damen trefflich geführt wird.

Man wies uns ein entzückendes Zimmer in bester Lage am äußersten Ende an einer Ecke des geräumigen, ebenerdigen Bungalogebäudes an; es

Malaiisches Haus auf Java.

hatte zwei Türen nebeneinander und an zwei Wänden je ein Fenster. Die beiden Türen gingen auf eine breite, gedeckte Terrasse, die nur zu unserer Verfügung stand und wo wir unseren Frühtee und five o' clock tea einnahmen. Von unserer kleinen Terrasse fiel das Terrain steil hinab zur Bahntrace und von da ebenso jäh abwärts zu einem kleinen Flüßchen, wie eben beschrieben, an dessen Ufer ganz im Walde versteckt ein kleines Dorf lag. Eine schmale Brücke spannte sich von einem waldbestandenen Ufer zum anderen. Im Hintergrunde der stattliche, schön geformte, über und über mit üppigem Urwalde bedeckte Vulkan Salak, 2253 Meter hoch.

In dem 40—50 Meter unter uns fließenden Flüßchen Tjidani war den ganzen Tag über ein bewegtes Leben, und es war wirklich ergötzlich, dieses bunte Treiben mit dem Feldstecher zu beobachten. Da wurde Wäsche gewaschen, Wasser geschöpft, Geschirr gereinigt, kleine Kinder abgeschwemmt, die Morgen- und Abendtoilette der Frauen und Mädchen sans gêne vollzogen. Gleichviel zu welcher Tageszeit, mindestens ein halbes Dutzend jeglichen Geschlechts und Alters unterhielt sich jederzeit badend und mutwillig scherzend im Wasser.

Nun zum König aller Parks, dem weltberühmten königlichen botanischen Garten in Buitenzorg. In betreff tropischer Pflanzen, Gewächse, Bäume und Sträucher steht dieser Gartenpark einzig in der Welt da. Er wird selbst vom Peradeniya-Park bei Kandy auf Ceylon nicht erreicht. Außerdem übertrifft er in landschaftlicher Hinsicht, in bezug auf geschickte, überaus geschmackvolle und kunstsinnige Gruppierung und ebenso bezüglich übersichtlicher Einteilung sowie üppigster Entfaltung der einzelnen Exemplare — dieses dank des besonders bevorzugten Klimas — nach übereinstimmender Aussage der kompetenten Fachgelehrten alle anderen derartigen Garten- bzw. Parkanlagen der Welt.

Eine Beschreibung dieses Schmuckkästchens — das nebenbei bemerkt sehr ausgedehnt ist — zu geben, wäre wohl auch wieder ziemlich vergebliche Mühe, denn schwerer als jedes andere landschaftliche Bild läßt sich ein Park und ein Garten mit edelsten und seltensten Pflanzen beschreiben. Über die wissenschaftliche Bedeutung des botanischen Gartens in Buitenzorg sind genug Bücher geschrieben worden, so u. a. von den Professoren Haeckel, Haberland, Giesenhagen u. a. m., und selbst diese gediegenen Arbeiten werden den vorgefundenen Stoff kaum völlig erschöpft haben. Also in dieses Thema kann hier überhaupt nicht eingegangen werden und auch eine Beschreibung des mit dem lediglich wissenschaftlichen Zwecken dienenden botanischen Garten verknüpften prächtigen Parks — inmitten dessen, an einem großen Wasserspiegel gelegen, das königliche Regierungsgebäude, richtiger der Sommerpalast des General-Gouverneurs von Java, sich erhebt — würde wohl kaum ein annähernd richtiges Bild dieses Juwels, dieses Kabinettstückes künstlich geschaffener landschaftlicher Szenerie abgeben.

Nur in wenigen Strichen skizziert, mit wenigen Worten gestreift sei hier die Fahrt oder der Gang durch den Gartenpark.

Wir fahren auf breitem Parkwege durch das Gittertor ein, gelangen zuvörderst auf einen großen Platz, ein saftig grünes Wiesenparkett, mit

Gruppen mächtiger alter Bäume, unter denen in Rudeln verteilt Hunderte zierlicher Damhirsche und Tiere lagern, sich herumtummeln und bis dicht zu unsern Wagen herankommen, in der Erwartung, einen Leckerbissen zu erhalten. Im Hintergrunde dieses Wiesenplanes thront das große Gouvernementsgebäude auf einer Halbinsel des vorerwähnten kleinen Sees. Am Gouverneurspalast und am kleinen See vorüber gelangen wir in den eigentlichen botanischen Gartenpark, der noch einige kleine Wasserbassins aufweist und vom Tjiliwong, einem schmalen, kleinen, hier zweiarmigen Flüßchen durchzogen wird, über welches allerliebste schmale Bambusbrücken gespannt sind.

Das Gebiet des weit ausgedehnten Parkes ist nicht eben, es weist mäßige Terrainerhebungen und -senkungen auf, die glücklich und geschickt benutzt und verwertet wurden, um die herrlichen Bäume und Pflanzen so zu plazieren, daß sie von verschiedenen Punkten, auch von etwas weiterer Ferne aus gesehen werden können. Wie schon erwähnt, ist die Einteilung der Baum- und Pflanzengruppen musterhaft übersichtlich, so daß man sich an der Hand des Planes des botanischen Gartens, der käuflich zu haben und auch in dem „Guide to the Dutch East-India“ (herausgegeben von der „Koninklijke Paketvaart-Maatschappij“), enthalten ist, leicht und sicher zurechtfinden kann.

Von ganz besonderer Berühmtheit ist die Canarytree Avenue, eine großartige Allee herrlicher 70jähriger Bäume; am Ende derselben, nahe seitwärts des Ausgangstores, finden wir eine weitere interessante Sehenswürdigkeit, nämlich eine Musterkollektion von Lianen und Schmarotzerpflanzen jeder Gattung. Sämtliche dort stehenden Baumriesen sind bis hinauf in die Wipfel mit Schlingpflanzen umstrickt, deren einige schlangenartig, von einer Wurzel ausgehend, über eine ganze Anzahl von hochstämmigen Bäumen hinwegkriechen.

Einzig in der Welt ist die Abteilung der Palmengruppen, jede Art und Gattung und Spezies von Palmen ist in wahren Prachtexemplaren vertreten.

Daß neben den Pflanzen des Gartens auch alle für wissenschaftliche Zwecke, sowie zur Erhaltung und Pflege und Fortentwicklung nötigen Behelfe und Institute, Laboratorien, Museen, Herbarien, Bibliothek, photographische Reproduktionsanstalt, Studienräume usw. vorhanden sind, ist selbstverständlich. Es sind fast unausgesetzt Gelehrte und Studierende der Botanik, Naturforscher und Gartenkundige zu längerem dem Studium gewidmeten Aufenthalt in Buitenzorg anwesend, denen die entgegenkommendste Aufnahme und Unter-

Meyers Weltreisebilder. Siehe S. 207.

Botanischer Garten Buitenzorg auf Java.

stützung seitens des Direktors Professor Treub und seiner zahlreichen Gehilfen zuteil wird.

Unsere erste Fahrt durch und um den Park, inbegriffen einige kurze Wanderungen auf den nicht fahrbaren Seitenwegen im Garten, nahm drei Stunden in Anspruch und war überreich an reizenden und hochinteressanten Eindrücken. Während unseres zweimaligen Aufenthalts in Buitenzorg haben wir noch oftmals den Park nach allen Richtungen durchmessen, an allen lauschigen, entzückenden Sitzplätzen, Pavillons und Bänken unter himmelragenden Palmen und Pinien geweilt und immer haben wir noch nicht Beobachtetes, Neues und Interessantes entdeckt.

Das ist gewiß: der Aufenthalt in Buitenzorg zählt zu den genußreichsten, zu den schönsten Erinnerungen, die wir heimgetragen von fremden Ländern.

Am 5. Februar verließen wir unser Hotel mit seinem lieblichen Zimmer und der Veranda, mit seinem herrlichen Blick auf Berg und Tal, auf Fluß und tropischen Urwald. Unsere Fahrt ging aufwärts, den Hochplateaus entgegen und dann auf den mehr ebenen Terrassen entlang, immer in der herrlichen, überüppigen Landschaft, wie bei der Fahrt nach Buitenzorg geschildert wurde.

Die Bilder, die sich in bunter Reihenfolge vor dem Auge entrollten, waren so fesselnd, so mächtig anregend, daß ich mich auf allen unseren Fahrten durch ganz Java entlang und zurück nicht entschließen konnte, wie es sonst stets meine Gewohnheit war, im Waggon ein kleines Nachmittagsschläfchen zu halten. Ich mußte schauen, bald hierhin, bald dorthin, jetzt auf dieser, dann auf jener Seite des Waggons, ich wollte keines der reizvollen Bilder missen, und ich habe es nie bereut, denn überall zeigte sich Herrliches, nie Gesehenes, nicht Übertroffenes.

Es gibt wohl kaum ein zweites Land der Welt, wo eine solch eminent großartige Vegetation in ein landschaftlich so überaus liebliches, anheimelndes Bild gefaßt ist.

Da in Java keine Nachtzüge verkehren, muß man von den Anfangs- und Hauptstationen aus zumeist sehr frühzeitig abreisen und ist dann genötigt, bei Reisen auf große Entfernung in einer der Hauptstationen zu nächtigen, um anderntags, vor Sonnenaufgang schon, wieder weiter zu fahren. Von Batavia, im Westen der Insel gelegen, zieht die Bahn — mit verschiedenen kurzen Abzweigungen nach Norden und Süden zu den Küstenorten hinab — in östlicher Richtung auf den Höhenplateaus entlang bis zur äußersten östlichen Spitze des Inselandes. Es nimmt diese Reise drei

Tage Bahnfahrt in Anspruch. Am ersten Tag von Batavia über Buitenzorg, Tjibatoe (von wo Zweigbahn nach Garoet) nach Maos, am zweiten über Djokjakarta bis Soerabaja und am dritten über Pasoeroean nach Banjoewangi. In diesen Nachtstationen sind von der Regierung unmittelbar am Bahnhof gute Hotels errichtet.

Die Waggons erster Klasse sind vortrefflich und komfortabel, die Bahnhöfe auf den größeren Zwischenstationen weitaus besser und sehr viel reinlicher als jene in Britisch-Indien. Dort, wo Mittagsstation gehalten wird, findet man ganz entsprechende Restaurationen, in denen sogleich nach Ankunft des Zuges das Frühstück serviert wird, und da auf ganz Java die Reismahlzeit bezw. das Reisgericht mit Curry und einem Dutzend Fleisch-, Geflügel-, Fisch- u. a. Zutaten mehr ganz vorzüglich bereitet und reichhaltigst ausgestattet ist, genügt dieser Gang allein zur vollständigen und sehr gesundheitsgemäßen Ernährung. Dazu ein Mineral- oder Sodawasser mit etwas Whisky als Zusatz, Bananen und allerlei köstliche Früchte, schließlich ein exquisiter Kaffee oder Tee nach Belieben; damit lebt sich's ganz famos.

Es ist ja nicht zu leugnen, daß die hohe Temperatur, eine richtige feuchtheiße Treibhaustemperatur, den Genuß beeinträchtigt und besonders eine Schlaffheit und Energielosigkeit erzeugt, die einem jede Bewegung verleidet, so daß selbst derjenige, der an Fußtouren und anstrengende Wanderungen und Bergsteigen gewöhnt ist, in diesem Klima versagt. Nach dem ersten Versuche wird der nicht akklimatisierte Europäer, schleunigst wieder zu den vier Pferdefüßen oder zu den von der Tropenglut gestählten Muskeln der Eingeborenen greifend, sich willig tragen oder fahren lassen. Aber abgesehen davon, nämlich von dem Unvermögen, physische Anstrengungen, ganz speziell aber längeres Gehen zu überwinden, ist die Hitze in der günstigen Zeit, Januar — März, nicht derartig, daß sie unerträglich genannt werden könnte. In den Küstenorten war es natürlich am schlechtesten, oberhalb aber schon in 600—700

Eingeborene Frauen von Westjava beim Spiel.

Meurer, Weltreisebilder. Zu Seite 209

Dorf im Preanger auf Java.

Meter Höhe hatten wir im Zimmer nachts meist 22 bis 24^0 C, am Tage 25 und darüber, also zwischen 70—80^0 F. Wir haben später — allerdings im Juni und nicht im Zimmer, sondern im Freien — in New York anläßlich einer sogenannten heißen Welle 100^0 F = 38^0 C gehabt und dort viel mehr vom Durst gelitten, als je während unseres viermonatigen Aufenthalts in den Tropen.

Zur Zeit, als wir im Februar auf Java weilten, hatte die Regenzeit bereits eingesetzt. Mit fast pünktlicher Regelmäßigkeit stellte sich nachmittags gegen 5 Uhr ein ganz urplötzlich herangeflogenes Wetter, zumeist ein Gewitter mit Blitz und Donner, ein, das sich in einer Weise energisch entlud, wovon wir gar keinen Begriff in unseren Klimaten haben. Es goß wie mit Kannen derartig, daß das Wasser in Bächen auf den Straßen entlang strömte; wer nicht schleunigst irgendwo Unterstand finden konnte, war in Zeit von zwei Minuten wie aus dem Wasser gezogen, was freilich unsere freundlichen halbnackten Malaien verdammt wenig genierte, übrigens auch uns keinen Schaden tat, da auch wir nur mit weißem Jackett und weißem Beinkleid, die Damen gleichfalls mit weißem, leichtem Gewande bekleidet waren. Die javanischen Damen gehen bis zur Dinerstunde abends im Sarong und Kabaja — das ist ein um die Hüften geschlungenes Tuch mit Ärmeljacke — unbestrumpften Fußes, nur in zierlichen Pantöffelchen. Häufig erscheinen sie auch so beim Tiffin. Dort ansässige Europäerinnen tun übrigens vielfach das gleiche, weil es sehr klimagemäß ist. Herren und Damen, Malaien und Javanen wie auch Europäer, wandeln im tunlichst leichtesten Gewande bis zur Abendstunde herum, wo Toilette gemacht wird und Smocking oder Frack in seine Rechte tritt. Selbst eine Tropentaufe hat somit auch nichts Beängstigendes an sich, denn in weniger als einer Viertelstunde hat die Tropensonne aufgesaugt, was der Tropenguß über uns ausgeschüttet hatte, und außerdem dauern diese tropischen Wasserergüsse, wenigstens zu Beginn der Regenperiode, zumeist nur einige Minuten bis eine Viertelstunde, dann ist alles vorüber; der Himmel blaut wieder wie zuvor, die graue Wolke ist verflogen und die Sonne besorgt die Trockenarbeit mit einer ganz erstaunlichen Fixigkeit. Später im März, in der intensiven Regenzeit, dauern freilich diese Tropengüsse stunden- und tagelang. Nach dieser Zeit folgt dann die trockene heiße Periode, und wie furchtbar diese hier sich oft geltend macht, mag der Umstand beweisen, daß in Ostjava (in Soerabaja u. a. O.), wo freilich das mörderischste Klima herrscht, es vorkommt, daß vom April bis Dezember nicht ein einziger Regen niedergeht! Diesbezüglich besser ist es in Westjava (Batavia usw.), am besten in Mitteljava.

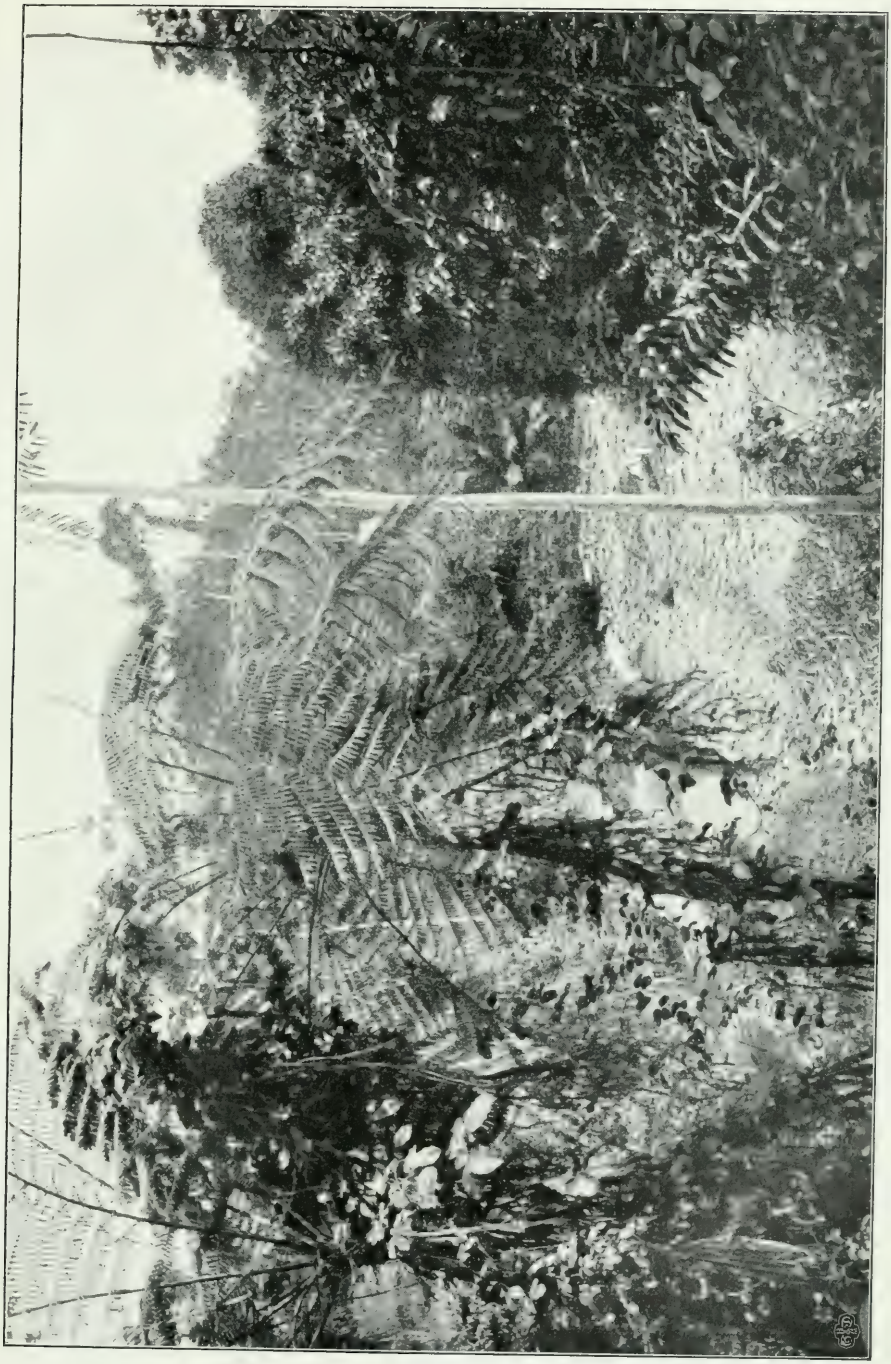
Nach einer überaus genußreichen achtstündigen Fahrt erreichten wir nach-

mittags 3 Uhr Garoet, 711 Meter über dem Meere, eine prächtige javanische Sommerfrische und Kurort in entzückender Lage, wo der Generalgouverneur auch einen Sommerpalast besitzt, vor dem auf einem großen, freien Platze Gruppen wunderbar schöner und alter Bäume sich finden. Im Hotel van Hork, wie alle Häuser in Java in Pavillon- oder Bungalostil gebaut, fanden wir sehr entsprechende Unterkunft und freundliche Aufnahme, sowie aufmerksame Bedienung.

Am 6. Februar früh 5 Uhr nahmen wir in einem leichten, von drei kleinen, munteren javanischen Pferden bespannten Gefährt Platz und trabten, richtiger galoppierten in eine neue unbekannte Welt hinaus. Es war infolge

Landschaft bei Garoet.

abnehmenden Mondes leidlich hell und dabei prächtig erfrischend kühl. Die reizende Fahrt geht in der ziemlich ebenen Terrasse, der Garoeter Hochstufe, in der Preanger Regentschaftsresidenz (Provinz) in südwestlicher Richtung mäßig aufwärts. Wir sind hier noch im kultivierten Lande: überall Reisfelder mit den mustergültigen Bewässerungsanlagen. In mehreren dieser Plantagen waren Hunderte von Arbeitern, jung und alt, Männer, Frauen und Kinder, an der Ernte beschäftigt; in anderen Terrassen wurde gepflügt, wieder andernorts die Reispflanzen im einige Zoll mit Wasser bedeckten Schlamm eingesetzt — allüberall Leben und Bewegung. Die ganze entzückende Landschaft ist ringsum von bis zu 3000 Metern aufsteigenden, schöngeformten, vulkanischen Berggestalten eingerahmt.



Urwald auf Java.

Nach $2^1/_2$ Stunden unausgesetzter Trabfahrt erreichten wir Tjiseroepan, 1222 Meter, wo wir die bestellten sieben Träger und Reitpferd nebst einem Führer bereit fanden. Wir brachen alsbald auf, meine Frau im Tragsessel, da kein Damensattel aufzutreiben gewesen war, ich zu Pferd. Einen Korb mit Proviant führten wir bei uns.

Anfangs führte der Weg in reizender Landschaft an Kulturen entlang mählich aufwärts, bald traten wir in den mächtigen, bewundernswürdigen Tropenurwald ein, dessen imponierende Großartigkeit, wie schon wiederholt erwähnt, die Feder nicht zu beschreiben vermag. Diese üppige, gewaltige Vegetation muß man sehen, muß man zu bewundern Gelegenheit haben, um sich einen richtigen Begriff davon machen zu können.

Immer höher aufwärts zieht der schmale, oft durch Hindernisse gesperrte Pfad in diesem Dome, den die Natur gebaut und mit unvergleichlicher Pracht geschmückt hat. Selbst die in direkten, senkrechten Strahlen von der Sonnenkugel herabsinkenden Lichtwellen vermögen das hochgewölbte Baum- und Blätterdach nicht zu durchleuchten; nur ein gedämpftes Licht waltet hier, der geheimnisvolle Urwaldschatten. Kein Lüftchen regt sich, Ruhe überall, nur hier und da der kurze Schrei, das Gekrächze eines in luftiger Höhe aufgeschreckten buntbefiederten Vogels oder das leise Geräusch schaukelnder Äste, auf denen ein schwarzer Affe sich in schwindelndem Luftsprunge von Baum zu Baum geschwungen. Ein mattes Zwielicht gleichwie in den großen von Menschenhand errichteten Domen breitet sich zwischen den Riesensäulen, den lebenden Monolithen, die die Wölbung des unermeßlichen Blätterdaches tragen, aus. Aber droben über dem grünen Dache da leuchtet, da blinkt, da glüht das sengende Licht der gerade über unserem Scheitel thronenden Sonnenkugel.

Auf Meilenweite keine Menschenseele! Wir zwei allein mit unseren acht fleißigen, unermüdlichen, immer scherzenden und lachenden, dienstwilligen Malaien sind heute Herrscher dieser Urwildnis — und eine solche ist es tatsächlich —; wir befinden uns inmitten der Provinz der Preanger Regentschappen im südwestlichen Teile Javas, und das Gebiet von hier nach Osten zu ist das unwirtlichste der ganzen Insel. Hier in den unermeßlich ausgedehnten Urwaldungen haust auch der Tiger noch, treiben andere wilde Tiere, Büffel, Panther u. a. m. ihr räuberisches Wesen, und nur der Elefant — der auf Sumatra noch wild vorkommt — fehlt auf Java, sowie überhaupt auf den östlich gelegenen Sundainseln gänzlich.

Über und an Baumleichen von erstaunlicher Länge und Dicke vorüber, immer stark ansteigend führt unser Pfad durch Gräben und über Schluchten,

zeitweilig abwärts, dann wieder scharf hinauf; hier und da bietet sich ein entzückender Durchblick ins Freie, ins lachende Sonnenlicht, in Glut und Hitze, hinaus auf das im üppigsten Grün prangende Hochplateau und auf die dasselbe in weitem Umfange berandenden vulkanischen Gebirgszüge, auf die hochragenden Kraterkegel, die, fast alle gleichfalls bis zum Gipfel bewaldet, im intensivsten, in allen Schattierungen spielenden Grün erglänzen.

Endlich, nach mehr als $2^1/_2$stündigem flotten Marsche bzw. Ritte gelangen wir an eine weitausgreifende Lichtung. Schon geraume Zeit vorher hatten wir penetranten Schwefelgeruch verspürt; hier dampfte und brodelte der ganze von drei Seiten geschlossene Kessel. Aus unzähligen Ritzen, kleinen Spalten,

Krater Papandajan auf Java.

gähnenden Mundlöchern quoll, von einer unheimlichen Naturgewalt gespannt und getrieben, zischend gelblicher Schwefeldampf heraus. Stellenweise schoß eine hohe Säule brodelnden Dampfes aus dem Tiefinnersten der Erde empor, anderswo quollen siedendheiße Schwefelquellen hervor und mehrere derselben warfen ihren giftigen Brodem gleich mächtigen Springbrunnen bis hoch in die Lüfte. Kleine siedendheiße Schwefelwassertümpel, die ihre Abflüsse unsichtbar wieder dahinsenden, woher sie gekommen, mahnten zur Vorsicht beim Begehen dieses Höllentobels. Die ganze Fläche war schwefelgelb und, soweit die Kratergüsse und der brodelnde Dampf reichten, kein grüner Halm zu sehen.

Der Blick von hier, wir standen am Krater des Papandajan in ca. 2300 bis 2400 Meter Seehöhe, war außerordentlich schön, und unser hier eingenommenes Frühstück aus dem mitgebrachten Proviantkorb mundete trotz etwas Schwefelbeigeschmack ganz vortrefflich. Die Hitze war in dieser Höhe, trotzdem die Sonne im Zenith stand, nicht unerträglich, kaum lästig. Daß wir auch den Kraterkessel, von unserem Führer vorsichtig geleitet, begingen und trotz der recht scharfkantigen Lavasteine, über die wir uns den Weg suchen mußten, die verschiedenen interessanten Punkte, so besonders die Sprudelquellen und Dampfsäulen, die oft nur aus ganz schmalen Ventilen, aber mit ungeheurer Gewalt in die Luft gejagt wurden, in nächster Nähe besichtigten, ist selbstverständlich.

Der letzte Ausbruch des Papandajan erfolgte 1772, durch denselben wurden 40 Dörfer zerstört und fast 3000 Menschenleben vernichtet. Weitaus entsetzlicher aber war der Ausbruch des Krakatau 1883 auf einer ganz kleinen Inselerhebung in der Sundastraße (zwischen Java und Sumatra), durch welchen eine so gewaltige Flutwelle auf Sumatra und Java gewälzt wurde, daß an 36000 Menschen zugrunde gingen und ein gewaltiger Landstrich total verwüstet wurde. Der Auswurf der Krater besteht aber hier nicht in Lava, sondern in nichtgeschmolzenen Erdmassen, Bimsstein, Schwefel- und Aschenregen.

Der Kraterkessel an sich ist wesentlich anders beschaffen als z. B. jener des Ätna in Sizilien. Hier am Papandajan stehen wir direkt auf dem trügerischen, gefahrdrohenden, brodelnden Feuerherd, der einfach mit einer Kruste, auf der wir uns bewegen, bedeckt ist, und wehe, wenn es den drunten waltenden Elementen gefallen sollte, urplötzlich die leichte Decke zu heben. Am Ätna steht man hoch droben am Rande des Kraterkessels, in den man tief hinabblickt und nur am Grunde und an den Seitenwänden die Flammen züngeln und die Dämpfe aufsteigen sieht, die wir hier unmittelbar vor uns haben. Der Rundblick vom alles beherrschenden Ätna ist aber weit großartiger, als der hier am Papandajan.

Während unseres Rundganges in dem brodelnden Kessel hatten auch unsere braven Träger ihre einfache Reismahlzeit verzehrt und sich ausgeruht, so daß wir den Rückweg mit frischer Kraft antreten konnten.

Auch auf dem Rückweg ging alles glatt von statten, und wohlbehalten, ohne einer einzigen Menschenseele begegnet zu sein, langten wir in Tjiseroepan wieder an, wo wir uns von unseren wackeren und getreuen Begleitern verabschiedeten, ihnen ihre sehr bescheidene Entlohnung mit einem reichlichen Bakschisch, für den wir

enthusiastischen Dank ernteten, verabfolgend. Alles das wickelte sich in glattester Weise ab, ob zwar weder wir mit ihnen, noch sie mit uns ein Wort in einer beiden verständlichen Sprache wechseln konnten. Zu Wagen ging es dann noch flinker und flotter, als wir gekommen, zurück nach Garoet. Kaum waren wir dort angekommen, ging ein besonders kräftiger Tropenguß nieder, der so rücksichtsvoll war, diesmal um fast zwei Stunden später, als um die sonst übliche Zeit, sich zu entladen.

Am Tage nach dieser so äußerst gelungenen Bergpartie verließen wir mittags 1 Uhr die entzückend gelegene, klimatisch bevorzugte Hochplateaustation Garoet, durchfuhren wiederum herrliche, großartige Wälder, üppige Kulturen, zumeist im saftigsten Hellgrün prangende Reisfelder, dann wieder vorüber an Palmen, Tamarinden, Bananen und unzähligen anderen edlen Baumgattungen in wahrhaft gigantischer Entwickelung, teils in Blüte, teils in Frucht. Oft durchschnitt die Trace schnurgerade einen solchen mit dichtestem Unterwuchs ausgestatteten Tropenwald, eine ungeheure Fläche des scheinbar undurchdringlichen Dschungels, um nach mehr oder minder langer Fahrt aus dem Schatten und der geheimnisvollen Stille des Urwaldes wieder in die lachenden, sonnigen Gefilde hinauszutreten, wo frisches pulsierendes Leben waltete.

Wir steigen von den Hochterrassen hinab, nähern uns dem Meere bei Kawoenganten, fahren ein Stück im flachen Lande, einer der ungesundesten Gegenden Javas, entlang, und erreichen 7 Uhr abends bei einbrechender Dunkelheit Maos, von wo eine kurze Zweigbahn nach Tjilatjab, einer kleineren Hafenstadt an der Südküste von Java am Indischen Ozean, führt.

Der Zug verbleibt in Maos, wo wir ganz passables Unterkommen in dem von der Regierung errichteten Hotel an der Bahn finden, das sich nach Ankunft eines von entgegengesetzter Richtung kommenden Zuges bis auf das letzte Zimmer füllte. Die Abend-Table d'hote vereinigte gegen 9 Uhr sämtliche Gäste, von denen die meisten vorher noch ihr kaltes Bad genommen hatten, denn wir sind hier wieder in intensives tropisches Klima eingetreten. Trotz des Abends war die Hitze hier überaus drückend, schwer und erschlaffend, während die Fahrt bis vor Maos bei teilweise bewölktem Himmel und dem üblichen Nachmittagsguß durchaus nicht lästig sich gestaltet hatte.

Hinsichtlich der Bäder sei erwähnt, daß hier auf Java und in den anderen holländischen Kolonien fast nirgends warme oder lauwarme Bäder in der Wanne zu haben sind, wie sonst in allen Hotels und Rasthäusern in Süd- und Ostasien. Hier findet man in jedem Hotel einen kammerähnlichen Raum, zumeist im Hof, mit Stein- oder Zementboden und gemauertem

Bassin, oder wo dies nicht ist, dann gefüllte Krüge mit kaltem Wasser, mit dem man sich den Körper übergießt oder übergießen läßt. Dieses Bad oder Übergießen wird mit Mandiën, der Kammerraum mit Kamer mandi bezeichnet.

Die Holländer sind sehr für diese, allerdings für den Augenblick sehr abkühlende Badeart eingenommen und nehmen fast alle zwei, oft auch drei solche eisig kalte Duschen täglich. Es ist aber wohl recht sehr zu bezweifeln, daß diese vehementen Abschreckungen vorteilhaft für den Gesundheitszustand sich erweisen. Es wird zweifelsohne durch diese momentane Abkühlung ein kurzer Zustand des Wohlbehagens erzeugt; dieser schlägt aber in der kürzesten Zeit in das Gegenteil um, denn sowie man nur ein halbes Stündchen wieder in der tropischen Hitze verweilt hat, tritt die Reaktion ein; der Schweiß drängt zu allen Poren heraus, und der mit eisigkaltem Wasser Abgegossene leidet nun mehr von der Hitze, als derjenige, der ein Bad in halbwarmem Wasser nahm oder, wenn dies nicht erhältlich, sich im Zimmer mit lauwarmem oder abgestandenem Wasser abgewaschen hat.

Außerdem ist der große Temperaturunterschied, nämlich der unvermittelte Übertritt aus einer Tropenhitze von, sagen wir, 80 bis 90 Grad F (27 bis 32 Grad C) in die dunkle, steinerne, kalte Badkammer, das Übergießen mit Wasser, das oft nicht mehr als 35 bis 50 Grad F (7 bis 10 Grad C) hat, ganz entschieden der Gesundheit nicht zuträglich. Ein solches Bad hebt und stählt die Widerstandsfähigkeit des menschlichen Organismus nicht etwa, sondern untergräbt sie vielmehr. Die englische Art des lauwarmen Bades ist für die Tropen die einzig richtige und hat eine zwar minder nervenreizende, aber länger andauernde und der Gesundheit förderliche Abkühlung im Gefolge. Es ist dieselbe Geschichte wie mit dem Trinken: wer in den Tropen viel Eiswasser und eisgekühlte Getränke nimmt, wird an immer erneuertem, nie gestilltem Durste leiden und seinen Magen gründlich ruinieren, d. h. verdauungsunfähig machen; wer dagegen solche Getränke meidet und viel und häufig warmen Tee nimmt, wird viel weniger vom Durst geplagt werden und seinen Magen intakt erhalten.

Nach einer recht heißen Nacht dampften wir am nächsten Morgen schon $5^1/_2$ Uhr früh von Maos ab. Wir treten jetzt in Mid- oder Midden-Java, wo die eigentlichen Javanen, eine Type der malaiischen Rasse, überwiegend sind, ein. Über Djokjakarta gelangen wir nach Solo, wo Frühstücksstation. Von hier an wird die bisher so herrliche Gegend reizloser, die schönen Waldungen werden seltener, wir durchfahren sumpfiges Waldland und Flächen nieder-

gelegten Waldes, der gerodet wurde, um das Land urbar zu machen. Reisfelder sind selten, dagegen sahen wir große ausgedehnte Zuckerplantagen und vielenorts ansehnliche Zuckerfabriken. Infolge der Nachmittagsgüsse und bewölkten Himmels gestaltete sich die Reise nicht so heiß, als wir gefürchtet hatten. Abends 6 Uhr fuhren wir in der zweitgrößten Stadt auf Java, in Soerabaja an der Nordostküste, gerade gegenüber der fruchtbaren kleinen Insel Madoera, ein. Von dieser bedeutenden Hafenstadt an der Sunda- oder Javasee besteht auch eine direkte Dampferlinie nach Singapore. Soerabaja, die bedeutendste Handelsstadt Javas, ist seines mörderischen Klimas wegen bekannt; wichtige Handelsinteressen fesseln aber hier eine Bevölkerung von ca. 150000 Menschen, also fast so viel wie in Batavia. Wir sind nun schon in Ostjava eingetreten.

Der schmale östliche Teil der Insel Java ist durchaus gebirgig; wir finden hier zahlreiche Vulkane, darunter im Süden die gegen den Indischen Ozean absinkende höchste Erhebung in Java, den noch tätigen Vulkan Smeroe oder Semeroe, 3671 Meter über Meer.

Eine sehr warme, wohl die heißeste Nacht, die wir, trotzdem ein Regen niederging, gehabt, verbrachten wir dank der großen und hohen Zimmer leidlich in dem recht guten Simpang-Hotel. Moskitos, die in Soerabaja die Atmosphäre bevölkern, konnten uns in unseren Moskitonetzen nichts antun, sie mußten sich andernorts unglückliche Opfer suchen. In den Tropen ohne Moskitonetze zu schlafen, das wäre Höllenqual, denn selbst fleißiges Einreiben mit den in Apotheken erhältlichen Moskitowässern schützt nur wenig, nachts gar nicht.

Früh $6\frac{1}{2}$ Uhr am 9. Februar ging es wieder mit der Bahn östlich nach Passoeroean in zwei Stunden. Von da sogleich in einem mit drei kleinen flotten Pferdchen bespannten Wägelchen mit zwei Sitzen (dos à dos) im Galopp auf breiter, von hochstämmigen Laubbäumen beschatteter Allee weiter ins Innere des Landes, nach Pasrepan, wo wir nach einer im flottesten Tempo vollführten Fahrt in anderthalb Stunden ankamen. Hier Wagenwechsel. In dem Vehikel, ein ganz kleines Bergwägelchen, auf dem wir beide und der Kutscher knapp Platz finden konnten, war es nicht möglich, unser ganz geringfügiges Gepäck, eine Reisetasche und den Sack mit den Decken unterzubringen, daher wir ein Saumpferd dafür aufnehmen mußten. Die weitere Fahrt gestaltete sich sehr bald zu einer recht langsamen, denn wir hatten nun aufzusteigen zur Höhe des Tenggern-Gebirges, wohin der Weg in vielen Windungen sich hinanzieht. Unten in der Ebene breiten sich rechts und links der

Straße gut kultivierte Flächen mit zahlreichen Dörfern aus. Die bescheidenen Häuser, von unten bis oben aus Bambus gefertigt, machen, wie überall in Java so auch hier in dem minder kultivierten Teile der Insel, einen trefflichen Eindruck. Unsagbar einfach und bescheiden sind diese zierlichen Bambushütten, aber sauber, niedlich und originell, und ebenso wie jener der anspruchslosen Wohnstätten war auch der Eindruck ihrer bescheidenen, höflichen, zutraulichen und immer heiteren Bewohner.

Wenn wir sagen „höflich", so ist dies buchstäblich zu nehmen. Ist schon das Entgegenkommen der Eingeborenen in Ostasien mit Ausnahme der untersten Kasten in China — im allgemeinen dem Abendländer gegenüber ein äußerst unterwürfiges, so ist dies in Java in noch erhöhtem Maße der Fall, und zwar derart, daß der Malaie, wenn ein Europäer mit ihm in Berührung tritt, sich sofort niederhockt und in dieser Stellung verharrt, solange das Gespräch oder die Verhandlung andauert. Der Fremde soll auf ihn herabblicken, er zu ihm hinauf; das ist der Ausdruck der Ehrerbietung, die er dem Höhergestellten erweist. Vielfach, besonders fanden wir dies noch in weniger frequentierten Gegenden, knien die Frauen, wenn sie Europäern begegnen, nieder, drehen jedoch den Rücken zu, denn eigentlich sollen sie den Herrschenden, Höherstehenden nicht direkt ins Gesicht schauen - - aber um die Ecke, da ist's schon erlaubt, a bisserl neugierig sind sie ja auch dorten, die Frauen und Mädchen im fernen Osten, in ihren halbadamitischen Modekostümen! Bald werden Kultur und Zivilisation, die jetzt auch dorthin fluten, wohl auch diese alten Sitten und Gebräuche weggeschwemmt haben.

Übrigens sind die Javaninnen zum Teil recht sauber und niedlich und man sieht ganz hübsche Gesichter unter ihnen; auch sind sie zumeist klein, wenn auch etwas größer als Chinesinnen und Japanerinnen. Unter den vornehmen und gebildeten Frauen und Mädchen, ganz besonders den Mischlingen, fanden wir auffallende Schönheiten mit sehr einnehmenden, verbindlichen Umgangsformen und sympathischen Gemütseigenschaften.

Von Pasrepan aufwärts traten wir wieder in den dichten Tropenurwald ein. Mittags 12 Uhr erreichten wir das kleine Sanatorium in Poespoe, in 630 Meter Seehöhe. Hier verweilen häufig die Malariakranken ein bis zwei Wochen, als Übergangsstation, bevor sie sich in das hochgelegene Sanatorium Tosari hinauf begeben.

Es wurde uns hier im sog. Sanatorium, einem recht hübschen, waldumsäumten Bungalo, von der Bewirtschafterin ein gutes Frühstück verabfolgt, nur ging es mit der Verständigung betreffs unseres weiteren Fortkommens nicht

Teepflanzung in Weſtjava. Friſche Teeernte zum Welken in flachen Körben ausgebreitet.

ſo leicht und glatt, denn unſere Wirtin und ebenſo die Bedienerin ſprachen nur malaiiſch — hier wohl ſundaneſiſch — wovon wir natürlich ſo viel verſtanden, wie ſie von unſerem Deutſch, Engliſch und Franzöſiſch. Mit zuvorkommendſter Artigkeit nahm ſich eine zufällig anweſende kranke Dame, nebenbei geſagt, eine bildſchöne, vornehme Javanin, unſerer an und verdolmetſchte unſere franzöſiſch ausgeſprochenen Wünſche. Während des Frühſtücks trafen auch zwei kranke, holländiſche, deutſch ſprechende Offiziere ein, die uns dann noch weiter behilflich waren, ſo daß wir um $1^1/_2$ Uhr glücklich die Weiterreiſe antreten konnten. Unſer Saumpferd mit Gepäck war inzwiſchen auch eingetroffen, und ſo beſtand unſere kleine Karawane aus einem Palankin mit 6 Trägern für meine Frau, ich zu Pferde und das Gepäck auf dem Packpferd. Ein guter, nicht ſehr ſteiler, aber durchaus anſteigender Weg führt in vielen Windungen unausgeſetzt in dem von zahlreichen großen ſchwarzen Affen und allerlei Vögelgattungen bevölkerten Walde aufwärts.

Es war wiederum eine herrliche Exkurſion in berückendem Tropenwalde. Wenngleich wir hier nicht, wie am Papandajan, im einſamen, wilden, nur ſelten von menſchlichem Fuße betretenen Urwalde wandeln, denn über uns in Toſari iſt eine bewohnte Stätte und eine kleine Anſiedlung von Tenggereſen, und dann und wann begegnet man auch, faſt ſtets zu Pferd, einem oder einigen Eingeborenen. Wenn alſo hier der Wald, weil die Axt dann und wann an einem Rieſenſtamme geſchwungen wird, nicht als unverletzter Urwald bezeichnet werden kann, ſo iſt doch kein großer Unterſchied zwiſchen

diesem und jenem. Hier und dort die gleiche gewaltige, imponierende Vegetation, die himmelansteigenden Riesenpalmen, das bunte Gemisch von mächtigen Recken, die Jahrhunderte bereits an sich vorüberziehen sahen, daneben kleine winzige Stämmchen, die sich unter dem Schutze der dem Sturm und Wetter trotzbietenden Giganten recken und strecken, um dereinst, wenn jene von elementaren Gewalten gestreckt, als Leichen zu ihren Füßen liegen werden, ihre grünen Wipfel im goldenen Sonnenlicht zu baden. Und neben und unter diesen Stämmen und Stämmchen die ungezählten Büsche von Farnen, Rhododendren, auch Riesen in ihrer Gattung, und die sich auf den Schultern der Mächtigen aufrankenden, doch jeder festen Basis entbehrenden Lianen, diese gigantischen Schmarotzer des Tropenwaldes.

Endlich erreichten wir die Waldgrenze. Ein recht steiler, beraster Hang war noch zu überwinden, dann standen wir vor einem Gartentor und eintretend alsbald vor einigen stattlichen Häusern im Bungalostile, dem Sanatorium von Tosari, 1777 Meter Seehöhe. Wir hatten $2^1/_2$ Stunden von Poespoe hierher benötigt.

Da wir im Sanatorium selbst keine Unterkunft mehr fanden, es war nur Raum für einige dreißig Personen, wurden wir in das 5—10 Minuten höher gelegene Nebenhotel geführt, gleichfalls ein großes, geräumiges Bungalogebäude in ganz ausnehmend herrlicher Lage und mit noch umfassenderem Blick auf die in üppigem Waldesgrün prangenden Gebirgszüge. Diese setzen sich aus zahllosen vulkanischen Erhebungen, ausgebrannten und noch rauchenden Kratern zusammen und umranden den Ausblick auf drei Seiten, während nach Norden das Auge auf die tief unten sich ausbreitenden blauen Fluten des wogenden Sundameeres und hinüber zu den Gestaden der Insel Madoera schweift.

In dem Nebenhotel, das unmittelbar an einem kleinen Dorf, in dem Tenggeresen hausen, liegt, waren nur erst einige Gäste, die gleich uns die Dinermahlzeit unten im Sanatorium nahmen. Später, in heißerer Jahreszeit ist auch diese Dependenz, ebenso wie einige noch vorhandene nette Bungalos, ja selbst Wohnräume in den bescheidenen Häuschen der Tenggeresen, überfüllt.

Unter den Gästen oben befanden sich zwei Schwestern, junge Javaninnen, von denen die eine in Soerabaja verheiratet, die andere erst kürzlich aus der Pension in Brüssel heimgekehrt war, äußerst liebenswürdige, zuvorkommende Damen, mit denen wir einige höchst angenehme Tage verlebten, und die uns viele Gefälligkeiten in gewinnendster Verbindlichkeit erwiesen, denn alle die zahlreichen Bedienenden sprachen nur malaiisch und verstanden kein Wort in

anderem Idiom. Da nun unsere Damen, besonders das reizende, schöne, für Brüssel noch völlig schwärmende junge Geschöpf, gut französisch sprachen und unermüdlich waren, uns Dolmetscherdienste zu erweisen, erging es uns sehr gut, was sonst wohl nicht so leicht gewesen wäre. Aus der Unterhaltung mit den Damen erfuhren wir auch viel Interessantes über Leben, Gewohnheiten, Sitten und sonstige Dinge dieses so eigengearteten Landes und seiner Bewohner.

Tosari zieht sich auf einem ganz schmalen, von Süden nach Norden ziemlich steil absetzenden grünen Kamme hinan; rechts und links sinken die bewaldeten Flanken dieses Höhenrückens jäh zu Tal, und tief zu Füßen liegen die schmalen, von Gebirgsbächen, deren Wasserspiegel aber fast überall von dem Blätterdache des Urwaldes verdeckt ist, durchrieselten Talsohlen, während jenseits nach Westen und Osten und ebenso nach Süden die bis zum Gipfel bewaldeten Bergrücken und Vulkane des Tenggergebirges aufsteigen.

Im Süden von Tosari liegt der Bromovulkan, zirka 2600 Meter, der von Tosari aus, meist zu Pferd, oft besucht wird. Eine dahin geplante Partie mit den jungen Javaninnen wurde leider durch Regen vereitelt. Noch weiter im Süden erhebt der Smeroe oder Semeroe, der schon erwähnte höchste Vulkan Javas, sein Haupt.

Die Tenggeresen, die hier im östlichen, hochgelegenen Teile Javas sich vorfinden, stehen in kultureller und in Beziehung auf Charaktereigenschaften wesentlich unter den Malaien, sie huldigen einem etwas veränderten, von den althergebrachten Normen abweichenden Brahmakult.

Mittel- oder Mid-Java ist der landschaftlich schönste Teil der Insel mit überwältigender Vegetation, ihm zunächst Westjava, dann erst folgt Ostjava, wo noch das ungesundeste Klima, mit Ausnahme der hochgelegenen Orte, herrscht. Landschaftlich ist der Teil im Tenggergebirge oberhalb Passoeroean, Tosari—Bromo—Smeroe, dem Gebiete von Mid-Java ziemlich gleich, kulturell steht er jedoch zurück.

Die Temperatur in Tosari war kostbar, sie schwankte je nach der Tageszeit zwischen 10 bis 21° C.

In Java soll nach Aussage dort Ansässiger und Einheimischer die angenehmste und auch kühlste Jahreszeit Juli-August sein, die Monate von Ende März bis Mai sehr trocken und April und Mai gewöhnlich die heißeste Zeit, daher in diesen Monaten die Höhenstationen Garoet, Tosari u. a. m. überfüllt sind; es ist dies die Saison der Höhenorte, aber auch im Oktober-November werden diese aufgesucht. Im Dezember-Januar beginnt die Regenzeit und dauert bis in den März.

Am 11. Februar abends genossen wir den Anblick eines unvergleichlich schönen Sonnenunterganges, dem aber leider kein Sonnenaufgang, sondern dichter Nebel am nächsten Morgen folgte, daher wir die beabsichtigte Bromo partie aufgeben mußten. Wir verließen infolgedessen nach einigen sehr angenehm verlebten, aber durch mehrere sehr starke Tropengüsse und einige dicke Nebel etwas beeinträchtigten Tagen die reizende, kühle Station mit ihrem guten Sanatorium und der zwar einfachen, aber ganz annehmbaren Hotel Dependenz und kehrten in gleicher Weise, wie wir gekommen, über Poespoe, wo wir den Leiter und Arzt des Sanatoriums trafen, der einige Tage abwesend gewesen war, und Passoeroean (Hotel Morbeck) nach Soerabaja zurück. Wir trafen rechtzeitig genug ein, um noch eine Rundfahrt durch Stadt und Hafen unternehmen zu können.

Am 13. Februar früh $6\frac{1}{2}$ Uhr Abfahrt von Soerabaja, Ankunft $2\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags in Djokjakarta in Mid Java. Wir besichtigten zu Wagen die Stadt und das Wasserkastell des Sultans, ein verfallener, alter Bau, sowie ein paar dürftige Elefanten und kleine Panther des Sultans. Am halbversteckten sog. Palast des unter holländischer Oberhoheit stehenden Sultans fuhren wir nur vorüber, denn kein Fremder darf in die umfriedeten Palastanlagen eintreten, und von den Eingeborenen auch nur diejenigen, die im Dienste stehen und durch Abzeichen kenntlich sind.

Am nächsten Morgen, vor Sonnenaufgang, 5 Uhr, fuhren wir in einem leichten, mit vier kleinen, erstaunlich flotten, ausdauernden Pferden bespannten Wagen von Djokjakarta ab. Auf vorzüglicher breiter Straße, einer prächtigen Allee, ging es nach Norden ins Land hinein, rechts und links meisterhaft kultivierte Ländereien, überall Dörfer und Ortschaften. Die zerstreuten Häuser in Palmenhainen geborgen, unter breitblättrigen, großstämmigen Bananen mit köstlicher Frucht. In kleinen eingezäunten Gärtchen tummelten sich nackte Kinder, überall begegneten wir Menschen, zur Arbeit gehend, von der Arbeit kommend, Wagen, Karren, bespannt mit Ochsen, Kerbauen

Javanische Kakaoarbeiterinnen.

Büffeln), Pferden usw. — unausgesetzt ein wechselvolles, lebendiges, anregendes Bild.

Nach einundeinhalbstündiger Fahrt, die ohne Unterbrechung im schnellsten Trab, oft im vollen Galopp ausgeführt wurde, kamen wir in eine größere Ortschaft. Hier standen vier frische Pferde bereit, schnell war umgespannt, und fort ging's wieder im rasenden Tempo.

Je weiter wir eindringen ins Land, desto malerischer wird die Gebirgslandschaft, ringsum Vulkane in pittoresker Gruppierung, wir selbst auf flachem Höhenplateau inmitten üppigster Vegetation und mustergültiger Kultur. Diese Fahrt zählte zu den reizendsten, fesselndsten, die wir zurückgelegt, dazu war die Sonne in wunderbarer Klarheit aufgestiegen, und infolge der schnellen Fahrt und der kühlen Morgenfrische hatten wir auch nicht im geringsten von der Hitze gelitten. Frisch trafen wir nach dreistündiger Fahrt in Boroboedoer ein.

Wir befinden uns in einem weit ausgedehnten Kessel, ringsum, aber in angemessener weiterer Entfernung ein Kranz von bis hinauf zu den höchsten Bergrücken und Kraterkegeln mit Palmen und anderen hochstämmigen Bäumen bestandenen vulkanischen Erhebungen, durchaus schön geformte, vielfach kegelförmige, bis 3000 Meter und mehr aufsteigende Berggestalten. Inmitten dieses gewaltigen Kessels erhebt sich ein wahrer Riesenbau, ein aus dem achten Jahrhundert stammender Buddhatempel, der mit nicht weniger als 441 überlebensgroßen, aus Stein geformten Buddhastatuen ausgestattet ist, und der außerdem eine ungezählte Menge von sich aneinander reihenden Reliefs aus grauem Trachyt, aus welchem Gestein der ganze Tempel hergestellt ist, aufweist. Das Ganze ist ein massiger, im Viereck errichteter Aufbau auf einem mächtigen Sockel von beiläufig je 150 Meter Frontlänge im Geviert mit nach außen vorspringenden, rechtwinkligen Vorbauten. Der Tempelbau selbst steigt in vier Terrassen mit ringsherum führenden Galerien zur obersten Plattform empor. Gekrönt ist das Bauwerk von einer großen Kuppel, zu welcher vier Treppen im Innern der Tempelmauern aufwärts führen. Längs der drei Galerien, in den drei Etagen finden sich die kunstvoll gearbeiteten Reliefs und zahlreiche $1\frac{1}{2}$ Meter hohe Kuppeln mit je einer Buddhastatue. Oben von der hohen Kuppel erschließt sich ein höchst malerischer, wirklich bezaubernder Blick.

Die Besichtigung dieses riesigen, mit Tausenden von Figuren und Steinbildern kunstvoll geschmückten, mehr als 1000jährigen Tempelbaues nimmt eine geraume Zeit in Anspruch, denn man muß, um alles gesehen zu haben, alle Galerien ringsum begehen, und wer Studien machen, künstlerische Untersuchungen ausführen will, der kann auch tage- und wochenlang Beschäftigung

Boroboedoer-Tempel auf Java.

finden, denn der Stoff ist reichhaltig in hohem Maße und auch der Geschichtsforscher findet des Beachtenswerten gar vieles. So unter anderem zeugen die außer den Hunderten von Buddhas sich vorfindenden einzelnen Bildnisse der Gottheiten Brahma, Wishnu und Shiwa, daß wahrscheinlich der Buddhismus aus Nordindien, wo ja heute noch der Sitz der Verehrer der vorgenannten drei Gottheiten, die als die Vorläufer Buddhas gelten, nach Java verpflanzt wurde.

In dem von der holländischen Regierung unmittelbar beim Tempel erbauten Wachtstation findet man Unterkunft und ganz gute Verpflegung. Zu unserer Überraschung entpuppte sich der Aufseher als ein Landsmann meiner Frau, ein Rheinländer, der lange Jahre als holländischer Soldat gedient und nun diesen Posten erhalten hatte, wobei seine javanische Frau die Gastwirtschaft führte.

Nach eingenommenem Frühstück verließen wir um 10 Uhr vormittags Boroboedoer, besichtigten bei der Rückfahrt noch einen kleinen Tempel mit drei kolossalen Buddha-Statuen und trafen 1 Uhr mittags wieder in Djokjakarta ein.

Gerne würden wir noch am Nachmittag zu der nahen Station Bramhanan — die wir tags zuvor schon passiert und bei dieser Gelegenheit einen flüchtigen Blick auf den dortigen alten Buddhatempel geworfen hatten — gefahren sein, jedoch es drängte uns zurück, wir wollten Neuigkeiten hören. Der Krieg zwischen Rußland und Japan war entbrannt und man hatte hier die Befürchtung in uns erregt, daß wir unter solchen Umständen es keinesfalls wagen könnten, Japan aufzusuchen. Es drängte uns nach Batavia bzw. Buitenzorg zurück, da ich mir nach dort Auskünfte von Singapore erbeten hatte. Somit dampften wir, $2^1/_2$ Uhr nachmittags, ab, schliefen die Nacht wiederum in Maos und trafen am 15. Februar nachmittags abermals in Buitenzorg ein, wo wir unser reizendes Zimmer mit der großen Veranda wieder eingeräumt erhielten.

Die Ruhe nach der anstrengenden Tour tat uns unendlich wohl. Auf den Liegestühlen unserer Veranda hingestreckt, angesichts des Salakvulkanes, zu unseren Füßen tief unten der Tjidani mit den immer badenden Männlein, Weiblein und Kindlein, den niedlichen Bambushäuschen versteckt unter dem Laubdache der Palmen, sahen wir die Glutkugel der Sonne sich langsam zur Rüste neigen; tiefer und immer tiefer versinkt sie, vom endlichen irdischen Raume begrenzt, im unendlichen Weltenraume, hell lodert der Horizont in Purpurglut auf, das halbe Himmelszelt loht im Feuerscheine, dann breitet sich fahler Schein über das Land und den Horizont und schnell, so plötzlich, wie

Reliefbilder am Buddhatempel in Borobodoer.

dies nur im äquatorialen Tropengebiete sich zeigt, lagert die Dunkelheit der Nacht über Berg und Tal. Und auf dem Himmelsplane leuchten und flackern jetzt die blinkenden Sternlein. Siehe dort das uns fremde Himmelsgestirn: das „Kreuz des Südens!" Ja, wir befinden uns auf der südlichen Halbkugel, über uns wölbt sich der Himmel der südlichen Hemisphäre — andere Sterne, andere Gestirne, andere Welten!

Himmlischer, göttlicher Friede waltet hier! Und droben im Norden hat das furchtbare Schlachten begonnen, Ströme von Blut müssen fließen, Tränen ohne Ende werden vergossen, Jammer und Elend kehrt bei Hunderttausenden, die heute noch ahnungslos des Lebens bescheidene Freude genießen, ein, der grinsende Sensenmann feiert Orgien. Solange die Erde besteht, gab es wohl kein Jahr, in dem der hohlängige Gesell so reiche Beute sich holte, wie im Kreislaufe der nun folgenden zwölf Monde.

Zwei Tage köstlicher Ruhe, entzückenden Genießens dieses unvergleichlich schönen, aber freilich auch arg heißen Landes, dieses paradiesischen, schönsten Gartens der Welt. Diese himmlische Ruhe wurde nur regelmäßig nachmittags durch zwar ganz kurz anhaltende, aber beispiellos heftige Gewitter unterbrochen. Zwei, drei Hochwetter ziehen zugleich heran, dann beginnt ein Leuchten und Blitzen, ein Donnern und Tosen, mit wolkenbruchartigem Ergießen, daß man vermeint, der letzte Tag sei gekommen — nach einer halben

Stunde lacht die Sonne wieder vom Himmel, und nach einer Stunde geht man trockenen Fußes spazieren.

Der Donner der Geschütze im fernsten Osten, den wir zwar hier nicht hören konnten, der sich aber auch in der idyllischen Ruhe hier bemerkbar machte, scheuchte uns auf, und fort zogen wir nach Weltevreden-Batavia, wo wir trotz strömender Güsse und Blitz und Donner während der ganzen Nacht schier unerträgliche Hitze zu überstehen hatten. Nachmittags fuhren wir dann mit der Bahn in einer halben Stunde zum Hafen von Batavia, Tandjor-Priock, und gingen an Bord des holländischen Dampfers „Reael".

Es war nur ein sehr kleiner Dampfer von 900 Tonnen, der höchstens 11—12 Seemeilen in der Stunde lief, diesmal aber, da er schwere Ladung führte, sogar nur 9—10 Seemeilen leisten konnte. Das Schiffchen war aber seetüchtig, sauber und gut gehalten und wurde von einem scharmanten Kapitän und zuvorkommenden Offizieren geführt.

Abends 7 Uhr wurden die Anker gelichtet, wir nahmen Abschied von dem schönsten Wunderlande des Orients und werden die Tage nie vergessen, die uns in diesem leider nur allzu heißen, sonst aber paradiesisch herrlichen Tropengebiet auf der jenseitigen Hemisphäre zu verleben vergönnt gewesen war.

Langsam entschwand die Küste dieser gottbegnadeten Insel unseren Augen, eine leise Seebrise brachte uns erwünschte Kühle, aber auch einen recht kräftigen Wellenschlag, der unsere kleine wackere Nußschale lustig auf dem Sunda- oder Javameere herumtanzen ließ — wohlverstanden aber nicht für alle „lustig", denn es gab bald viel Traurige auf dem Schiff, die an dem lustigen Tanze nicht den mindesten Gefallen fanden.

Wir steuerten wieder an den „Tausend Inseln" vorbei, an der Ostküste von Sumatra (spr. Sumátra) entlang, gegen die Insel Bangka zu, suchten aber bald unsere Kabine auf, in der wir eine gute und nicht zu heiße Nacht verbrachten. Am nächsten Tage hatten wir angenehme kühle Fahrt mit frischem Südwestmonsun bei starker Dünung und grauer See, aber in der engen Straße zwischen Sumatra und Bangka war die See vortrefflich und nur schwach bewegt. In der Kabine 26—27° C. Gegen Abend, als wir aus der Bangkastraße ins offene, schön-blaue Südchinesische Meer einliefen, faßte uns der Monsun wieder kräftig und die Schaukelei begann wieder, uns beiden aber nicht zuleide; wir genossen das prächtige Schauspiel mächtiger Dünung und ließen uns auch die Mahlzeiten, die gut zubereitet, aber freilich nicht mit denen auf den deutschen Dampfern zu vergleichen waren, wohlschmecken. Sonntag, den 21. Februar (wir hatten am 19. abends Java verlassen)

überschritten, richtiger übersegelten wir um 1 Uhr mittags wieder den Äquator; mit einem Ruck waren wir wieder auf unserer heimischen nördlichen Halbkugel.

Beim Passieren der Linie hatten wir an Deck im Schatten 27° C (81° F), in der Sonne bei schwach bewölktem Himmel 31° C (88° F).

Am 22. früh 8 Uhr, nach $2^1/_2$tägiger Fahrt, landeten wir wiederum in Singapore.

So wie in Java bestritt man auch hier entschieden die Möglichkeit, Japan zu erreichen; für ganz ausgeschlossen hielt man es aber selbst im günstigsten Falle, sich dort aufhalten und das Land bereisen zu können. Noch hatte man zwar nichts vernommen, daß neutralen Passagierschiffen der Verkehr nach Japan untersagt worden sei, man gewärtigte dies jedoch jeden Tag, da es bekannt war, daß die Feuer an den Küsten Japans gelöscht seien, daß Minen gelegt wurden und besonders die Fahrt durch die landschaftlich so berühmte japanische Inlandsee von Shimonoseki nach Kobe zweifellos in kürzester Zeit für jedes fremde Schiff unausführbar sein werde. Die japanische Dampferlinie über den Pacific nach Amerika war eingestellt, die Schiffe waren von der Regierung für Truppentransporte in Anspruch genommen worden. Alle Dampfer in der Richtung von Japan her waren überfüllt, da jeder nicht dort Ansässige das Land verließ, aber auch die nach Japan fahrenden Dampfer waren vollbesetzt, weil alle diensttauglichen Japaner zu den Fahnen berufen waren und außerdem zahlreiche Militärs, Attachés, Offiziere in Spezialmissionen, beurlaubte politische und diplomatische Vertreter fremder Länder, Konsuln u. a. m., teils nach Japan, teils in die anderen ostasiatischen Stationen sich begeben mußten. Dazu kamen die Kriegsreporter aller Länder und aller Zungen und Zeitungen, kurz, es war ein ungeheures Drüber und Drunter in allen Schiffsagenturen.

Die Aussichten für die Globetrotter standen sohin schlecht, um so schlechter, als allgemein auch von Kennern dortiger Verhältnisse, Länder und Völker angenommen wurde, daß sich in Japan sehr bald eine bedenklich animose Stimmung gegen die Europäer einstellen werde, infolgederen ein Bereisen des Landes, ein Besuch des Innern ausgeschlossen sein würde. Zum mindesten, so meinte man, würde der Europäer fatalen Unannehmlichkeiten bezüglich Spionenriecherei der Beamten und tätlichen Insultierungen durch den, wie man sagte, halbbarbarischen Plebs ausgesetzt sein.

Um mich über letzteres zu informieren, schrieb ich an den österreichischen Gesandten in Tokio, an den ich, wie überhaupt an alle k. u. k. Legationen,

Konsulate usw. in den Ländern, die wir zu berühren vorhatten, eine ausgezeichnete Empfehlung vom Minister des Äußern in Wien besaß, und bat um gütige Mitteilung, ob wir es trotz der erschwerenden Umstände unternehmen dürften, nach Japan zu reisen, angenommen, wir fänden Gelegenheit, dahin zu kommen. Se. Exzellenz, der k. u. k. Gesandte von Ambro hatte die überaus große Liebenswürdigkeit, mir daraufhin nach Shanghai die Mitteilung zugehen zu lassen, daß wir getrost nach Japan kommen könnten, von einer feindseligen Stimmung gegen die Europäer sei keine Rede und für den Besuch des Innern des Landes habe er uns den besten und nebenbei deutschsprechenden Begleiter engagiert. Ich nehme gleich hier Gelegenheit, Sr. Exzellenz, sowie dessen überaus liebenswürdiger Gemahlin für die vielfachen uns während unseres Aufenthaltes in Japan erwiesenen unschätzbaren Freundlichkeiten den allerverbindlichsten Dank zum Ausdrucke zu bringen.

Da ich diese beruhigenden Nachrichten natürlich erst viel später in Shanghai erhielt, mußte ich einstweilen nach eigenem Ermessen handeln.

Viele Reisende, die gleich uns nach Japan zu fahren beabsichtigt hatten, zogen es teils hier, teils später in Hongkong vor, ihr Vorhaben aufzugeben. Einige fuhren zurück, einige über Manila und Honolulu nach Amerika.

Da aller menschlichen Voraussicht nach sich der Seekrieg zwischen Rußland und Japan im Gelben Meere, nicht aber im Japanischen Meere oder gar im Pacific abspielen würde, der Landkrieg ganz zweifellos nur in der Mandschurei und Korea zum Austrage gebracht werden konnte, andernteils ich mir nicht denken konnte, daß die Japaner, als kluge und gut rechnende Menschen gerade in einer Zeit, in der Geld und Handel Dinge unbedingter Notwendigkeit zur Kriegführung waren, ihr Land den Fremden verschließen würden, und solche Reisende, die nur ihr Geld im Lande ausgeben wollen, um Einkäufe zu machen und die Schönheiten des Landes in Augenschein zu nehmen, durch brutales Benehmen hinausweisen würden; da nach meiner Überzeugung also alle derartigen Bedenken unbegründet erschienen, beschlossen wir sogleich nach Ankunft in Singapore, alles daran zu setzen, um wenn irgend möglich nach Japan zu gelangen. Waren wir nur erst dort, um das Weiterkommen sorgte ich mich nicht, und der Krieg selbst schreckte mich nicht, hatte ich doch vor Jahren als österreichischer Offizier gegen Italien gekämpft und Japan im Kriegszustande zu sehen konnte mich sohin nur um so eher reizen.

In der Agentur des Norddeutschen Lloyd wurde uns mitgeteilt, daß bis auf weiteres die deutschen Reichspostdampfer nach wie vor unbeanstandet bis Japan verkehrten, nur sei das Landen in einigen Häfen, wie Nagasaki,

nicht gestattet, und möglicherweise werde die Inlandsee gesperrt, in welchem Falle wahrscheinlich die Schiffe östlich um die Inseln hinauf nach Yokohama Kurs nehmen würden.

Infolgedessen sicherte ich mir nun die bereits früher belegten Plätze zur Fahrt mit der „Preußen" bis Hongkong und mit der „Hamburg" dann 14 Tage später nach Yokohama.

Wir hatten nun drei volle Tage für Singapore.

Rikscha.

Macao in China

8. Singapore—Hongkong—Canton—Shanghai—Nagasaki.

Singapore mit 200600 Einwohnern ist infolge seiner überaus günstigen geographischen Lage eine der bedeutendsten Handelsemporien in Ostasien. Es liegt hart am südlichsten Punkte des asiatischen Festlandes, allerdings nicht auf dem Festlande, der Halbinsel Malakka, selbst, sondern auf einem ganz kleinen, der südlichsten Spitze besagter Halbinsel vorgelagerten Inselchen; es ist vom Festlande, und zwar dem unter britischer Oberhoheit stehenden Sultanat Johor, durch eine ganz schmale Wasserstraße getrennt.

Hier ist der südliche Ausgang der Straße von Malakka, der Straits Settlements, jener für die Schiffahrt hochwichtigen Seestraße zwischen der Halbinsel Malakka und der holländischen Insel Sumatra, welche die kürzeste und beste Verbindung zwischen dem Indischen und dem Großen Ozean abgibt, oder im engeren Sinne zwischen ersterem und der Chinesischen Südsee und der Sunda-Javasee.

Singapore, nur ca. $1\frac{1}{3}^{0}$ (ca. 150 Kilometer) nördlich vom Äquator, zählt zu den heißesten Großstädten der Welt. Das Leben hier trägt im großen Ganzen den Charakter einer europäischen großen Hafenstadt und vereinigt auch alle Annehmlichkeiten, alle Gebrechen und Laster einer solchen in sich, nur findet sich hier ein Gemisch aller asiatischen und europäischen Völkerschaften vor, wodurch dem Gepräge der Stadt ein besonderer Reiz verliehen wird. Hier wälzt sich in den Straßen fortwährend eine bunte, nach

Erwerb und Gewinn hastende und jagende Masse von Dunkelbraunen und Gelben, von Bronzefarbenen und Weißen. Da gibt's Europäer, die natürlich nur in der Rikscha oder Equipage fahren, reiche behäbige Chinesen, die ein gleiches tun, neben armen Teufeln von Bezopften, welche die schwersten Arbeiten verrichten, dann Siamesen und Malaien, Inder und Japaner, alle in der denkbar geringsten Bekleidung, die Arbeitenden einfach ohne jedwede Hülle, nur die Lenden kärglich bedeckt; auch die Frauen geizen nicht mit ihren Reizen, es genügt auch ihnen ein Minimum der Verhüllung.

Die Stadt an sich hat nächst dem Hafen, wo die stattlichen Bureaus, Offices und Warenhäuser der großen Kaufherren und Reeder, die Bankhäuser und Filialen der Bankinstitute sich vorfinden, europäischen Anstrich. Weiter abseits finden sich die Villenviertel, wo sich wieder die reizenden Bungalos in prächtigen Gärten zeigen. Einige wenige größere Hotels gibt es, die viel zu wünschen übrig lassen, diesen Mangel aber im Gegensatze zu den Hotels im übrigen Ostasien, Indien und Java durch um so höhere Preise zu ersetzen wissen.

Wieder in einem anderen Stadtteile sind die Viertel der Eingebornen, der Malaien und der Chinesen, natürlich getrennt voneinander, denn der Chinese wird nicht geliebt von den andern. Es gibt aber in Singapore sehr viel reiche Chinesen, mehr wie Engländer, die prächtige Wohnsitze mit schönen Gärten besitzen und in hocheleganten Equipagen auf dem Korso erscheinen, der in einer Allee zunächst des Meeres und eines riesigen Platzes abgehalten wird, welch letzterer auch allerlei Sportgelegenheiten dient.

Der botanische Garten, ein ausgedehnter reizender Park, landschaftlich hervorragend schön gelegen, ist gleichfalls, und zwar nachmittags, ein Vereinigungspunkt der vornehmen Gesellschaft.

Eine lohnende kurze Wagenfahrt ist jene zum neuen Wasserreservoir, der bei weitem beliebteste und interessanteste Tages- eventuell auch Halbtagesausflug aber ist der ins Sultanat Johor.

Man fährt am besten morgens mit dem Zuge um $6\frac{1}{2}$ Uhr ab, weil man dann die Frische des Morgens zu der durch bewaldetes Gelände ziehenden Fahrt genießt. Nach $\frac{3}{4}$ Stunden erreichen wir das Ende der Bahn, wir befinden uns an der nördlichen Küste unserer kleinen Insel. Jenseits drüben winkt uns die Küste des Festlandes, wir erkennen die Häuser des Ortes Kharu-Johor. Eine schmale Wasserstraße trennt uns vom gegenüberliegenden Festlande.

Um da hinüber zu gelangen, begeben wir uns auf einen kleinen bereitstehenden Dampfer, der uns in 20—25 Minuten überführt zur südlichsten Spitze der Halbinsel Malakka.

Wir betreten das Sultanat Johor in der Residenz des Sultans, kurzweg Johor genannt. Es ist ein kleiner unbedeutender Ort, der an sich nichts Bemerkenswertes bietet, aber charakteristisch insofern ist, als er eben zeigt, wie die Residenzen solcher kleiner asiatischer Fürsten sich ausnahmen zuzeiten ihrer Selbständigkeit, und dort, wo geographische Lage oder günstige Verkehrsbedingungen fehlten, um großzügigere Verhältnisse zu schaffen. In Johor war keines von allem vorhanden. Die schmale, ganz unnatürlich langgestreckte Halbinsel gab kein entsprechendes Hinterland ab, die enge, gekrümmte, durch die vorliegende kleine Insel arg eingedämmte Wasserstraße entbehrte der Bedingungen für einen Handelsverkehr, denn die natürliche große Verkehrsader zwischen dem Indischen Ozean, dem Südchinesischen Meer und der Javasee die heutige sog. Singaporestraße, zieht südlich der Insel. Diese eminente Wasserstraße wurde natürlich von England bei erster Gelegenheit in festen Besitz genommen, dadurch verkümmerte das den stolzen Namen „Sultanat" führende Johor, und wir sehen heute dort ein Stück Altasien mit einigen raffinierten europäischen, hyperkulturellen Institutionen, nämlich eine ganz kräftig ausgewachsene „Spielbank", deren Besuch ihres überwohltätigen Einflusses wegen sogar den in Singapore garnisonierenden englischen Offizieren verboten ist, sowie einige andere fraglich „nützliche" Lokale, ein modernes, elektrisch beleuchtetes „Hotel", sowie eine eigene landesherrliche, im Weltpostverein aufgenommene „Post", die verschwenderisch eigene Briefmarken schafft und wieder wechselt, weil dies eine erwünschte Einnahmequelle im Staatsbudget Sr. Hoheit des Sultans — der ein häufiger Besucher seiner eigenen Spielbank sein soll — abgibt.

Nichtsdestoweniger bietet der Besuch des malerisch und reizend gelegenen Johor und des auf der Höhe thronenden Palastes des Sultans mit seinem Palmengarten mancherlei Genuß und angenehme Zerstreuung für mehrere Stunden, ja selbst für einige Tage, da man in dem an der See hübsch gelegenen Hotel gut und minder teuer als in Singapore aufgehoben ist.

Der Palast des Sultans ist übrigens nichts weniger als mit indischer Pracht und Luxus ausgestattet; nur wertvolle Waffen und Rüstzeug findet man, alles übrige ist sehr minderwertig. Aber der Blick vom Palais ist schön, schöner aber noch von der auch auf einer Anhöhe nahe beim Palast gelegenen großen neuen Moschee. Die Vegetation hier ist mit jener in Java schlechterdings nicht zu vergleichen, aber natürlich durchaus tropisch, stehen wir doch dem Äquator noch näher als auf Java.

Dank der ausgezeichneten Empfehlungen der Generaldirektion des Nord-

deutschen Lloyd fanden wir in Singapore bei den Herren Vertretern des Lloyd das bereitwilligste, freundlichste Entgegenkommen, und dank der Bemühungen dieser wurde uns trotz des enormen Andranges die beste Kabine auf der „Preußen" angewiesen. Schon am 26. Februar konnten wir an Bord gehen, weil das Schiff am nächsten Tage früh abfahren sollte. Wir waren froh, das Hotel mit dem trefflichen deutschen Schiffe vertauschen zu können und verblieben auch an Bord, trotzdem besonderer Umstände halber die Abfahrt auf nächsten Mittag verschoben werden mußte, waren wir doch hier in jeder Beziehung bei weitem besser aufgehoben als in jedem ersten Hotel der Stadt. Allerdings war die Hitze in der Kabine, da die Fenster wegen Kohleneinnahme geschlossen werden mußten, bis auf 27° Celsius gestiegen, was sicher kein Genuß war; aber man wandelt eben nicht ungestraft unter Palmen, und wir weilten nun einmal im Lande der Palmen, und auch noch recht nahe von der Sonnenlinie der Erde.

Der Reichspostdampfer „Preußen" des Norddeutschen Lloyd ist ein älteres, aber komfortables und vortreffliches Schiff von 5200 Tonnen. Der Kapitän, bekannt als einer der tüchtigsten und zuvorkommendsten Schiffskommandanten der Lloydflotte, verstand es vorzüglich, seinen Passagieren den Aufenthalt auf seinem eleganten Dampfer angenehm und die Seefahrt kurzweilig zu gestalten. Dabei wachte er sorgfältig darüber, daß die Küche an Bord tadellos und reichhaltig über die Maßen geführt werde.

Wir hatten am 27. Februar 1 Uhr mittags Singapore verlassen. Die Straße von Singapore wurde durchfahren, die holländischen Inseln Batun und Bentang und die äußerste Südostspitze von Malakka passiert, alsbald darauf faßte uns im Südchinesischen Meere eine köstliche, steife, frische Brise, die uns ersehnte Kühlung brachte und die See zu kräftiger Dünung aufwühlte.

Auf dieser Fahrt hatten wir so recht Gelegenheit, den bereits früher genügend hervorgehobenen erheblichen Unterschied zwischen den deutschen Passagierdampfern und denen, die wir nach unserer Fahrt mit der „Kiautschou" benutzt hatten, nämlich den drei englischen und den zwei kleinen holländischen Steamers, wahrzunehmen. Komfort, Küche, aufmerksame, bereitwillige Bedienung, Sauberkeit und Ordnung an Deck wie in den Kabinen und gemeinschaftlichen Räumen ließen nicht das Geringste zu wünschen übrig.

Die „Preußen" hatte eine ganz absonderlich heiße Fahrt von Colombo nach Singapore gehabt, derart, daß das ganze Schiff in allen Räumen in eine Backofenglut versetzt worden war. Es bedurfte nun, nachdem wir das offene Meer erreicht hatten und von einem frischen Monsun gefaßt worden

waren, aller möglichen Mittel, um das ganze Schiff vorerst wieder abzukühlen und in den Innenräumen eine normale Temperatur herzustellen. Mit anerkennenswertester Sorgfalt war der liebenswürdige Kapitän bestrebt, alles und jedes zu veranlassen, um ehemöglichst den schmachtenden Passagieren zu Kühlung und Frische zu verhelfen.

Daß natürlich sämtliche elektrische Ventilatoren in allen Gesellschaftsräumen und Schlafkabinen Tag und Nacht in Bewegung waren, ist selbstverständlich, und welche Wohltat dies bedeutet, das lernt man erst auf Schiffen, die mit elektrischen Ventilatoren nicht versehen sind, schätzen. Die in Ostasien verkehrenden englischen Dampfer haben keine elektrischen Ventilatoren, in den Schlafkabinen überhaupt nichts derartiges, sondern im besten Falle an der Kabinenluke einen blechernen Windfang, der aber bei etwas Wellenschlag nicht verwendet werden kann, weil dann die Stewards die Luken mit Schlüsseln, die nur sie besitzen, schließen und sehr häufig abends aus purer Bequemlichkeit auch dann nicht wieder öffnen, wenn ganz ruhige See sich eingestellt hat. Mit der sehr barsch erteilten Antwort: „es könnte ja vielleicht wieder stärkere Dünung eintreten", wird man bei Reklamationen abgefertigt. Ganz anders auf den deutschen Schiffen, dort kann, wenigstens in der ersten Klasse, jeder Passagier sein Fenster oder seine Luke in der Schlafkabine selbst öffnen und schließen und wird nur von seinem Steward höflich aufmerksam gemacht, wenn auf erteilten Befehl des wachhabenden Schiffsoffiziers infolge Gefährdung durch hochgehende See die Luken geschlossen werden sollen; ebenso aber auch öffnet der Steward die Luken, sobald die Notwendigkeit des Schließens nicht mehr vorhanden ist. Ein Abschließen durch Schlüssel gibt es überhaupt nicht auf den deutschen Dampfern, denn ein solches Abschließen kann im Falle einer Schiffskatastrophe von furchtbaren Folgen begleitet sein. Allerdings sind Engländer und Amerikaner an derartige Einsperrungen gewöhnt, weil auf den indischen und den amerikanischen Eisenbahnwaggons die Ausgangstüren während der Fahrt durch die Kondukteure abgeschlossen werden, derart, daß bei einer eintretenden Katastrophe sämtliche Passagiere wie in einer Mausefalle gefangen sind. Ein Entkommen durch die Coupéfenster auf diesen Bahnen ist ganz unmöglich, weil die Fenster nur zur halben Höhe — die nicht hinreicht um einen menschlichen Körper durchzuzwängen — zu öffnen sind!

Den vereinten Bemühungen des Kapitäns, bzw. Deckoffiziers und des frischen Monsuns gelang es auch, das Schiff nach und nach im Laufe der ersten Nacht schon in normale Temperatur zu versetzen, so daß, da die frische Brise anhielt, wir eine sehr angenehme Fahrt zurücklegten. Am 28. abends

war ein reizendes Fest mit Ball arrangiert: erst Festdiner, wie alltäglich mit Tafelmusik — Bordkapellen gibt es auch auf keinem englischen Dampfer —, dann auf dem mit Flaggen drapierten Oberdeck ein flottes Tänzchen und schließlich im smoking-room eine kleine Herrenkneipe.

Am 1. und 2. März Windstille, sogenannte spiegelglatte See; die Temperatur stieg rapid, erreichte in der Kabine 28° Celsius (82° Fahrenheit), abgesehen aber von der Hitze, prächtige Fahrt. Abends großartiger Sonnenuntergang, mit dem mehrfach geschilderten glutroten Tropenhimmel, danach zauberhafter Mondenschein, so daß bis tief in die Nacht auf Deck Leben und Frohsinn herrschten, was bei der auserlesen guten Gesellschaft an Bord nicht wunder nahm. Am 2. März abends Konzert, von Herren und Damen ausgeführt, zugunsten invalider Seeleute. Vollmondschein.

Während der Nacht vom 2. zum 3. März war die „Preußen" auf der Außenreede von Hongkong vor Anker gegangen, und als wir 6 Uhr morgens an Deck kamen, war der uns vom Kapitän schon vorausgesagte große Wettersturz eingetreten. Es stürmte, goß in Strömen und war empfindlich kühl. Wir fuhren langsam während einer ganzen Stunde durch den großen von der Natur wunderbar geschützten Hafen hindurch, und da noch kein Nebel sich eingestellt hatte, der Regen auch nachließ, hatten wir wenigstens Gelegenheit diesen landschaftlich so berühmten, schönen Hafen — er wird unter die malerischsten der Welt gerechnet — bewundern zu können. Unten die ansehnliche, ausgedehnte Hafenstadt auf der Insel Hongkong, darüber am steilen Berghange terrassenartige Gärten und Anlagen, stattliche Baulichkeiten, Villen (nicht mehr Bungalostil), große Klubhäuser, hoch droben das stattliche Peak-Hotel, und noch höher auf den Bergkuppen die Forts, Kasernen und zahlreichen militärischen Bauten. Verschiedene Buchten, die Hafenplätze für Kriegs- und Handelsschiffe, mit vorgelagerten kleinen hügeligen Inselchen, jenseits das Festland mit dem britischen Hafen und Städtchen Kaloon, wo die Werften sich befinden und die Passagierdampfer ankern — alles dies gruppiert sich zu einem wirklich romantisch schönen Bilde.

Wir steuerten langsam zwischen unzähligen Dampfern, großen und kleinen Schiffen, Dampfbarkassen, Propellern, Fischerbooten, Barken, und was alles für Namen sie führten, hindurch, an dem Hongkonghafen vorüber nach Kaloon, wo wir uns ausschifften und in Hotel-Launches (Dampfbarkassen) in 6—8 Minuten nach Hongkong hinüber fuhren. Hier mit Rikshas in wenig Minuten zum neuen gutgeführten King Edward-Hotel, wo wir ein großes schönes Eckzimmer mit loggiaartig gedeckter, breiter Veranda zugewiesen erhielten.

So hatten wir denn Fuß in China gefaßt.

Die Bauart der Stadt Hongkong, von den Engländern eigentlich Viktoria getauft, aber nach dem Namen der kleinen Insel, auf der sie liegt, fast nur Hongkong genannt, mit 100000 Einwohnern, ist europäisch, oder sagen wir international; der Bungalostil verschwindet hier; zwei- und dreistöckige Steinhäuser, teilweise recht stattliche und große Gebäude, reihen sich zu Straßen aneinander. Den chinesischen Typ erhält die Stadt durch die bunten Firmentafeln, die in Form von langen, schmalen Flaggen vom ersten,

Straße in Hongkong.

oft selbst zweiten Stockwerk in die Straße herabhängen und mit ihrer bunten und goldenen Schrift auf andersfarbigem Stoffe den Eindruck hervorbringen, als seien die Straßen aus festlichem Anlasse beflaggt. In den Hauptverkehrsstraßen sind sehr elegante Auslagen, die verlockend zum Einkaufe von allerlei Kunst- und Gewerbeerzeugnissen einladen.

In der Tat kauft man hier gut und nach europäischem Maßstabe billig ein. Ganz besonders schöne, kunstreiche und wertvolle Gegenstände finden sich in Seidenstoffen mit Handstickereien, ebenso auch Leinen mit reichen Stickereien, wie solche in Europa und Amerika infolge der teuren Handarbeit gar nicht herzustellen sind. Ferner sehr stilvolle, in reichster Schnitzerei hergestellte

Kunstmobel aus dem hier vorkommenden „Blackwood", ein dem Ebenholze ähnliches überaus hartes und festes, dunkelbraunes, nahezu schwarzes Holz. Dann Elfenbeinschnitzereien, sehr originelle und geschmackvolle Silberarbeiten, in Ziselierung und getriebener Arbeit, in allen möglichen Formen und allen denkbaren Zwecken dienend. Ferner schöne Cloisonné(Metallemaille)-Kunstgegenstände verschiedenster Gattung dann Bronzen und Waffen und Eisenschmiedearbeiten. Alle diese Sachen, bei denen die kunstvolle Handarbeit dem Gegenstande den Wert verleiht, sind bei uns daheim nicht annähernd so billig herzustellen wie hier, wo die Erzeugungskosten in einem geradezu lächerlichen Verhältnisse zu jenen bei uns im Abendlande stehen und außerdem die Kunstfertigkeit des Individuums hoch über dem steht, was bei uns erreichbar ist, denn seit Jahrtausenden werden vom Volke solche Arbeiten hergestellt, und durch Jahrhunderte wird in Familien dasselbe Metier ausgeübt. Vom Ururahn bis hinab zu der jetzigen Generation arbeiten die Familienglieder an den gleichen Kunstprodukten und die Fertigkeit, die sie besitzen, wurzelt in erblicher Veranlagung.

Ganz dasselbe werden wir in Japan wiederfinden, vielleicht noch in erhöhtem Maße, denn die japanischen Cloisonné-Kunstgegenstände, die Elfenbeinschnitzereien, die Bronzen - von denen die Werke alter berühmter Meister in gleicher Weise nie ein zweites Mal angefertigt wurden, daher echte Bronzen solcher Meister dort stets Unika sind —, die japanischen Porzellanmanufakturen (die berühmten Satsumagegenstände) übertreffen noch die chinesischen Arbeiten, und ganz besonders die herrlichen Cloisonné-Kunstwerke in Japan sind einzig in der Welt, sie stehen über jenen in China und hoch über den französischen.

Die Kunstmöbelgegenstände jedoch sind in Canton, dem Hauptsitze dieser Industrie, dauerhafter, solider und die Schnitzereien gediegener als solche in Japan, wo mehr eingelegte Gegenstände hergestellt werden, die bestechend geschmackvoll sind, aber in europäischem Klima leicht Risse bekommen und springen, während die kunstvoll geschnitzten Blackwoodmöbel unverwüstlich sich halten und dabei auserlesene Schmuckstücke für ein Haus abgeben.

Die Goldstickereien auf Seide und Sammet in Canton und Hongkong sind geradezu entzückend und zeugen von einer eminenten Kunstfertigkeit.

Hat man sich in Hongkong an den vielen verlockend schönen Dingen satt gesehen und arm gekauft, dann — wenn man noch ein paar Cents übrig behalten hat — fährt man mit der Drahtseilbahn hinauf zum Peak-Hotel, nimmt vielleicht den Tiffin in dem großen prachtvoll gelegenen Hotel

und besucht zu Fuß eine oder die andere der sich über dem Sattel, auf welchem das Peak-Hotel gelegen ist, erhebenden Bergkuppen, die in 20 bis 40 Minuten erreichbar sind und von denen allen sich eine prachtvolle umfassende Aussicht erschließt. Tief unter uns liegt ganz Hongkong ausgebreitet, mit dem Handelshafen und seinen Hunderten von Schiffen, vom größten Paketdampfer bis zum kleinsten Nachen hinab. Da ist ein ewiges Ankommen und Abgehen, ein unausgesetztes Hin- und Herfahren der zahllosen kleinen Propeller, Dampfbarkassen, Pinassen, Ruderboote, Frachtenkähne, und was sonst noch schwimmen kann. In einer anderen Bucht sehen wir den Kriegshafen. Zufällig war damals nahezu das ganze britisch-ostasiatische Geschwader wegen

Kanal in Canton.

Wechsel des Geschwaderkommandanten vereinigt, und außerdem lagen auch Kriegsschiffe vieler anderer Staaten, darunter auch deutsche, eines mit dem Prinzen Adalbert an Bord, hier vor Anker.

Jenseits drüben im Norden auf dem Festlande liegt Kaloon mit den großen Docks und Werften und im Westen sehen wir die große gebirgige Insel Lantao und nach allen Richtungen hin zahllose oft winzig kleine Inseln und Inselchen, unzählige Buchten und Wasserstraßen bildend, endlich im Osten die Chinesische Südsee.

Es ist fürwahr eine im höchsten Grade fesselnde Aussicht, und nicht oft genug kann man hinauffahren, um sich des herrlichen Blickes zu erfreuen. Wir

hatten beabsichtigt, da wir 14 Tage in Hongkong und Canton verweilen wollten, in der zweiten Woche auf einige Tage ins Peak-Hotel zu ziehen, was aber schließlich infolge ungünstiger Witterung aufgegeben wurde, jedoch versäumten wir es nicht, an jedem schönen Tage einmal hinaufzufahren.

Nur hüte man sich, mit einer Kamera sich zu zeigen. Überall sind Forts und Befestigungen, und weder in Hongkong noch im Hafen, noch in der Umgebung darf photographiert werden, man setzt sich den unangenehmsten Folgen aus, wenn man dies nicht beachtet.

Oben am Peak-Hotel und auf der ganzen steilen Berglehne bis hinab zu den Häfen, an denen die eigentliche Stadt sich entlang zieht, liegen villenartige Gebäude, in denen die reichen Kaufherren und Honoratioren von Hongkong wohnen, und Klubhäuser verstreut. Eine breite gute Fahrstraße zieht in langgezogenem Zickzackbogen bis zum Peak-Hotel und von da als Militärstraße zu den verschiedenen fortifikatorischen Hügelbefestigungen weiter aufwärts.

Überall genießt man von dieser Straße den malerischen Anblick auf die unterhalb liegende Handelsstadt und die Häfen; der umfassende panoramenartige Rundblick auf die verschiedenen Buchten, die zahllosen Inseln und Inselchen und das Meer erschließt sich dagegen erst oben vom Peak-Hotel an.

Zur Fahrt auf der Drahtseilbahn zum Peak hinauf benötigt man beiläufig 25 Minuten und zum Hinabgehen auf der guten breiten aussichtsreichen Fahrstraße (Fußsteige kürzer) mit Besuch des hübschen kleinen botanischen Gartens, auf halber Höhe, etwa eine Stunde.

Auch das stattliche, geräumige, sehr komfortable deutsche Klubhaus, in denen Deutsche und Österreicher gastlichste Aufnahme finden, ist an der Straße gelegen und überhöht die untere Stadt. In dieser, nahe dem Hafen, befindet sich auch das englische oder internationale Klubhaus, ein sehr ansehnlicher und geräumiger Bau, mit eleganten Räumen, auch Wohnräumen für Klubmitglieder und guter Restauration. Hier versammeln sich mittags zwischen 12—1 Uhr tagtäglich die Herren der europäischen Gesellschaft, dies ist der Treffpunkt der Herrenwelt in Hongkong. Hier findet man alte Bekannte, hier macht man Bekanntschaften, erfährt alles, was in der Welt passiert, nimmt sein Glas Frühstückswein, meist Champagner, noch häufiger den beliebten Cocktail, plaudert ein halbes Stündchen und begibt sich dann ins Hotel zum Frühstück oder nimmt dieses im Klub ein, wenn man geladen wurde, was bei der glänzenden Gastfreundschaft in Ostasien gar häufig der Fall ist. Selbstverständlich hat man nur nach erfolgter Einführung durch ein Klub-

Hafen von Hongkong in China.

mitglied Zutritt in die Klubs, die man in allen großen Handelsplätzen in Ostasien findet. Neben und nächst den englischen stehen die deutschen Klubs überall obenan; der deutsche Kaufmann erobert sich gleich dem englischen die Welt und hat sich überall eine angesehene und sehr geachtete Stellung zu erwerben gewußt; er ist der einzige, der dem englischen Kaufmann eine empfindliche Konkurrenz macht, und in allen Handelsemporien Asiens finden wir deutsche Großkaufhäuser ersten Ranges, die Import, Export, Reederei, Schiffsagenturen, und was sonst zum Welthandel gehört, in sich vereinigen.

Diese großen Kaufherren pflegen die Traditionen ihrer deutschen Ahnen und Vorgänger, die einst die „Hansa" zur ersten Handelsmacht der überseeischen Welt emporgehoben hatten; sie sind die würdigen Nachfolger entschwundener Geschlechter, und wer den Vorzug hatte, durch schätzenswerte Empfehlungen bei ihnen eingeführt zu werden, wer mit den liebenswürdigen, über alle Maßen zuvorkommenden, verbindlichen Vertretern dieser Weltfirmen in nähere Berührung trat, der wird das Gefühl der Zuversicht mit nach Europa heimführen, daß in der Hand dieser durch und durch gediegenen, tüchtigen, ihrer großen Aufgabe völlig gewachsenen Männer dem deutschen Welthandel eine Periode neuen Aufschwungs gesichert ist, daß demselben eine verjüngte, verheißende Zukunft erblühen wird. Und davon ziehen ja auch indirekt jene Länder Nutzen, die — aus was immer für einem Verschulden heute noch kommerziell und industriell gegen Deutschland zurückgeblieben — in friedlich freundschaftlichem, nachbarlichem Verhältnisse zu dem sich so mächtig entfaltenden Deutschen Reiche stehen.

Es seien hier nur einige jener deutschen Welt-Großkaufherren namhaft gemacht: Melchers & Co. und Meyerink & Co. in Hongkong und Shanghai, Behn, Meyer & Co. in Singapore, Freudenberg & Co. in Colombo, H. Ahrens & Co. Nachf. und Carl Rohde & Co. in Japan.

Noch eines kleinen Ausfluges muß Erwähnung geschehen, jenes mit Rikscha oder Wagen nach Happy Valley, eine im ganzen ungefähr zwei Stunden erfordernde, recht nette, wenn auch landschaftlich nichts Besonderes bietende Landpartie.

Wir hatten auch Gelegenheit, dank den gastfreien Vertretern obgenannter Firmen, zwei äußerst interessanten chinesischen Festen beizuwohnen.

Das eine war ein chinesischer Hochzeitszug, der mit gewaltigem Pomp und furchtbar lärmender Musik — mögen sich Mozart, Beethoven, Wagner und die sonstigen Heroen und Meister der hehren Tonkunst nicht im Grabe umdrehen, wenn wir das Musik nennen! — sagen wir also statt Musik ent-

festlichem Getöse und Spektakel durch die belebtesten Straßen Hongkongs zog und dabei natürlich für einige Zeit den Verkehr dort vollständig hemmte. Sämtliche Festteilnehmer wurden natürlich in Palankinen, viele in sehr elegant ausgestatteten, getragen, die Braut thronte in einem besonders prunkhaften, goldstrotzenden, mit Glasscheiben geschlossenen Tragsessel. Jedermann war im größten Staate, die Zöpfe so lang geflochten als das Haupthaar es gestattete, und wo die Natur dazu nicht ausreichte, da setzte die Haarflechtkunst ein!

Da die chinesische Tracht nicht sehr kleidsam ist, in China auch wenig bunte Stoffe getragen werden — denn Blau ist fast ausschließlich die Farbe des Chinesen für sein Gewand und mehr denn neun Zehntel sieht man in Blau gekleidet — so ist das Bild, daß sich bei solchen Festlichkeiten zeigt, ebenso aber auch das gewöhnliche Straßenbild nicht entfernt so fesselnd, so malerisch, so farbenprächtig, wie in den Ländern der Inder, und selbst der Malaien und Javanen.

An einem anderen weitaus interessanteren Feste nahmen wir als Gäste der Firma Wm. Meyerink & Co. teil. Dieses Großhandlungshaus in Hongkong und Shanghai veranstaltete ein Festessen für alle seine chinesischen Kunden, gleichviel ob arm oder reich, ob dieselben Abnehmer oder Lieferanten für den geringfügigsten Betrag waren oder ihr Konto bei Meyerink sich aus sechsstelligen Zahlen zusammensetzte. Zu diesem Zwecke war das ganze erste chinesische Gasthaus in Hongkong für den Abend gemietet.

Als wir abends acht Uhr mit Rikscha vorgefahren kamen, geleiteten uns die freundlichen Wirte zuvörderst durch die ebenerdigen Lokalitäten, die dicht gefüllt von Hunderten chinesischer Gäste, teilweise mit Frau und Kindern, waren. Es wurde gegessen und getrunken, jedermann schien sehr vergnügt und genoß die freigebige Gastfreundschaft in lautestem Jubel.

Wir stiegen nun vom untersten zum ersten Stock auf schmaler Treppe hinauf. Auch dieser war bis auf das letzte Plätzchen vollgepfropft von Gästen, Männlein, Weiblein und Kinder fast jeden Alters, welch letztere übrigens höchst drollig in ihren chinesischen Gewändern sich ausnahmen, sehr zutunlich waren, Süßigkeiten, die wir ihnen reichten, gerne entgegennahmen und möglichst in unserer Nähe sich verhielten, um weitere Leckerbissen in Empfang nehmen zu können.

Nachdem einige Stühle für uns freigemacht worden waren, nahmen wir vor einem Podium, auf dem eine kleine Bühne errichtet war, Platz. Neben uns wurde ein kleines niedriges Tischchen (in der Höhe des Stuhles) mit

Tee und verschiedenen süßen Bäckereien und Fruchtarten, Mandeln und dergleichen aufgestellt.

Nun begann das Theaterspiel, an dem sich jung und alt ergötzte und ersichtlich herrlich unterhielt. Da in China nie Frauen auf der Bühne erscheinen, werden alle Rollen von Männern gegeben. Ein solches Spiel ist geradezu ein Graus. Es läßt sich schwer etwas minder Ästhetisches denken. Wenn es eine Posse hätte sein sollen, nun so könnte man sagen, wer Gefallen daran findet, möge lachen, aber weit gefehlt, das waren alles furchtbar tragische, schwärmerische, liebesduftende Dinge, die da vor Augen geführt und — mit Gesang zum Vortrage gebracht wurden! Aber was für ein Gesang! Etwas so Haarsträubendes, wie diese Kunstleistung aus der heiseren Kehle eines Chinesen, im Fisteltone die eine Strophe, im krächzenden Gurgeltone die andere, und dazu alles nur im Register einiger weniger Töne, gibt es nicht leicht wo anders in der Welt. Wie dankbar aber das chinesische Publikum für derartige theatralische Vorführungen ist, beweist der Umstand, daß bis spät in die Nacht unausgesetzt Vorstellung auf Vorstellung folgte!

Jedoch für uns war es nach halbstündigem Zuhören genug des grausigen Spiels, wir begaben uns nun in die Räume des nächsten oberen Stockwerkes und fanden hier abermals Gelegenheit, das unverfälschte, ungebundene Leben der Chinesen, die hier ganz unter sich waren, zu beobachten. Wir fanden in diesem oberen Stockwerk nur Leute besserer Kasten; die geringsten waren ebenerdig, und die besten, höchsten Kasten im dritten, obersten Stockwerk vertreten. Die Gastgeber haben da gar nicht nötig, irgend etwas zu verfügen, die Chinesen wissen genau, wohin sie rangieren, und es fiele gar keinem ein, sich unter eine höhere Kaste mischen zu wollen, was diese übrigens auch nicht dulden würde.

Hier im zweiten Stockwerk war auch den Opiumrauchern Gelegenheit geboten, ihrem — sagen wir es nur — Laster zu frönen. Aber seien wir auch nicht ungerecht — es würde viel, viel weniger Opiumraucher in der Welt, richtiger unter den Chinesen, denn fast nur diese sind Opiumraucher, geben, wenn nicht die Europäer, d. h. in diesem Falle die Engländer, die Einfuhr beziehungsweise Einschmuggelung des Opiums in China seinerzeit erzwungen hätten.

Wir gelangen nun in den dritten Stock, wo die vornehmsten und reichsten Chinesen — es waren auch Millionäre darunter — bewirtet wurden.

Hier waren mehrere Tafeln gedeckt, an denen die europäischen Gäste, — meine Frau und ich und zwei deutsche Marineoffiziere der „Herta", auf

welcher Prinz Adalbert, der jugendliche Sohn Kaiser Wilhelms II., eingeschifft war — die Vertreter der gastgebenden Firma Meyerink mit den europäischen Angestellten und die vornehmen chinesischen Kunden des Hauses Platz nahmen.

Bekanntlich bedienen sich die Chinesen entgegen den Japanern schon seit langer Zeit der Tische und Stühle, daher in dieser Beziehung kein Unterschied mit unseren Tafeln ersichtlich ist. In bezug auf die Gedecke und gar erst auf die Gerichte freilich waltet ein sehr erheblicher Unterschied ob. Der Chinese ißt, ebenso wie der Japaner, mit den kleinen Holz- oder Elfenbeinstäbchen, und die Flüssigkeiten schlürft er aus kleinen Schalen, die unseren Teetassen ohne Henkel gleichen, nur etwas flacher sind. In solchen Schälchen werden auch die verschiedenen Gerichte — Fleisch, Fisch und alles Konsistente ist in Brocken oder kleine Bissen geschnitten — serviert, und jedem Gaste wird beim Wechsel des Ganges ein neues gefülltes Schälchen vorgesetzt. Fast alle Gerichte werden somit in Form und Art von Ragouts geboten. Mit den zwei Stäbchen weiß der Chinese oder Japaner sehr geschickt, indem er beide Stäbchen in einer Hand zwischen verschiedenen Fingern eingeklemmt hält, den Inhalt zu leeren, beziehungsweise so viel daraus zu sich zu nehmen, als ihm beliebt. Es gehört große Übung dazu, mit den Stäbchen geschickt zu hantieren, daher den anwesenden europäischen Teilnehmern Messer, Gabel und Löffel zur Verfügung gestellt waren.

Bei einer streng chinesischen Tafel wird nur Saké, eine Art Reiswein, ein Destillationsprodukt aus Reis, gereicht, und daneben noch während der ganzen Tafel Tee, der in einer größeren Schale ohne Henkel mit Deckel bei jedem Kuvert steht und häufig gewechselt wird, weil der Chinese den Tee nur heiß nimmt, ganz ohne Zucker und Milch, überhaupt ohne jede Zutat, die nach Ansicht der Chinesen den guten Tee nur verdirbt. Der Deckel auf der Teeschale dient aber nicht nur dazu, das Getränk heiß zu erhalten, sondern hauptsächlich auch, um zu verhüten, daß die Teeblüten beziehungsweise Blätter mit geschlürft werden, denn der Chinese will nicht den Abguß des Teeaufgusses, sondern verlangt, daß der Tee selbst in der ihm servierten Schale enthalten sei. Beim Trinken hebt er geschickt mit der Hand den Deckel ein ganz klein wenig, nur so

Chinesische Opiumraucher.

weit, daß allein die Flüssigkeit, nicht aber die Teeblätter, ausfließen kann, und schlürft so den Teeaufguß. Nach Angabe der Chinesen, und sie dürften da ganz recht haben, soll dieser sehr kräftige, durch keinerlei Zutat hygienisch verschlechterte Tee die Verdauung ganz außerordentlich fördern, so zwar, daß man ohne Beschwer und ohne die anderswo üblichen stark alkoholischen Liköre und schwarzen Kaffees auch die längste Tafelfreude vom ersten bis zum letzten Gange unbeschadet genießen kann. Und was die Chinesen darin zu leisten vermögen, grenzt an das Erstaunliche. Unser Menü an jenem Abende beispielsweise wies nicht weniger als 30 Gänge auf, darunter indische Vogelnester, Turtle, schwarze, wochenlang eingegrabene Eier besonderer Gattung, feinste Fische, Süßigkeiten und andere sogenannte Leckerbissen verschiedenster Art. Freilich behagt uns Europäern, auch denen, die in China akklimatisiert sind, die chinesische Zubereitungsweise durchaus nicht. Gewohnheit und Geschmack sind eben dort andere als bei uns. Auch hier gilt das lateinische Wort: De gustibus non est disputandum. Erwähnt sei hier nur gleich, daß wir nach Beendigung der ersten Tafel mit ihren 30 Gängen uns von unseren überaus zuvorkommenden Wirten und den gleichfalls sehr freundlichen vornehmen Chinesen verabschiedeten, während den letzteren gegen Mitternacht noch eine zweite Tafel serviert wurde!

Was das Reisgetränk, den Saké, betrifft, so ist er ganz schmackhaft. Auch er wird in kleinen Schälchen kredenzt, die fleißig von den sehr aufmerksamen chinesischen Dienern — in China findet man durchaus männliche, in Japan fast ausnahmlos weibliche Bedienung — gefüllt werden. An den Tafeln der Honoratioren im dritten Stockwerk fand übrigens auch der französische Champagner bei Bezopften und Unbezopften willige Abnehmer!

Schließlich noch einige Worte über die chinesischen „Blumenmädchen". Während wir zu Tafel saßen, uns trefflich unterhielten und uns über die Verhältnisse, Gewohnheiten, kurz über Land und Leute schätzenswerte Auskünfte erteilen ließen, erschienen teils einzeln, teils paarweise chinesische Mädchen, die sogenannten Blumenmädchen, die abends von einem Vergnügungslokal zum anderen gehen, dort überall freien Eintritt finden und sich bescheiden und zurückhaltend an kleinen Wandtischen oder sonstwo niederlassen, auf Ansprache freundliche Antwort geben und an der Unterhaltung sich beteiligen, wenn selbe chinesisch geführt wird. Man reicht ihnen dann vom Tisch Süßigkeiten und Saké, die sie gerne annehmen, um nach kurzem Aufenthalte still und geräuschlos wieder zu verschwinden, anderen Platz machend.

Man beurteilt diese „Blumenmädchen" oft falsch; sie sind nicht das, was

man bei uns Freudenmädchen nennt, sie haben wohl eine jede ihren Liebhaber, sind aber für Ausländer nicht ohne weiteres zugänglich, in ihrem Auftreten sind sie äußerst diskret, bescheiden und sehr zurückhaltend, und nur wenn sie von einem chinesisch Sprechenden animiert werden, zeigen sie eine wohltuende Lebhaftigkeit und frischen Frohsinn.

Als wir elf Uhr nachts die aus zirka 250 Personen bestehende Festgesellschaft verließen und uns von unseren gastfreien, liebenswürdigen Wirten verabschiedeten, herrschte noch gehobenste Feststimmung in allen drei Stockwerken, unter allen Gästen der verschiedenen Kasten. Und die chinesischen Musen, sie krähten noch immer in ein paar Fisteltönen ihr Lied, ihre Freude, ihr Leid, ihren Haß, ihre Leidenschaft hinaus, zum Ergötzen der in unentwegter Bewunderung verharrenden Hörer.

Der 10. März fand uns nachmittags fünf Uhr auf dem englischen Doppelschraubendampfer „Fah Shan" von 2260 Tonnen. Unsere Fahrt ging nach Nordwesten, zwischen den Inseln in der ganz schmalen Meerenge zwischen dem Festlande im Norden und der großen gebirgigen Insel Lantao im Süden hindurch. Wir passierten die schmalste Stelle, einen landschaftlich sehr malerischen Punkt, gerade noch vor Dunkelwerden. Dann dampften wir hinaus in die große Meeresbucht, in welche der gewaltige Canton- oder Perlfluß ausmündet.

Kabine und Küche des neuen hübschen Dampfers waren gut, und als wir am nächsten Morgen sechs Uhr an Deck kamen, waren wir schon nahe vor Canton. Wir engagierten, dort eingetroffen, sofort den an Deck gekommenen, uns bestens empfohlenen Führer Ah Kow und fuhren mit ihm in das recht primitive Hotel Viktoria. Dasselbe ist in dem räumlich nur kleinen Fremdenviertel außerhalb der Stadtmauern gelegen. Ehebaldigst traten wir mit unserem Führer in drei von je drei Mann getragenen Palankinen die Wanderung zur Besichtigung Cantons an.

Canton ist die größte Stadt Chinas, sie hat nicht weniger als zwei Millionen Einwohner, von denen übrigens gegen 50 000 jahraus jahrein auf den zahllosen in den Kanälen und Seitenarmen des Pearl River liegenden großen Flußkähnen wohnen, und übertrifft somit an Größe die Residenz und zweitgrößte Stadt Chinas, Peking, um nahezu das Doppelte.

Canton soll von den großen chinesischen Städten den typisch-chinesischen Charakter am unverfälschtesten aufweisen. Die Stadt bietet jedenfalls außergewöhnliches Interesse, wenn sie auch in ihrem bodenlosen Schmutz, dem Mangel jedweden architektonisch nur halbwegs bemerkenswerten Bauwerks, dem

Fehlen jeden Schmuckes, jeder Zierde, jedweder Gartenanlage, selbst jedes dürftigen Rasenplätzchens, bar selbst der bescheidensten Baumgruppe, eigentlich jeden Reizes entbehrt. Wenn wir nicht einmal einen reinlich gehaltenen Tempel sehen, und die paar hochragenden Pagoden auch elendiglich verwahrlost sind; wenn von altehrwürdigen, schönen Bauten, die man in diesem vieltausendjährigen, vorzeiten eine großartige Kultur aufweisenden Reiche wohl erwarten dürfte, nichts zu finden ist, dann wird man freilich fragen, was gibt es denn dort Bemerkenswertes? Wo ist das „Interessante" zu suchen? Das liegt hier, wie in fast allen chinesischen Städten, einzig und allein in der absonderlichen Eigenart, in der spezifischen, aber nichts weniger als schönen oder sympathischen Sonderheit der Stadt. Dieses Aparte, Eigenartige trifft man eben nur in einem reichbevölkerten Lande, welches vor vielen Jahrhunderten schon auf eine mehrtausendjährige Kultur zurückblicken konnte, dann in Verfall geriet oder zum mindesten stagnierte, sich dabei aber streng von aller Berührung mit der Außenwelt fernhielt, unter Einhaltung drakonischer Maßregeln abschloß, und zwar derart, daß Regierung und Volk noch bis auf den heutigen Tag mit erstaunlicher Zähigkeit an allen traditionellen Überlieferungen festhalten und sich gegen das nicht mehr ganz abzuhaltende, langsam aber stetig hereinflutende Ausländische, also auch der abendländischen modernen Kultur, mit verzweifelter Hartnäckigkeit wehren. Wir werden ja sehr bald ein anderes Land betreten, wo ähnliche Zustände durch Jahrtausende obwalteten, das sich in seiner Abgeschlossenheit aber anders entwickelt hat, dessen Bewohner den Fortschritt der Kultur mit bewundernswertem Scharfblick rechtzeitig erkannten, den alt hergebrachten Widerstand aufgaben, mit anerkennenswerter Energie sich dem Neuen anschlossen und dadurch ihre festländischen Rassengenossen turmhoch überflügelt haben.

Also „interessant" in hohem Grade sind die chinesischen Städte, wie China überhaupt — schön, sympathisch, anheimelnd ganz und gar nicht und dabei bar jedweden Schmuckes aus alter längst vergangener Zeit und ebenso der Neuzeit. Das „Interesse" ist einzig und allein in den Zuständen zu suchen, in denen wir eines der ältesten volkreichsten Länder der Welt noch heute finden. Wie eine uralte geborstene Monolithsäule, die Jahr für Jahr mehr abbröckelt, die sicher dem gänzlichen Verfalle entgegengeht, wenn nicht von kundiger Hand noch rechtzeitig, wie in Japan, der Riesenblock gestützt und neu fundiert wird, so ragt aus einer längst vergangenen Zeitepoche dieses in seinem Fundamente erschütterte Riesenreich in eine neue Zeit veränderter Kultur und Zivilisation hinein. Wird diesem Reiche auch ein Marquis Ito

und ein Mikado mit weitschauendem Blick und großzügigen Geistesgaben wie dem Zwillingsreiche Japan erstehen?

Man sagt, wer eine unverfälschte, große Stadt in China sah, hat alle gesehen; sie sind alle über einen Leisten geschlagen, tragen ohne Ausnahme denselben verkommenen Typus, sind alle gleich schmutzig und unwohnlich und bieten fast alle nichts oder nur sehr wenig an Kunst und Bauten, und die einzigen mit reichen Schätzen ausgestatteten — übrigens durch die mehrmaligen Eroberungen arg mitgenommenen und reduzierten — sehenswerten Kaiserpaläste in Peking sind weder für Fremde noch für Einheimische, soweit solche nicht zum Hofstaate gehören, zugänglich.

Das Gehen in Canton ist für den Fremden, ebenso aber auch für den vornehmen Chinesen ausgeschlossen. Pferde haben wir in ganz Canton nicht zu sehen bekommen, Rikshas gibt es hier ebenfalls nicht, sie würden auch so wenig wie Wagen in den schmalen, engen Gäßchen verkehren können; denn die Gassen sind derartig belebt, es herrscht dort ein solch unbeschreibliches Gewühl und Gedränge, daß man nur langsam sich fortbewegen kann.

Also schon aus diesen Gründen ist das Gehen in diesen Städten ausgeschlossen, außerdem ist es ja notorisch, daß die unteren Volksschichten einen ausgesprochenen Haß gegen die Europäer im Herzen tragen. Daß dem tatsächlich so ist, wurde uns hier in Canton von einem Herrn, mit dem wir im Hotel bekannt wurden, bestätigt. Derselbe hatte sich gleich uns im Palankin herumtragen lassen, und da er des Chinesischen mächtig war, hatte er wiederholt gehört, wie Chinesen sich zugeraunt hatten: „Schlagt die ‚bärtigen Teufel' — das ist der Kosename, den sie den Europäern geben — tot!" Wenn damit in dem gegebenen Falle auch keinerlei Absicht, derartiges zu versuchen, ausgedrückt sein sollte, so kennzeichnet es doch die innerste Gesinnung der unteren Volksschichten, und es war damit ausgesprochen: „Könnten wir, so täten wir!"

Die Beförderungsmethode mittels Tragsesseln ist tatsächlich die einzig richtige in diesen volküberfüllten Gassen und Gäßchen einer Millionenstadt; man kommt damit selbst bei Stockungen nicht in direkte Berührung mit den Fußgehern. Der Mandarin und die vornehmen Chinesen benutzen vielfach geschlossene Palankine mit Glasfenstern, auch wohl aus dem Grunde, um den mephitischen Dünsten — sagen wir es nur geradeheraus, dem abscheulichen Gestanke — in diesen von Schmutz starrenden Gassen minder ausgesetzt zu sein. Die Schmalheit mancher Gäßchen ist derartig, daß, wenn Sesselträger sich begegnen, der eine Kehrt machen und bis zur nächsten Straßenecke

zurückgehen muß, um den anderen Palankin an sich vorbei passieren lassen zu können.

Die ganze Stadt besteht eigentlich aus einem unentwirrbaren Chaos von ganz schmalen Gäßchen, die alle bis in die Nacht hinein von einer dichten Menschenmenge durchflutet werden. Wagen können nicht verkehren. Soweit möglich werden die schweren Waren auf den zahlreichen schmalen Kanälen, die weit verzweigt sind, ins Innere der Stadt befördert.

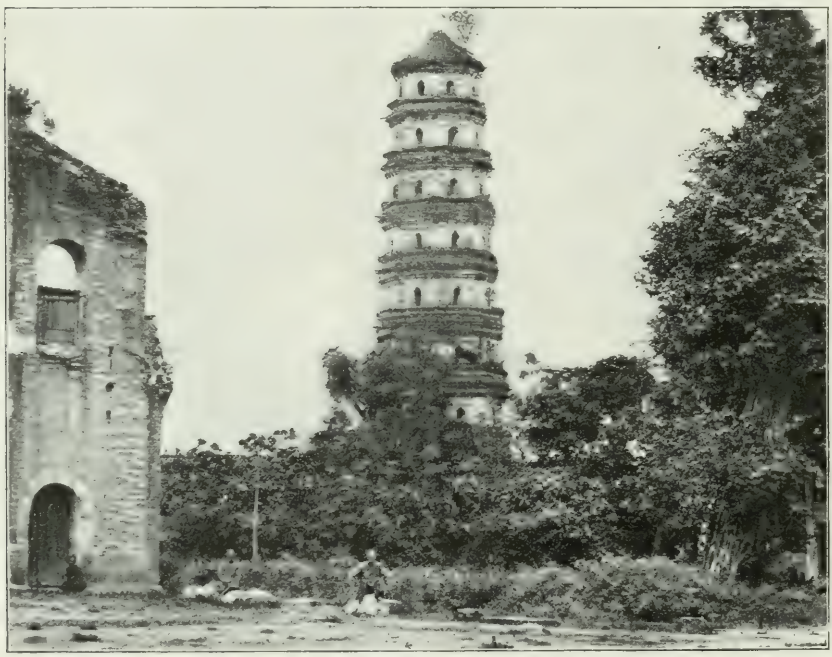
Die Häuser und Warenlager sind eigentlich stallartige, ganz schmalfrontige Bauten, die nach der Gasse offen sind und so den Raum abgeben, der zugleich Auslage, Verkaufsbude und Werkstatt darstellt. Nachts wird der Raum mit starken Balken und Bohlen verbarrikadiert und verrammelt. Rückwärts findet sich dann noch ein kleiner Raum für das Nachtlager.

Die zerstreut in der Stadt, in den Gäßchen eingebauten Tempel sind derartig schmucklos und dürftig, daß man ihnen zumeist von außen gar nicht die heilige Stätte ansieht; man würde ohne Führer achtlos vorübergehen. Geht man aber hinein, so erlebt man nur Enttäuschungen. Und wenn man dagegen mit diesen die gewaltigen Bauten heiliger Stätten in Indien und jene reizenden, so sorgsam gepflegten, von kleinen Parks umgebenen Tempel in Japan vergleicht, so kann man wohl glauben, daß dieses vieltausendjährige Volk jedweden pietätvollen Gefühles, jeder andächtigen Verehrung der Gottheit bar ist, derselben Gottheiten, die von ihren Nachbarn im Westen und Osten so hoch und heilig gehalten werden.

Die Tempel hier sind durchaus nicht alle dem Konfu-tse geweiht, sondern viele auch dem Brahma oder Buddha. Es ist aber ganz gleich, welche Gottheit waltet, man sieht nur wenige Verehrer und Anbeter in den Tempeln, die in unglaublicher Weise vernachlässigt, verwahrlost und schmutzig sich darstellen. Man geht natürlich unbeanstandet in den Tempeln herum, ohne auch nur den Schein einer Anbetung oder Andacht wahren zu müssen, meist ist man allein im Tempel, und auch in Konfu-tse-Tempeln bestand die ganze Verehrung unseres übrigens ganz gebildeten Führers, der Konfu-tse-Anhänger war, in einer einzigen Verbeugung ohne jede weitere Prozedur. Welch eine tiefe Kluft zwischen Chinesen und Japanern oder Indern muß man darin erkennen!

Zwei Pagoden sahen wir in der Stadt. Eine dieser turmartigen Bauten hat neun Etagen, die andere fünf; diese letztere Pagode ist auf einem erhöhten Punkte der Stadt erbaut und bietet einen sehr instruktiven und recht hübschen Überblick über die große ausgedehnte Stadt, den Pearl-River mit den ver-

schiedenen Nebenarmen und Kanälen, bis zum West-River und weit in das gegen Westen von Hügelketten begrenzte flache Land. Auf einer der Terrassen dieser Pagode nahmen wir unser vom Hotel mitgebrachtes Frühstück, denn in ganz Canton kann der Europäer nirgends eine Mahlzeit einnehmen. In der von Mauern umgebenen Stadt verbleibt über Nacht kein Fremder; durch Kanonenschuß wird abends das Schließen der Tore verkündet, und dann muß der Fremde sich beeilen, rechtzeitig das Weichbild zu verlassen, das Fremdenviertel zu erreichen.



Pagode in Canton.

Nach eingenommenem Frühstück ging's im Palankin wieder weiter; das Gefängnis wurde besucht, hier lungerten in Ketten geschlossen, aber frei sich bewegend die ihres Urteilspruchs Gewärtigen herum. Unheimliche Gestalten, die verwegensten Galgengesichter. Von da ging's zum Richtplatz, auch nur ein schmaler, länglicher Raum mit einer nach drei Seiten absperrenden Mauer, gegen die nächste Gasse offen. Wenn zehn oder zwanzig, oft dreißig zum Tode Verurteilte im Gefangenenhause vereinigt sind — für weniger lohnt es der Mühe nicht —, werden dieselben auf den Richtplatz getrieben, das Volk drängt sich dann auf den engen Platz, um Zeuge des schauderhaften Dramas

zu sein, so daß nur ein schmaler Raum verbleibt zur Exekution, die eben darin besteht, daß einem nach dem anderen der Kopf heruntergeschlagen wird. Kopf und Rumpf liegen auf der Erde, das Blut rieselt förmlich auf dem Erdboden, der einer blutgedüngten Lache gleicht — man konnte ganz deutlich am Boden erkennen, daß derselbe über und über mit Blut getränkt war, trotzdem in den letzten Tagen keine Schlächterei, wollte sagen Exekution, stattgefunden hatte. Das Volk, so wurde uns mitgeteilt, sieht dem Schauspiele mit großem Behagen zu, höchstens bedauernd, wenn zu wenig Köpfe fielen! Das sollte man den Indern vorführen, die kein Blut vergießen!

Endlich besuchten wir noch den Examinationsplatz, wo die großen Staatsprüfungen abgehalten werden.

Bekanntlich ist der chinesische Staat auf demokratischer Staatsform aufgebaut. Ein jeder Chinese kann von der niedersten Klasse, Kaste genannt, zur höheren, ja schließlich zur höchsten, der Mandarinkaste, aufsteigen. Es sind dazu Prüfungen abzulegen. Canton ist eine von den Städten, wo alle drei Jahre solche Prüfungen stattfinden. Die Examinanden haben sich am bestimmten Tage im Examinationsplatz einzufinden. Es ist dies ein riesiger, mit hohen Mauern umfaßter Raum, in denen sich Tausende von kleinen, abgetrennten, gemauerten Kämmerchen — dieselben machen ganz den Eindruck von niedrigen kleinen Ziegenställen — reihenweise, gassenförmig eingeteilt vorfinden. Jeder zu Prüfende bezieht ein solches Verlaß, in dem er haust, bis die Prüfungen beendet sind, d. h. die Arbeiten der Kandidaten abgeliefert sind. Es sollen bei einer solchen Prüfung bis zehntausend Zulaß finden; davon freilich erlangen meist nur sehr wenige, einige Prozent, den höheren Grad. Dieser ganze Vorgang wäre ja nun eigentlich ein sehr humaner und nachahmenswerter, nur sollen leider auch hier Bestechung und Protektion in vollster Blüte stehen. Tout oder à peu près comme chez nous im Okzident und in der Neuen Welt bezüglich Ämter, Würden und Ehren!

Nachdem nun alles besichtigt war, was sehenswert sein sollte, beschlossen wir den Tag mit dem Besuche verschiedener Geschäftslokale, so besonders Möbel- und Kunsttischler (Blackwood), Silberarbeiten, Gold- und Silberstickereien. Eine Werkstätte (die einzige ihrer Art), in welcher kleine Silbergegenstände mit Federn eines kleinen blauen Vogels reizend angefertigt werden, war besonders interessant. Nach gemachten Einkäufen trafen wir kurz vor dem Kanonenschuß, der dem Schluß der Tore vorangeht, in unserem Hotel wieder ein.

Nicht unerwähnt mag bleiben, daß wir auch die vielbeschriebenen

„Blumenmädchenschiffe" gesehen haben; der Reiz ist aber verflüchtigt, seit die Regierung die verlockenden Inwohnerinnen verscheucht, den Mädchen und den Blumen den Aufenthalt in den Schiffen verboten hat.

In der Nacht wurden wir geweckt durch einen wahren Höllenlärm; gerade dem Hotel gegenüber, in der Chinesenstadt, durch einen breiten Kanal von uns getrennt, wurde ein Feuerwerk abgebrannt, in dem Raketen und Kanonenschläge die Hauptrolle spielten. Wir waren ans Fenster geeilt und sahen dem befremdenden Schauspiele zu, erfuhren dann am nächsten Morgen, daß dies etwas sehr Gewöhnliches sei, irgendein Chinese habe schlecht geschlafen, vielleicht Alpdrücken gehabt, und um die bösen Geister zu verjagen, habe er ein für diesen Zweck stets bereit gehaltenes Feuerwerk, bei dem Donner und Blitz die Geister schrecken mußten, abgebrannt! Sich zur Erleichterung der Nachtruhe, den anderen zur Störung. Ländlich sittlich!

Unsere Fahrt am frühen Morgen des folgenden Tages auf der Hotel-Dschunke durch einen der Hauptkanäle in den Pearl-River zum Dampfer gestaltete sich sehr originell und zeigte uns das absonderliche Leben und Treiben der Wasserbewohner Cantons. In dem breiten Kanal lagen die Sampang, das ist eine Siedelung in großen Flußkähnen, die die Wohnung für viele Tausende abgeben, einer neben dem anderen, zu vielen Hunderten aneinander geschoben. Nur mühsam und unter fortwährenden Zurufen und unausgesetztem Karambolieren konnte unsere geschickt gelenkte Barke sich durch dieses Labyrinth von Kähnen, Dschunken, Schiffen, Booten und sonstigen Wasserfahrzeugen hindurcharbeiten, bis wir endlich in das freie Fahrwasser des breiten mächtigen Stromes gelangten. Und auf all diesen zahllosen Fahrzeugen herrschte in der frühen Morgenstunde reges Leben, überall waren die Bewohner dieses Wasserstadtteiles begriffen, sich für die Tagesarbeit zu rüsten und zu richten, man konnte da die tiefsten Toilettengeheimnisse der chinesischen Frauen ergründen; hier wurden die Kinder gefüttert und bekleidet, dort waren ganze Familien schon zum Verlassen der Wasserherberge bereit, da wieder reckten sich Langschläfer erst aus dem letzten süßen Morgenschlummer, wieder anderswo stand der Teetopf am lodernden Feuer, und jung und alt hockte erwartungsvoll dem Frühstück entgegen.

Auf dem winzig kleinen Schraubendampfer „Lung Shan" von nur 219 Tonnen angelangt, dampften wir bald ab, um nun auf der Talfahrt, diesmal bei Tage, die Ufergelände des Pearl-River auch kennen zu lernen.

Wenngleich diese Flußfahrt landschaftlich nicht gerade hervorragend ist, so erscheint sie doch immerhin nicht nur interessant und recht lehrreich,

sondern auch in mancher Beziehung reizvoll. Besonders fesselnd sind verschiedene auf Uferanhöhen errichtete turmhohe Pagoden, die von weither schon sichtbar ins wohlbebaute Land lugen. Auch Tempel in den einzelnen Ortschaften zeigten sich, aber auch hier nur wenig hervorragende Bauten.

Solange wir im Pearl-River fuhren, ging die Fahrt in dem kleinen Miniaturdampfer ganz trefflich, auch die Passage im Gr. West-Channel, zwischen den kleinen Inseln Kio und Lintin hindurch, die bis vor kurzem der Piraten wegen verrufen war, verlief anstandslos Die beiden mit geladenen Gewehren auf Wachposten gestellten Matrosen fanden nicht Gelegenheit, ihren Mut zu betätigen. Als wir dann hinaus in die große Meeresbucht steuerten und uns eine tüchtige steife Brise packte, da tanzte die kleine Nußschale ganz grausig. Da aber im ganzen, uns inbegriffen, nur drei Passagiere sich an Bord befanden, die alle seetüchtig waren, konnte Neptun keine Opfer der Seekrankheit fordern, doch waren wir sehr vergnügt, als wir nachmittags 4 Uhr in der überraschend reizend und malerisch gestalteten Bucht und dem Hafen von Macao einliefen.

Mit Rikshas fuhren wir durch das Chinesenviertel, das viel netter und wesentlich reinlicher war als irgendwo anders — wir sind hier in einer alten portugiesischen Niederlassung, die schon von Vasco de Gama in Besitz genommen worden war —, und dann durch die portugiesische Stadt auf eine Anhöhe, auf der das unbeschreiblich schön gelegene Boa Vista-Hotel sich befindet, wo wir ein Zimmer mit Veranda erhielten, von dem sich ein entzückender Blick erschloß.

Das war nach langer Zeit eine kurze Episode europäischen Lebens in dem unermeßlichen asiatischen Kontinente.

Da hörte man portugiesische und französische Laute; die Häuser und das kleine Residenzpalais des portugiesischen Residenten zeigen europäische Bauart, alles ist unendlich nett und sauber. Außer der chinesischen, überaus geschmacklosen Tracht, der überall gleich monotonen blauen Farbe, die das chinesische Volk als glückverheißende — nicht etwa auch als besonders praktische, billige — Farbe erkoren hat, also außer der chinesischen Tracht durchaus europäische Kleidung, Militär und uniformierte Beamte in portugiesischer Uniform. Nur die famose Rikscha ist asiatisch, sonst erscheint fast alles europäisch: Zuschnitt, Einrichtungen und Gebräuche. Man sieht also auch hier wieder, daß es nicht auf eine Unmöglichkeit stößt, selbst in diese Länder moderne Zivilisation zu verpflanzen, das eingeborene Volk nach und nach zu großerer Reinlichkeit, zu geordneten Verhältnissen und zu häuslichen Wohlfahrts-

einrichtungen zu bringen, wenn man etwas zu ihnen hinabsteigt und sie heraufzugeleiten trachtet, wie dies in den holländischen Kolonien und ebenso hier geübt worden ist.

Macao erinnert uns an die Riviera di Levante, auch an Dalmatien, und der portugiesische Stadtteil an der östlichen Bucht bringt Lugano in Erinnerung, jedoch nur bezüglich seiner frappanten Ähnlichkeit als Stadtteil, abgesehen von den hohen Bergumrandungen, die der Tessin zeigt. Das Boa Vista Hotel, bzw. der Blick von diesem hinab zur Stadt und der Uferpromenade weckt lebhaft die Erinnerung an das New Reid Hotel in Funchal auf Madeira, nur ist letzteres noch romantischer und malerischer.

Auch die ganze Umgebung von Macao ist reizend. Ringsum Hügel- und Bergland, in welches malerische Buchten sich einschieben.

Sehr dankbare kleinere und größere Ausflüge zu Rikscha oder Wagen lassen sich von hier ausführen, so besonders zum großen Chinator und hinüber über die Grenze nach China hinein. Der Besuch des reizenden Camoens-Gartens ist selbstverständlich, ebenso des Hügelkopfes „Bella Vista", von dem man einen überraschend weiten und umfassenden Rundblick genießt.

Die Besichtigung einer Opiumfabrik ist anzuraten.

Wer Geld zu viel und Lust genug hat, der kann in den Abendstunden in einer der zahlreichen kleinen Privatspielbanken sich unterhalten und seinen Geldbeutel erleichtern — oder füllen?!

Nach drei Tagen köstlichen Genusses verließen wir schweren Herzens diese liebreizende Idylle; der „Heung Shan", 1998 Tonnen, führte uns in vier Stunden zurück nach Hongkong, wo wir mittags 12 Uhr eintrafen.

Wir hatten hier noch die letzten Vorbereitungen für unsere Fahrt nach Japan und von da weiter nach San Franzisko zu treffen. Durch die überaus zuvorkommende, nicht dankbar genug anzuerkennende Bereitwilligkeit, die vielfachen Bemühungen des Vertreters des Norddeutschen Lloyd, des Herrn Haupt, Mitchef des großen Hauses Melchers und Komp. in Hongkong, Shanghai und Tientsin, war es nach wiederholter telegraphischer Verständigung mit Yokohama gelungen, uns noch eine Kabine für die Überfahrt von Japan nach San Franzisko zu sichern, so daß unsere Weiterfahrt von Japan — immer vorausgesetzt, daß wir überhaupt dahin gelangen würden, was durchaus nicht feststand, denn kriegerische Ereignisse konnten dies jeden Tag verhindern — gesichert war. Für unsere Fahrt von Hongkong nach Japan hatte die Generaldirektion des Norddeutschen Lloyd in Bremen die überaus große Aufmerksamkeit gehabt, uns schon vor Monaten auf der „Hamburg"

eine Kabine, und zwar die ganz gleiche, die wir auf der „Kiautschou" — von gleichem Typ — innegehabt hatten, zu reservieren. Ohne diese Voraussicherung, für welche der geehrten Generaldirektion unser ganz besonderer Dank ausgesprochen sei, würden wir wohl schwerlich noch Platz, sicher aber nicht eine so vorzügliche Kabine gefunden haben, denn alle Schiffe nach Japan und von Japan waren überfüllt. Von Japan flüchtete alles, was nicht dort gebunden war, und nach Japan eilten alle diejenigen, die dort infolge des Krieges berufsmäßig sich aufzuhalten hatten. Auf der „Hamburg" gab es Gesandte (der heimkehrende japanische Gesandte in Petersburg), Militärattachés, Offiziere und Diplomaten mit Spezial-Missionen betraut, einberufene beurlaubte Diplomaten der ausländischen Legationen und Konsulate in Japan, ferner viele Japaner, darunter auch Offiziere und zurückberufene Beurlaubte und endlich eine Anzahl Kriegsberichterstatter von allen möglichen Zeitungen.

Am 19. März begaben wir uns vormittags mit dem Tender des Hotel King Edward in zwanzig Minuten hinüber nach Kaloon, wo unser deutscher Reichspostdampfer „Hamburg", 10400 Tonnen, am vorhergegangenen Tage am Pier angelegt hatte.

Wir nahmen zuvörderst Besitz von unserer sehr komfortablen Kabine Nummer 111 im unteren Promenadendeck, Mittellage des Schiffes an der Steuerbordseite. Unser Gepäck war schon um einen großen Koffer erleichtert, den wir mit der Tropenbekleidung und anderen überflüssigen, teils auch eingekauften Gegenständen von Hongkong direkt nach Bremen geschickt hatten.

Die Tropenbekleidung benötigten wir nicht mehr, da wir, Hongkong verlassend, in wenig Stunden den Wendekreis des Krebses wieder überschritten, um in die gemäßigte Zone einzutreten, die wir auf unserer weiteren Reise nur noch einmal auf ein paar Tage vor Honolulu verlassen sollten. Wir hatten jetzt volle vier Monate in den Tropen geweilt und waren so glücklich gewesen, keinen Tag krank oder unpäßlich gewesen zu sein.

Wir hatten während unseres Aufenthaltes in Honkong häufig Regen und trübes Wetter gefunden, somit hier nicht von der Hitze zu leiden gehabt; heute am Tage unserer Abreise hatte es der Sonne beliebt, ihr Angesicht noch einmal in voller Tropenpracht erglänzen zu lassen, um uns beim Abschied von dem landschaftlich großartig schönen Hongkong dieses noch einmal in seinem ganzen Glanze zu zeigen. Wir besichtigten alsdann Kaloon, besuchten die Docks und Werften, in denen die verschiedenen Schiffe zu Repara-

turen, andere im Umbau lagen, unter ersteren auch ein kleines deutsches Kriegsschiff.

Auch hier in den Werkstätten und anderswo hatten wir wieder Gelegenheit, die kräftigen, muskulösen großen Gestalten der Chinesen zu bewundern. Die besseren Klassen, deren Beruf keine anstrengende körperliche Bewegung mit sich bringt, neigen sehr zur Korpulenz, auch ihre bartlosen Gesichter sind fast ausnahmlos rund, und voll und lang hängt der Zopf am Rücken herab, ihr Stolz — wenn er echt ist.

Ganz anders die Frauen, die klein, ja meist recht klein sind. In den besseren Ständen findet man sehr gebrechliche Figürchen, die mit den eingezwängten, von früher Jugend auf gewaltsam deformierten Füßchen kaum imstande sind, eine kleine Wegstrecke sich fortzubewegen. Diese Fußtortur ist in den arbeitenden Kasten nicht üblich. Die Chinesinnen stehen weit hinter den zwar ebenso niedlichen, aber höchst anmutigen Japanerinnen zurück. In Japan sind die Frauen hübsch, anmutig und begehrenswert, die Männer klein, untersetzt und sehr selten hübsch, noch seltener stattlich, aber zäh und kräftig, außerordentlich ausdauernd und widerstandsfähig gegen Temperaturunbilden. In China sehen wir die Männer stattlich, kräftig, oft hohe, vielfach herkulische Gestalten, die Frauen klein, unansehnlich, in der großen Mehrzahl ziemlich reizlos und selten schön. Die Schlitzaugen stören auch unsere europäische Geschmacksrichtung, obzwar sie meist nicht so auffallend und ausgeprägt sind, wie dies auf Bildern gerne hingestellt wird. In Japan tritt dies überhaupt sehr zurück; Stellung und Form der Augen sind wohl etwas anders wie die der weißen Rasse, aber nicht derartig, daß deswegen das Attribut der Schönheit aberkannt werden müßte, durchaus nicht, und sehr bald gewöhnt sich unser Auge an den fremdartigen Typus. Ganz besonders die großen, dunklen, treuherzig und immer freundlich und anmutig blickenden Augen der Japanerin sind es, die uns dieselben — und das ist wohl bei allen Europäern der Fall, auch unseren Damen — so außergewöhnlich sympathisch und liebreizend erscheinen lassen, was von den Chinesinnen wohl schwerlich behauptet werden kann.

Der Chinese, der eine oder einige Prüfungen absolviert hat, speziell der Kaufmann, wird von den Europäern sehr geschätzt; ganz besonders sind die Chinesen in allen europäischen, gleichviel ob englischen, deutschen, französischen oder holländischen Großhandelshäusern und Banken als Kassenverwalter, sog. Compradore, außerordentlich gesucht. Es gibt in Ostasien vielleicht kaum eine große Firma, bei der nicht ein chinesischer Compradore die ganze Kassagebarung,

Gelder und Valuten, Exchange u. dgl. unter sich hätte. Er ist ein kleiner Bankier im großen Welthandlungshause, durch dessen Hand jeder Geldwert geht. Auch dem selbständigen chinesischen Kaufmann rühmt man größere Solidität und Zuverlässigkeit, strengeres Worthalten als dem Japaner zu, jedoch dürfte der japanische Kaufmann in nächster Zeit sich auch größerer Vertrauenswürdigkeit befleißigen. Ganz entgegengesetzt China, dessen Staatsform von alters her eine durchaus demokratische war, zeigte sich Japan bis vor kurzem als der feudalste Staat der Welt. Aus seiner Kaste oder gesellschaftlichen Klasse konnte — ganz besondere Fälle ausgenommen — kein Japaner hinaus- bzw. hinaufkommen. Der Stand des Händlers, der infolge der Abgeschlossenheit des Landes mit der außerjapanischen Welt in gar keine Berührung kam, war der niedrigste, unterste; es war die verachtetste Kaste. Jetzt wo diese schroffen Schranken durchbrochen sind, wo die japanische Regierung und die japanische Armee und Marine gezeigt haben, wie streng und gewissenhaft sie während des schweren, langen Krieges überall und nach jeder Richtung hin bemüht waren, sich an die in den modernen Kulturstaaten üblichen Gepflogenheiten im Punkte der Ehrenhaftigkeit und Ritterlichkeit zu halten, jetzt wird sich zweifellos auch beim japanischen Kaufmann das Bestreben geltend machen, auch in seinem Berufe strengste Solidität zur Geltung zu bringen, und wer in jüngster Zeit, nach Ausbruch des Krieges, Gelegenheit hatte, etwas größere Einkäufe in Japan zu machen, wird gefunden haben, daß die Verkäufer tatsächlich rechtschaffen und mit unverkennbarer Kulanz dem Käufer entgegenkommen.

Wenn wir nun aber die untersten Schichten des volkreichen chinesischen Reiches betrachten und mit jenen Japans vergleichen, so zeigt sich augenfällig ein ungeheurer Unterschied. Der auf unterster sozialer Stufe stehende Chinese, wie wir ihn in Canton und allüberall im Innern in Städten wie auf dem Lande finden, ist unsagbar roh, grausam, hinterlistig und räuberisch und kann nur mit unerbittlicher, eiserner Strenge niedergehalten werden. Man braucht nur einen Blick auf die jüngsten chinesischen Kriege mit Japan und dann mit den Europäern zu werfen, um dies bestätigt zu finden. Die Greueltaten der Boxer, an denen sich mit Wohlbehagen die unteren Volksschichten beteiligten, und jetzt wieder die Schandtaten der räuberischen Tschungusenbanden sprechen beredter, denn alles andere. Wir müssen in der Stufenleiter der Kasten schon recht hoch gehen, um Elemente zu finden, denen moderne Kultur und Zivilisation kein Greuel ist. Der Chinese hält starr und fest an dem Althergebrachten und verschließt sich hartnäckig gegen alles, was neue Kultur und

höhere Zivilisation heißt. Und da darf man sich auch nicht beirren lassen durch das, was man in den dem Weltverkehr nach hartem Ringen zugänglich gemachten wenigen Hafenstädten in China wahrnimmt, und ebensowenig durch das, was man in außerchinesischen Ländern, in Städten mit sogenannten Chinesenstadtteilen oder -vierteln sieht. Dort muß sich der Chinese anderen Gebräuchen und Gesetzen fügen, und er tut es, weil er freiwillig dahinzog, um sich sein tägliches Brot, das er bei der Übervölkerung daheim nicht mehr erarbeiten konnte, zu verdienen. Dort ist der Chinese ein sehr verschiedener von dem im eigenen Lande, nur dreierlei behält er auch dort: seine Mäßigkeit, seine Sparsamkeit und — den lieben Schmutz!

Welch ein gewaltiger Unterschied waltet da in Japan ob.

Der Japaner, wie er heutzutage ist, hat das ausgesprochene Bestreben, es dem zivilisierten Abendländer womöglich gleichzutun. Die Einrichtungen, staatlich, politisch und bürgerlich, ahmt er mit unverkennbar großem Geschicke nach, sein Stolz ist es — und das geht bis zu den untersten Schichten, bis zum unermüdlichen, nimmer rastenden Rikshakuli —, vom zivilisierten Europäer als ebenbürtig angesehen, von ihm geachtet und von ihm als stark und mächtig anerkannt zu werden. Sein Vaterland, seinen Kaiser und sein Volk möchte er auf der gleichen Stufe der Kultur sehen, wie in den besten zivilisierten Staaten der Welt, und um es dahin zu bringen, ist ihm kein Opfer zu groß. Er ist aber auch mit peinlicher Sorgfalt bemüht — und zwar jeder einzelne für sich — dem Fremden so zu begegnen, wie dieser es von seiten anderer zivilisierter Kulturmenschen gewöhnt ist, und wie dies ist, das hat der mit einem ausgesprochenen Bildungstalente begabte Japaner innerhalb der 37 Jahre, seit denen sein Land dem Verkehr erschlossen und geöffnet wurde, den anderen prächtig abgeguckt — wie Goethe sagen würde. Und das geht durch alle Schichten, alle Klassen, vom Hofe angefangen bis zum Kuli und zur Geisha oder Musme im Teehaus hinunter. Deswegen auch reist es sich sehr angenehm in Japan, wie kaum in einem andern Lande der Welt, und während man sich beim Abschiede von China sagt: „Es war sehr interessant, instruktiv im hohen Grade, aber wiederkehren? vielleicht, wahrscheinlich aber nicht", scheidet man von Japan mit schwerem Herzen, und wohl ein jeder nimmt sich vor, wenn möglich noch einmal in dieses reizende schöne Land zu kommen, wo man allüberall so gastlich, freundlich aufgenommen wurde, daß man fast zu sagen verleitet ist: „Hier ist es schön, hier laßt uns Hütten bauen!"

Aber um dort Hütten zu bauen, müssen wir vor allem einmal dahin

kommen, weswegen wir uns nun schleunigst auf unsere elegante „Hamburg" begeben wollen, auf der um 5 Uhr nachmittags vom Pier in Kaloon die Taue gelöst wurden.

Die Bordkapelle spielte heitere Weisen, und langsam bewegte sich das stolze mächtige Schiff dem Hafenausgange zu. Plötzlich erklang das „Heil dir im Siegerkranz"; diesmal aber war der Text „God save the King" — die Vertonung ist ja identisch —, denn wir passierten das aus ca. neun Schlachtschiffen, Kreuzern und anderen men of war bestehende englische Geschwader. Kaum waren wir an den stolzen Schiffen vorübergefahren, ertönte noch einmal die Melodie, diesmal aber als preußische Hymne, und danach noch: „Ich bin ein Preuße", der Gruß galt den deutschen Kriegsschiffen „Herta" und „Bismarck". Hüte- und Mützeschwenken hüben und drüben.

Ganz wunderbar reizvoll und romantisch ist die Fahrt zwischen dem chinesischen Festlande und der Insel Hongkong und den vielen kleinen anderen Inselchen hindurch, denn beiderseits zur Rechten und zur Linken erheben sich stattliche, 3—400 Meter aus dem Meere aufsteigende Bergrücken, die so nahe zusammentreten, daß nur eine schmale Wasserstraße zur Durchfahrt freibleibt.

Als wir hinaus in die offene Chinesische Südsee gelangten, setzte ein scharfer, kühler Wind ein, und am anderen Morgen, Sonntag, den 20. Mai, war es trüb und stürmisch. Wir dampften jetzt in der Formosastraße nach Nordosten, passierten die Linie des Wendekreises des Krebses und traten damit aus dem Tropengürtel hinaus. Das grüne, schimmernde Meer warf tüchtige, weiße Schaumkämme, und hochgeschwellte Wogen trachteten unsere wackere „Hamburg" aus dem Gleichgewichte zu bringen, aber sie hielt sich tapfer; wohl mußte sie dem Wogenschwalle nachgeben, schnell aber bäumte sie sich wieder auf, stand gerade auf und durchschnitt die anstürmende nächste Woge.

Es gab viele leere Plätze an der Tafel. Die Temperatur war tief gefallen, in unserer Kabine sank sie bis zu 11^0 C. Schließlich verscheuchte auch uns der Sturm vom Verdeck, aber die Abendtafel war so brillant, das Menü so reichhaltig und exquisit, wie wir es noch nie gehabt, daß die Zeit trotz der Schaukelei ganz angenehm verging, um so mehr, als eine auserlesene gute Gesellschaft — wie bereits früher erwähnt, Offiziere, Militärattachés, Diplomaten u. a. m. — an Bord war. Wir hatten unsere Plätze neben einem vom Deutschen Kaiser in Spezialmission nach Japan gesandten preußischen Stabsoffizier, Oberstleutnant von Foerster. Derselbe war im chinesischen Kriege mit dem höchsten preußischen Militärorden, dem „Pour le mérite", ausgezeichnet worden und kannte die chinesische, wie die japanische Armee

aufs genaueste, ebenso die Verhältnisse in China überhaupt, da er längere Zeit dort verweilt hatte. Diesem liebenswürdigen, hochgebildeten Herrn Kameraden verdanke ich viele mir höchst wertvolle Informationen und Aufklärungen, vermöge deren ich manches, so besonders auch bezüglich des ausgebrochenen Krieges, ganz anders, richtig zu verstehen in der Lage war. Neben demselben, quer vor, war der Platz unseres äußerst scharmanten und liebenswürdigen Kapitäns Burmeister, und wir haben viele vergnügte Stunden auf dem trefflichen Dampfer verlebt.

Die „Hamburg" ist ein tadelloses Schiff und noch eleganter und luxuriöser als die „Kiautschou" eingerichtet.

Am 21. fand eine reizend in Szene gesetzte hochfeine Festtafel statt, bei der alles in Blau arrangiert war: blau das Tischzeug, die Servietten, die Menüs und das Tafelmusikprogramm, an Löffeln, Messern und Gabeln kleine blaue Schleifchen, die Stewards ganz in Blau gekleidet.

Am 22. Sonnenschein und glatte See, die aber schon gelblichschmutzig gefärbt war, denn wir näherten uns dem Ausflusse des mächtigen und drittgrößten Stromes der Welt, dem Yangtse-Kiang (1. Amazonenstrom, 2. Mississippi), der das Meer bis auf 100 Kilometer mit seinen Sedimenten durchsetzt. Hier ist die Fahrt, wieder zwischen Inseln und Inselchen und Riffen hindurch, sehr interessant.

Nach dem Tiffin erreichten wir den Punkt, wo der Wusungfluß sich in den Yangtse-Kiang ergießt, bzw. sich mit diesem zu einer enorm breiten Süßwasserfläche vereinigt, um vereint sofort von der Chinesischen Ostsee verschlungen zu werden.

Hier warf die „Hamburg" Anker, und die Passagiere für Shanghai verließen das Schiff, um auf dem bereitliegenden Tender des Norddeutschen Lloyd nach Shanghai zu dampfen. Da es bekannt war, daß alle Hotels in Shanghai überfüllt waren, hauptsächlich von solchen Leuten, die von Japan geflüchtet waren, um nach Europa zurückzukehren, zogen wir es vor, die Nacht auf unserem vorzüglichen Dampfer in unserer gemütlichen, komfortablen Kabine zu verbringen. Wie wohl wir getan, erwies sich sehr bald, denn nach einigen Stunden kehrten mehrere von unseren Passagiergenossen mit dem Tender wieder an Bord zurück, da sie absolut keine Unterkunft mehr hatten finden können, während jene wenigen Passagiere, die infolge telegraphischer Zimmerbestellung von Hongkong aus mit Mühe und Not doch untergebracht worden waren, mit den dürftigsten, mangelhaftesten kleinen Zimmern hatten fürlieb nehmen müssen.

Am darauffolgenden Morgen, frühzeitig, fuhren auch wir dann mit dem Lloydtender flußauf, d. h. nicht im riesig breiten, von Westen kommenden mächtigen Yangtse-Kiang, sondern in dem auch sehr ansehnlichen, von Süden fließenden Wusung hinan nach Shanghai. Die zweistündige Fahrt im Wusungfluß bietet nicht viel Abwechslung, da ein ganz flaches Terrain sich rechts und links des Flusses ausbreitet; der Verkehr auf dem Flusse ist aber ein sehr bedeutender, da auch der Wusungfluß, wie sein ihn an Größe, Länge und Breite überragender Nachbar, der Yangtse-Kiang, in seinem Unterlaufe für tiefgehende, große Fahrzeuge schiffbar ist. Eine ganze Flotte verschiedenartigster Schiffe ankerte im Hafen von Shanghai, vom kleinsten Fischerboot bis zu den schwersten Kriegsschiffen, von welch letzteren eine Anzahl hier versammelt war, um dem Kriegsschauplatze nahe zu sein. Auch ein armer, desarmierter, russischer Kreuzer lag in unfreiwilliger Tatlosigkeit hier, er hatte den richtigen Augenblick oder, wie man zu sagen pflegt, „den Anschluß" versäumt und fand sich bei der unerwarteten Kriegserklärung in der japanisch-chinesischen Mausefalle.

In Shanghai, mit 600 000 Einwohnern, angelangt, wurden wir in gastfreundlichster, zuvorkommendster Weise von Herrn Meyerink, dem Chef der deutschen Welthauses Meyerink & Co. in Shanghai und Hongkong, nebst zwei anderen Herren besagter Firma, von denen der eine uns schon in Hongkong vielfache Gefälligkeiten erwiesen und mit uns die Fahrt von Hongkong hierher zurückgelegt hatte, empfangen und in deren Equipagen durch ganz Shanghai und die nächste Umgebung geleitet, so daß wir alles Sehens- und Besichtigenswerte in der kürzesten Zeit, in gründlichster Weise und in angenehmster Gesellschaft in Augenschein nehmen konnten.

Nach einem opulenten Tiffin wurden in Begleitung unserer liebenswürdigen Landsleute Einkäufe in Seidenstoffen mit kunstvollster Handstickerei und anderen Dingen mehr gemacht, die Auslagen auf der Hauptstraße am Flußufer, „Bund" genannt, bewundert, das Astor-Hotel besucht und dann ein Opiumraucheretablissement, diese Spezialität Chinas, besichtigt. In einem geräumigen Hause von mehreren Stockwerken befinden sich zahlreiche kleine, Badekammern ähnliche, abgetrennte, aber gegen den schmalen Gang zu offene Zimmerchen mit zwei Liegestätten, an deren Kopfende sich ein kleines Tischchen mit den Rauchutensilien und der Flamme zum Anzünden der Opiumpille befindet. In jedem Abteil, und fast alle waren besetzt, liegen zwei Chinesen mit den Opiumpfeifchen. In allen Stadien des Opiumrausches, bzw. Schlafes, hatte man hier Gelegenheit, die „glücklichen Träumer" zu beobachten. (Abbildung S. 242.)

Das architektonisch schönste, auch besonders innerlich reich und kunstvoll ausgestattete Gebäude Shanghais ist das der russisch-chinesischen Bank, dasselbe zeigte sich dermalen recht verödet und vereinsamt. Shanghai macht dort, wo Handel und Leben sich abspielen, am Hafen und in der Fremdenstadt, den Eindruck einer großen europäischen Hafenstadt, mit sehr viel Chinesen bevölkert. Die eigentliche Chinesenstadt ist natürlich durchaus chinesisch, aber doch bei weitem nicht mit Canton zu vergleichen, wo alles reiner und unverfälschter Chinesentyp ist, während hier doch der ausgeprägte chinesische Charakter durch fremden Einschlag beeinträchtigt erscheint.

Abends gegen 6 Uhr verabschiedeten wir uns von unseren freundlichen Wirten, nachdem wir einen sehr angenehmen und interessanten Tag verlebt hatten. Der Lloydtender brachte uns auf unsere „Hamburg" zurück.

Ein kalter, regnerischer Vormittag wurde tags darauf auf der „Hamburg" verbracht und dann die Anker am Wusungausfluß gelichtet.

Der 25. März sah uns das grünlichschillernde Chinesische Ostmeer in West-Ostrichtung querend. Das Wetter war wieder schön, aber recht kühl, die Stimmung an Bord eine überaus gehobene, erwartungsvolle, denn nun war doch die begründete, zuversichtliche Voraussicht da, daß wir das Ziel Japan erreichen würden.

Wie bereits früher erwähnt, hatte man es anfangs, nach Ausbruch des russisch japanischen Krieges, in Ostasien wenigstens, für so gut wie ausgeschlossen erklärt, während des Krieges Japan bereisen zu können, und Leute, die die Verhältnisse aus jahrelangem Verkehre mit Japan kannten, sprachen die Ansicht aus, daß, wenn selbst von russischer Seite, also durch die russische Flotte, dem Besuche Japans kein Hindernis in den Weg gelegt werden würde, so doch sicher von japanischer Seite aus, indem die durch den Krieg mit einer europäischen Macht erregte und aufgestachelte Bevölkerung Japans den Europäern Unannehmlichkeiten bereiten würde, und daß, selbst wenn die Behörden in den großen Städten Tokio, Yokohama, Kobe die Fremden vor Insultierungen seitens der exaltierten Massen zu schützen vermöchten, ein Besuch des Innenlandes, der ja so besonders lohnend und genußreich sei, als ausgeschlossen zu betrachten sein würde. Es wurde geltend gemacht, daß man eben nicht vergessen dürfe, daß die Japaner vor vier Dezennien noch ausgesprochene Halbbarbaren waren, deren Land jedem Fremden verschlossen und das zu verlassen jedem Japaner bei Todesstrafe verboten war.

Durch den äußeren Firnis, mit dem ein kleiner Teil der den besseren Ständen angehörenden Japaner sich umgeben habe, dürfe man sich nicht täuschen lassen.

Es ist heute von Interesse, dieses selbst noch bei Ausbruch des russisch-japanischen Krieges sehr allgemein verbreitete Urteil in den Japan so nahe liegenden europäischen Niederlassungen, die in so regen kommerziellen Beziehungen zu Japan stehen, zu konstatieren. Wie wir sehr bald sehen werden, war dasselbe im wesentlichen irrig. Nirgends auf der ganzen Weltreise war das Reisen so angenehm, wurde man so zuvorkommend und freundlich von hoch und nieder aufgenommen und behandelt, wie in Japan, trotz des Krieges, und nur Java ist in bezug auf Annehmlichkeit des Reisens, abgesehen von dem so heißen Klima, dem ersteren zunächst anzureihen.

Glücklicherweise hatten wir uns durch diese warnenden Stimmen nicht, wie viele andere Reisende es getan, abschrecken oder beirren lassen und waren tapfer darauf losgefahren, hatten uns doch die Herren Vertreter des Norddeutschen Lloyd in Singapore und Hongkong die Versicherung gegeben, daß die deutschen Reichspostdampfer nach Japan so lange und so weit verkehren würden, als irgend möglich sei. In Shanghai erreichte uns ein sehr liebenswürdiges Schreiben des k. u. k. österreich-ungarischen Gesandten, Exzellenz Herrn von Ambró, von Tokio, in welchem, als Antwort auf meine höfliche Anfrage, mir die Auskunft gegeben wurde, daß wir ungescheut nach Japan kommen mögen, alles gehe dort trotz des nun schon in vollem Gange stehenden Krieges in vollständigster Ordnung und Regelmäßigkeit. Von einer Aufregung gegen Europäer oder gar Belästigung derselben sei keine Spur, und kein derartiger Fall habe sich ereignet, sei auch voraussichtlich nicht zu gewärtigen.

Dank sohin unserer Hartnäckigkeit im Verfolgen unseres Reiseprogramms und gesteckten Zieles, sowie der energischen Unterstützung der Norddeutschen Lloydvertreter bei Sicherung unserer Kabinen auf den verschiedenen Dampfern bis Japan und von dort nach Amerika, und ferner dank der in verbindlichster, zuvorkommendster Weise erteilten beruhigenden Versicherungen Sr. Exzellenz des k. u. k. Gesandten von Ambró waren wir endlich angesichts des heißersehnten, so paradiesisch geschilderten, vielgepriesenen Landes Japan, und zwar in Nagasaki, angelangt.

Myanoshita.

9. Japan.

Nagasaki—Inlandsee—Kobe.

Endlich das ersehnte „gelobte Land" in Sicht! Im Morgengrauen des 26. März 1905 tauchte die hügelige Küste von Japan auf. Nur eine kleine Anzahl Passagiere des deutschen Reichspostdampfers „Hamburg" hatte sich auf dem geräumigen Promenadendeck versammelt, um gleich den ersten Blick zu erhaschen auf das plötzlich so ausnehmend interessant gewordene Land, das, klein und wenig beachtet bis nun, plötzlich in kühnem Wagemute dem gefürchteten russischen Riesenreiche den Fehdehandschuh hingeworfen hatte.

Japan war unerwartet mit einem Schlage das interessanteste Land der Welt geworden, und diejenigen, welche sich aus was immer für Gründen etwas eingehender mit dem strebsamen Lande befaßt hatten, teilten die Ansicht der großen Menge, daß das mächtige Rußland, die gefürchtete Weltmacht ersten Ranges, bald fertig mit dem kleinen kecken Inselstaate sein werde, durchaus nicht. Wenngleich ein Verlauf des Krieges, wie er sich dann ergeben hat, in solchem Maße wohl kaum von jemandem, selbst nicht von den erstaunlich nüchtern erwägenden Japanern erwartet wurde, so erkannten und fühlten die besser mit den japanischen Verhältnissen Vertrauten sehr wohl, daß die Welt vor Überraschungen und vor einem inhaltschweren Ereignisse stehe.

Wenn wir von Japan als dem verheißenen „gelobten Lande" sprachen, so ist dieser Ausspruch nach jeder Richtung gerechtfertigt. Es war für uns

alle wirklich das „gelobte Land", nämlich „gelobt" wird ja Japan, ganz besonders im letzten Jahrzehnt in der ganzen Welt, es wird gepriesen, und das mit vollem Rechte, als ein reizendes, liebliches, hervorragend schönes Land, und das Reisen in Japan gilt als sehr angenehm, bequemer und genußreicher als in irgendeinem anderen außereuropäischen Lande, und auch das ist vollkommen den Tatsachen entsprechend. Es ist selbstverständlich, daß bei einer Reise in den „fernsten Osten" und gar erst bei einer „Weltreise" Japan als ein Hauptanziehungspunkt — neben anderem auch zum Teil seines uns Europäer anheimelnden Klimas wegen — im Reiseprogramm nicht fehlen darf.

Infolge des nun so urplötzlich in den ersten Tagen des Februar ausgebrochenen Krieges hatte es allen Anschein, daß Japan auch noch in anderer Beziehung uns zum „gelobten Lande" werden sollte, das wir wie dereinst die Israeliten Palästina, nur aus der Ferne, nämlich bestenfalls von hoher See aus mit sehnsuchtsvollem Auge erblicken sollten.

Dem war nun glücklicherweise nicht so.

Die kriegerischen Ereignisse spielten sich, wie vorausgesehen, einstweilen noch weit im Westen im Gelben Meer vor Port Arthur ab. Wohl sollten Minen vor Nagasaki und in der schönen japanischen Inlandsee gelegt worden sein, aber bis auf weiteres durften fremde Dampfer noch in Begleitung eines japanischen Wachtschiffes ihre Fahrten in den japanischen Gewässern fortsetzen. Nur das Betreten des Landes in Nagasaki war den Passagieren dort anlaufender Dampfer verweigert worden.

Die gehobene Stimmung, die sich der auf Deck der „Hamburg" am frühen Morgen des 26. März versammelten Passagiere bemächtigt hatte, war nun angesichts japanischen Bodens eine ganz und gar gerechtfertigte; denn da wir nun einmal glücklich bis hierher gelangt waren, so konnte es uns nicht mehr entgehen, daß wir wenigstens etwas vom „gelobten Lande" sehen mußten, und da wir nun einmal da waren, stand es auch fest, daß wir auch auf irgendeine Weise wieder hinausbefördert werden würden, ganz zweifellos alle jene, welche hinüber über den neutralen Pacific nach Amerika fahren wollten.

Die Einfahrt in den Hafen von Nagasaki ist landschaftlich überaus fesselnd und in besonderem Grade lieblich — wie überhaupt alles in Japan. Dem Hafen von Hongkong, der höhere, wildere, infolgedessen romantischere Umrandungen zeigt, steht er vielleicht etwas nach, aber dafür ist er anheimelnder und sympathischer. Nagasaki wird unter die herrlichsten Häfen der Welt gerechnet und kann tatsächlich mit den meisten seiner Art rivalisieren.

Nachdem die verschiedenen behördlichen Kommissionen an Bord gewesen und die ärztliche Visitation vorüber war, erhielt unsere „Hamburg" die libera pratica, und siehe da, sogar die Erlaubnis für die Passagiere, an Land zu gehen.

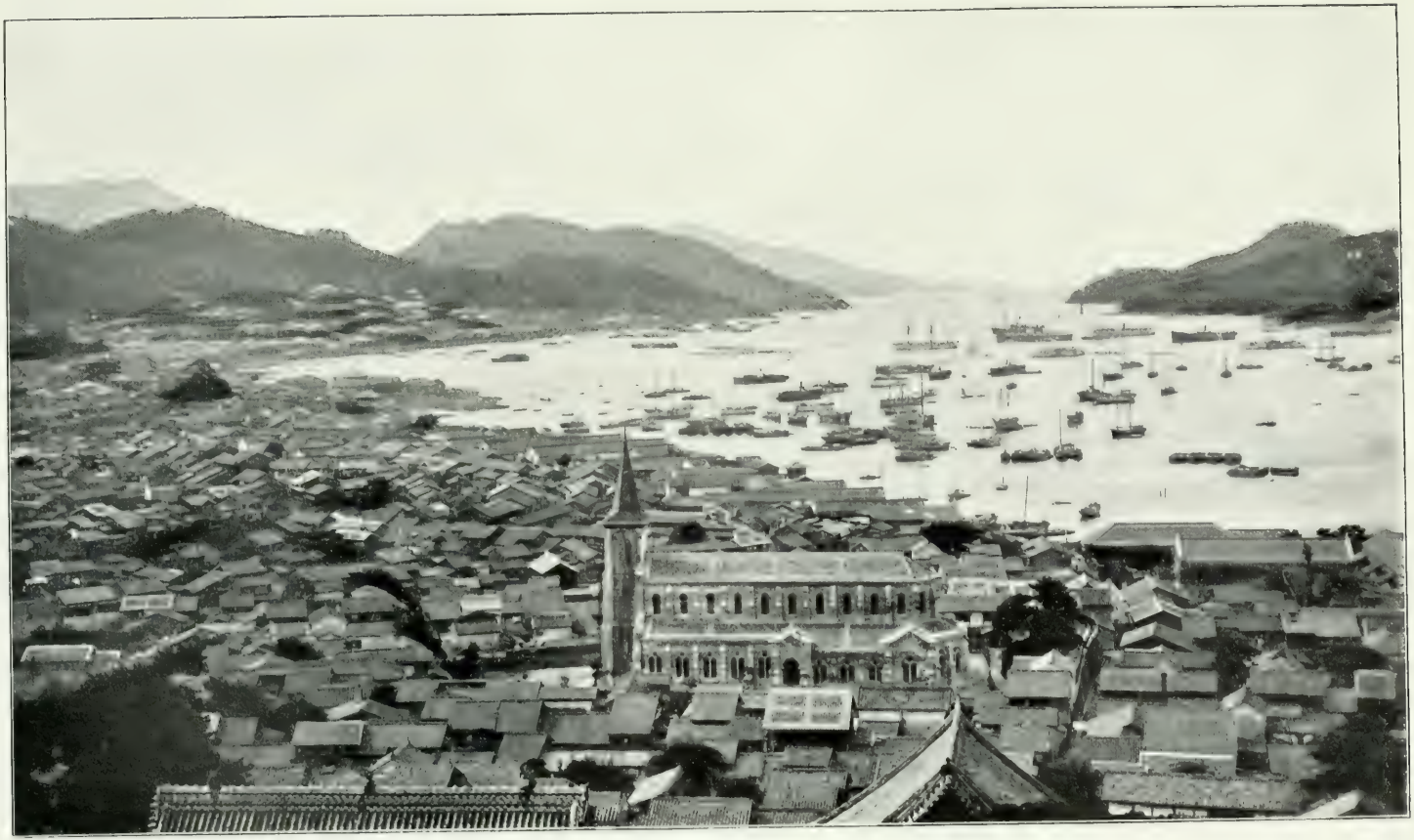
Natürlich wurde von diesem Zugeständnis sofort Gebrauch gemacht, und in einer Dampfbarkasse des Norddeutschen Lloyd fuhren wir ans Land.

So standen wir nun auf japanischem Boden, kein Wort japanisch verstehend, ohne Führer, ohne Dolmetscher, und wollten doch gern etwas sehen!

Eine Rikshafahrt über einen Sattel hinüber in die Bucht von Mogi sollte nach dem Murrayschen Führerbuche sehr lohnend sein, jedoch infolge von Fortifikationen, die dort in Ausführung sein sollten und tatsächlich auch waren, sei, so war am Schiff gesagt worden, diese Tour schon bei Beginn des Krieges nicht gestattet worden. Was tun? Kaum hatten wir festen Fuß gefaßt, stürzten mehrere Rikshamänner auf uns zu und nötigten uns mit den denkbar einladendsten, freundlichsten Gesten zum Einsteigen. Aber wo nun hin? Mit meiner Frau beratend, bemerkte ich, wie schade es sei, daß bei dem herrlichen Wetter die Fahrt nach Mogi verboten sei. Kaum war das Wort Mogi über meine Lippen, riefen unsere vier mit Spannung unser Gespräch verfolgenden Rikshamänner wie aus einem Munde „Mogi, Mogi!" Dabei nickten sie freundlich grinsend und wollten sich sofort in Trab setzen. Wir hatten wirklich Mühe, sie abzuhalten, sofort mit uns durchzugehen. Wir zeigten auf unser Schiff, und mit den Fingern suchten wir ihnen verständlich zu machen, daß wir zur bestimmten Stunde zurück sein müßten; auch das verstanden sie sofort und machten ihrerseits durch Gesten und Zeichen uns verständlich, daß wir bis zur gegebenen Stunde wieder bei der Dampfbarkasse sein würden.

Darüber, ob es nun gestattet sei, über den sehr aussichtsreichen Sattel, der einen vortrefflichen Ein- und Überblick über den Hafen und die umgebenden Höhen und Forts gibt, zu fahren, waren wir nicht besorgt, das war Sache unserer pfiffigen, kleinen, kräftigen Japaner, und tatsächlich legten wir die allerliebste Fahrt hinauf anstandslos zurück, trotzdem Militär und Arbeiter noch an den letzten fortifikatorischen Befestigungen oben beschäftigt waren. Wohl wurden wir einige Male von Offizieren scharf ins Auge gefaßt, vermutlich machten wir aber nicht den Eindruck von Spionen und wurden nicht im geringsten belästigt. Oben am Sattel ruhten sich unsere vier wackeren Männer aus, während wir sofort von einer uns freundlichst begrüßenden Musme (Serviererin in Teehäusern) Tee vorgesetzt bekamen. Als wir dann

Meyers Welthilder. Zu Seite 265.



Hafen von Nagasaki in Japan.

aber bezahlen wollten, konnte die Wirtin uns nicht auf eine 5 Yen-Note (10 Mark) zurückgeben, was sie aber gar nicht genierte; sie händigte uns dieselbe wieder aus, unsere vier Mann setzten sich wieder in Trab, und in fliegendem Tempo auf guter Straße ging's hinab zur östlichen Seebucht von Mogi, wo wir im gleichnamigen kleinen Fischerdorfe in einem sauberen Teehause einkehrten. Drei Musmes bewillkommneten uns mit tiefen Verbeugungen, die Hände über die Brust gekreuzt, den Kopf bis weit hinabgebeugt, und nun gaben wir wieder durch Zeichen zu verstehen, daß wir ein Frühstück haben wollten, das uns auch baldigst in ganz genießbarer Form und Bereitung von unseren netten kleinen Heben serviert wurde. Inzwischen ließen wir auch unseren Rikshamännern ihre Reismahlzeit verabfolgen. Nach eingenommenem Mahle begleiteten uns dieselben noch bis zu einem Punkte, von dem man einen hübschen Überblick über die Bucht hatte, und alsdann ging's wieder in der Riksha hinauf zum Sattel. Hier konnten wir nun unsere frühere Zeche zahlen, und dann ging es im Trab hinab nach Nagasaki.

Unterwegs hatten wir noch einen Tempel besichtigt, und in dem kleinen Städtchen machten wir noch Einkäufe in Photographien.

Nagasaki, 110000 Einwohner, ist ein freundliches Städtchen, es entbehrt wie alle japanischen Orte größerer Gebäude — nur das Nagasaki-Hotel ist ein neuerer größerer Steinbau. Die Wohnhäuser sind schmal; ebenerdig ist der Geschäftsraum mit Auslage, darüber ein niedriges Halbgeschoß als Wohnraum, rückwärts fast überall in besseren Häusern ein kleiner Hofraum, der zu einem Miniaturgärtchen hergerichtet ist und kleine Wasserbassins und Brückchen, einige Steinblöcke, um einen malerischen Anstrich zu geben, aufweist, und mit mehr oder minder zahlreichen ganz aparten kleinen Zwergbäumchen ausgestattet ist. Es ist dies die sog. Heranzucht, das sind künstlich verkümmerte, in der Entwicklung zurückgehaltene Nadelholzbäumchen, die wohl in keinem japanischen Hause fehlen. Ist dann noch ein Hintertrakt vorhanden, so findet sich in diesem gewohnlich die Werkstatt, wo ein paar Arbeiter oder Arbeiterinnen ihre unsagbar mühsamen, ganz erstaunlich kunstreichen Verkaufsgegenstände anfertigen.

Nach kordialer Verabschiedung von unseren braven vier Rikshakulis und deren reichlicher Entlohnung, obwohl sie in dieser Beziehung durchaus bescheidene Ansprüche gestellt hatten, trafen wir rechtzeitig wieder auf unserer „Hamburg" ein und waren, dank unseren findigen vier Rikshamännern, nebst einem anderen Herrn, der unseren Spuren später gefolgt war, die einzigen Passagiere, die den reizenden Ausflug bis Mogi ausgedehnt hatten.

Nachmittags $4^1/_2$ Uhr verließen wir Nagasaki, ein japanisches Wachtschiff geleitete uns, um den angeblich bereits gelegten Minen zu entgehen, zwischen den Inseln und Halbinseln hindurch mit Kurs nach Westen bis in die offene See. Dann ging's mit Kurs nach Nordwesten, am westlichen Gestade der großen Insel Kyushu (Kiushu), auf der Nagasaki sich befindet, und westlich vom größten Kriegshafen Japans, Sasebo (spr. Sasebo), vorbei, in die Japan von Korea trennende Straße von Korea, und zwar in den Ostkanal, Tsushimastraße benannt, heute berühmt durch die große Seeschlacht, in der Admiral Togo die russisch baltische Flotte vernichtete.

Wir steuerten in der Tsushimastraße östlich jener sehr engen Wasserstraße zu, die die Insel Kyushu von der großen Hauptinsel Japans Honshu trennt. Hier liegt auf der erstgenannten Insel die stark befestigte Ortschaft Moji (nicht zu verwechseln mit Mogi) mit besserem Hafen als Simonoseki und jenseits auf Honshu die Stadt und Festung Simonoseki. Eine Eisenbahn führt von Nagasaki via Moji und auf Trajekt in 20 Minuten hinüber nach Simonoseki und weiter durch die ganze Hauptinsel Honshu, auf der natürlich Tokio und alle Städte der Insel viel schneller erreicht werden können als zu Schiff.

Es war am darauffolgenden Morgen (Sonntag 27. März) bei Tagesgrauen, als wir aus der Tsushimastraße in die Straßenenge bei Simonoseki einfuhren. Um 5 Uhr morgens standen wir und noch einige wenige Passagiere bereits am Deck, um die interessante Einfahrt durch die „Enge", die äußerst schmale Wasserstraße, die aus dem Japanischen Meere in die viel gerühmte Japanische Inlandsee geleitet, zu sehen. Es war ein das frühe Aufstehen wertes Schauspiel.

Die Ufer des Hauptinsellandes Honshu und der Insel Kyushu treten hier zwischen Simonoseki und Moji bis auf eine Meile (1,6 Kilometer) Entfernung aneinander heran. Selbstverständlich ist diese Einfahrt derartig durch (man sagt sieben) Forts gesichert, daß kein feindliches Schiff es wagen könnte, da hindurch zu kommen. Wohin man blickte, überall am Ufer und auf den teilweise direkt aus dem Meere sich erhebenden Höhen der Küsten Batterien, aus denen die langhalsigen Riesengeschütze hervorlugten, und wie viele gedeckte unsichtbare Erdbatterien mag es außerdem noch gegeben haben.

In den zahlreichen Einbuchtungen längs der Küste breiteten sich friedliche Fischerdörfer aus, und wenn wir sagen „friedlich" trotz des Krieges, so ist dies nicht gefehlt, denn erinnert wurde man hier an den Krieg einzig und allein durch die teils frisch aufgeworfenen, aber durchweg schon wohl

armierten Strandbatterien, mit ihren auf den Meeresspiegel gerichteten Feuerschlünden, bei denen der Wachposten und die Bedienungsmannschaften neugierig und jedenfalls geringschätzend auf unseren friedlichen Postdampfer herüberblickten.

Auf der ganzen Japanischen Inlandsee, in die wir nun eingefahren waren, sahen wir längs der Fahrtrichtung auf allen in die See ragenden Halbinseln, auf zahllosen vortretenden Punkten der ungezählten Inselchen Befestigungen, Erdwälle, Kasematten, gedeckte Traucheen, Leuchtfeuer und Leuchthäuser, alles in tadellosem Stande. Überall waren die demaskierten Batterien, Geschützrohre, stärksten und schwächeren Kalibers, und allerorts die betreffenden Mannschaften bereit, jeden Augenblick ein vernichtendes Feuer auf einen etwaigen unbefugten Eindringling in diese Gewässer zu richten. Bei jeder Hafeneinfahrt, bei Passierung aller fortifikatorischen Punkte, die übrigens fast alle telegraphisch miteinander in Verbindung stehen, mußte unser Dampfer die bei Kriegszustand vorgeschriebenen Flaggensignale hissen und erst wenn mittels der optischen Signale vom Land her die Erlaubnis zu ungehindertem Passieren gegeben war, durfte der Kurs fortgesetzt werden. Wachtschiffe standen hier und da bereit, gegebenenfalls Schiffe verdächtiger Provenienz sofort gewaltsam anzuhalten.

Die Japaner haben hier in ihrer Inlandsee ein Asyl, in dem die größte Flotte der Welt sichere Zuflucht finden könnte und wo eine solche auch kaum zu erreichen und zu behelligen sein würde, wenn sie diese schützende Zufluchtsstätte freiwillig nicht verlassen wollte. Die Natur hat hier einen unvergleichlichen Schutz geschaffen. Von dem Japanischen Meere, der Koreastraße und dem Chinesischen Ostmeere aus ist die einzige Zufahrt durch die nur eine Meile breite Simonosekistraße, die wir soeben durchfahren haben; hier ist die Inlandsee im Norden vom westlichen Teile der Insel Honshu, das Hauptland (fälschlich Nippon genannt), im Westen von der Insel Kyushu begrenzt. Im Süden der Inlandsee lagert die große Insel Shikoku, und hier zeigen sich vom Großen Pacific-Ozean aus nur drei gleichfalls recht enge Straßen, durch welche man von Süden oder Südosten einfahren kann. Die eine, und zwar die breiteste, liegt zwischen Kyushu und Shikoku, die Bungo-Meerenge, sie ist aber auch so schmal, daß sie durch Fortifikationen und Minen leicht gesichert werden kann. Die anderen zwei schmalen Zufahrten zeigen sich zwischen der Ostküste von Shikoku und einer nach Süden ausgreifenden Halbinsel von Honshu; hier ergibt sich aber wieder der glückliche Umstand, daß am engsten Punkte zwischen beiden die ansehnliche kleine

Insel Awaji eingelagert ist, wodurch nun zwei ganz schmale, kanalartige Wasserstraßen, statt einer schwerer zu sichernden breiten Straße sich zeigen, welche beide in die Linschoten-Meerenge, wohl auch Küstraße genannt, ausgehen.

Nachdem wir im Kielwasser eines Regierungsdampfers fahrend aus der „Enge" hinauseskortiert worden waren, gelangten wir zuvörderst in ein mächtigeres Seebassin, in dem wir entlang der Südküste von Honshu nach Osten dampften.

Es war ein sonniger, frischer, sehr angenehmer Tag, und auf Deck entwickelte sich bald ein überaus reges Leben, denn jedermann wollte den Anblick der malerischen Küstenlandschaft und die herrliche Seefahrt genießen.

Noch vor dem Tiffin waren wir in den Bereich des Inselreiches eingetreten, und unser Dampfer bahnte sich seinen Weg durch die zahllosen Inselchen hindurch, von denen die meisten Fischerdörfer, manche auch ansehnliche Orte aufwiesen. Fast überall, zum mindesten auf allen etwas größeren Inselchen sah man fleißige Hände bei der Landarbeit, hier und da einsame kleine Fischerhütten; Barken, Kähne, schwerbeladene Segelboote mit Landprodukten und Bodenerzeugnissen; auch große Transportdampfer mit Truppen oder Kriegsgerüst, mit Proviant und Munition für die bereits in Korea gelandete Armee belebten das entzückende Bild. Wie schon erwähnt, fuhren wir an zahlreichen Fortifikationen und Signalstationen vorbei, von denen wir mit großen Fernröhren beobachtet wurden. Die Leuchtfeuer waren gelöscht, daher wir auch nicht während der Nacht hier fahren durften, was uns sehr erwünscht war, weil wir dadurch Gelegenheit hatten, die ganze prächtige Fahrt bei Tage zurückzulegen. Ein Bild folgte dem anderen und unsere Feldstecher kamen den ganzen Tag nicht von den Augen hinweg; man wollte diese abwechselungsreichen kaleidoskopischen Bilder ganz erfassen, ganz in sich aufnehmen, für immer mit sich heimführen.

Es dürfte auf der Welt wohl nur sehr wenige gleichartige Seelandschaftsbilder geben wie die der japanischen Inlandsee. Ein Gegenstück finden wir in der Fahrt durch die Schären oder Skjären an der Küste von Finnland auf der Fahrt von Helsingfors nach Stockholm, aber dort fehlen das Kolorit, das Leben und die Kultur und auch die Anmut der Landschaft. Die Inseln und Inselchen droben im kalten Norden entbehren des intensiven Sonnenglanzes, öd und steril ist das Land, die Felseninseln und die Küste sind kahl, alles düster, grau in grau, tot, verlassen.

In anderem Lichte, in ganz andern, satten Farben, in sonnendurchglühtem

Kolorit tritt in der Erinnerung das andere Gegenstück vor das geistige Auge: die Küstenfahrt in Dalmatien. Dort zeigen sich auch unzählige kleine und große, bewohnte und unbesiedelte Inseln, kleine Riffe, sogenannte Scogglien, und wohl kultivierte, in üppigem Grün prangende Eilande, eine fleißige Fischer- und Schifferbevölkerung, und auf jeder größeren Inselgruppe eine andere treuerhaltene, buntfarbige Nationaltracht. Leben und Verkehr herrscht in Dalmatien nach allen Richtungen; wir finden dort blühende, an Altertümern und historischen Bauten und Kunstschätzen reiche Städte, das blaueste Meer der Welt, die „Adria", einen südlichen Himmel und an der Festlandküste Tausende von Metern steil emporsteigende Felsengebirge und die schönste, großartigste Bucht der Welt — denn wo fände man eine zweite Bocche di Cattaro! Da die japanische Inlandsee, die der dalmatischen Küstensee so ziemlich die Wage hält, jener vielleicht nur an Romantik und in bezug auf die tiefblaue Färbung des Meeres etwas nachsteht, so gar weit von Europa entfernt liegt, so schwer zu erreichen ist, muß man sich schier verwundern, daß europäische Reiselustige so vereinzelt nur jene begnadeten dalmatischen Gestade aufsuchen. Abgegrast bis zur Unmöglichkeit erscheinen die hyperzivilisierten, mit einem Überluxus belasteten Rivieren di Ponente, di Levante, jetzt auch schon jene di Quarnero, und auch die von Westindien und Ostasien werden mehr und mehr heimgesucht; wer aber kennt Zara, Sebenico, Spalato, Ragusa, Lissa, die Bocche di Cattaro? „Warum in die Ferne schweifen, sieh das Schöne liegt so nah!"

Weit entfernt, damit die Schönheiten, den hohen Genuß, den eine Fahrt durch den Inselarchipel der japanischen Inlandsee gewährt, beeinträchtigen zu wollen, soll durch den Hinweis auf die Dalmatienfahrt nur angedeutet werden, daß diejenigen, denen Zeit und Umstände es nicht gestatten, so weit hierher zu reisen, auch in Europa mit bequemsten Dampferverbindungen gleich Großartiges, Bewundernswertes zu schauen in der Lage sind.

Bei Dunkelwerden passierten wir die schmalste Stelle, die Straße zwischen Harimabucht und Idsumibucht. Auf der Backbordseite die Küste von Honshu, steuerbord die Insel Awaji, die sich zwischen Shikoku und der südlichen Halbinsel von Honshu einkeilt, und nicht gar lange danach waren wir in der Reede von Kobe-Hiogo, wo wir die Nacht vor Anker lagen.

Am nächsten Morgen wurde um 5 Uhr Reveille geblasen, sämtliche Passagiere mußten um 6 Uhr im Speisesaale versammelt sein, behufs Vorführung vor der kaiserlichen Sanitätskommission. Viele Passagiere verließen hier in Kobe das Schiff und fuhren per Bahn nach Yokohama oder Tokio,

die noch vor Nacht erreicht werden konnten, wenn die Bahn nicht für Truppentransporte voll in Anspruch genommen sein würde.

Uns wurde hier an Bord vom Vertreter des Norddeutschen Lloyd ein verbindliches Schreiben Sr. Exzellenz des Herrn k. u. k. Gesandten von Ambró überbracht, in welchem derselbe mir die angenehme Mitteilung machte, daß er den meist begehrten, und ich glaube unwidersprochen sagen zu dürfen, besten Führer oder in diesem Falle richtiger ausgedrückt Fremdenbegleiter engagiert habe, der uns auf telegraphische Order in Yokohama aufsuchen werde.

Das war für uns ein sehr günstiger Umstand, und wir können Sr. Exzellenz nicht genug für diese liebenswürdige Aufmerksamkeit danken, denn nicht zum wenigsten haben wir es diesem intelligenten, erstaunlich gut informierten, mit der Geschichte und der Entwicklung Japans vollkommen vertrauten Begleiter, — der nebenbei bemerkt überall, wo wir während unserer einmonatigen Kreuz- und Querfahrten hinkamen, bestens bekannt und sehr angesehen war — zu verdanken, daß wir einen so lehrreichen Einblick erhalten haben in das Wesen und das Sein sowie die Gebräuche des japanischen Volkes, ferner in die absonderlichen Einrichtungen, in die staatlichen und sozialen Institutionen und in die in nachahmenswert liberaler und toleranter Weise gehandhabten Religionskulte, neben denen der Ahnenkultus im Zusammenhange mit der vom ganzen Volke bis in die unteren Schichten so ausnehmend hoch gehaltenen Ritterlichkeit, dem Bushido, läuternd und veredelnd als traditionelle Sitten- und Morallehre einhergeht.

Freilich verfügte unser so bescheidener, jederzeit taktvoller und stets dienstgefälliger Iguchi*) über den nötigen Bildungsgrad, da er Medizin studiert hatte und nur aus Gesundheitsrücksichten den Studien vor ihrem Ende hatte entsagen müssen. Als genauer Kenner seines heißgeliebten Vaterlandes war er auch vollkommen vertraut mit der Kunst und den Kunst- und Gewerbeprodukten seines Landes, was anläßlich unserer Einkäufe von außerordentlichem Werte war, und wer mit Iguchi kauft, der fährt gewiß nicht schlecht, denn dessen Landsleute hüten sich, dem Iguchi minderwertige oder gar gefälschte Gegenstände, alt oder neu, zu verkaufen. Die Kundschaft ist ihnen zu viel wert, um sie sich zu verscherzen, denn Iguchi ist ein vielgesuchter Mann und bringt gute Käufer und vornehme Fremde. (Iguchi hatte auch die Ehre, Sr. königlichen Hoheit dem Prinzen Heinrich als Führer zu dienen.) Daß Iguchi neben den wirklich hochanerkennenswerten Eigenschaften auch noch fließend

* Adresse: G. Iguchi, Asabu Ichibeicho Nichome 62. Tokio.

deutsch spricht und schreibt (sogar in deutschen Schriftzeichen), ist gewiß nur eine Empfehlung mehr.

Wenn ich hier vielleicht etwas länger als unbedingt nötig bei der Vorstellung unseres uns lieb gewordenen freundlichen Begleiters verweilt habe, geschah es, weil ich vielleicht annehmen darf, daß andere deutsche oder österreichische Reisende oder Liebhaber von japanischen Kunst- und Gewerbeprodukten davon Nutzen ziehen können, indem sie sich schon vor ihrer Ankunft in Japan Iguchi engagieren oder sich durch dessen Vermittlung japanische Erzeugnisse senden lassen können, wobei zugleich bemerkt sein möge, daß Iguchi auch bezüglich alter Bronzen Sachverständiger ist. Eine größere Tempelbronze, die wir mit Iguchi in Kioto kauften, wurde in Europa von anerkannten Fachmännern als etwas ganz besonders Wertvolles anerkannt.

In Kobe-Hiogo, 220 000 Einwohner, hatten wir kein günstiges Wetter, aber da wir ohnehin noch einmal hierher zurückkommen wollten, lag nicht so viel daran.

Trotzdem, es war regnerisch, fuhren wir mit Rikscha durch die Stadt und gingen dann zu den ganz hübschen Nunobiki-Wasserfällen, die romantisch in einem Bergkessel gelegen sind. Von hier aus gelangt man auch zu dem 800 Meter hoch gelegenen Mondtempel.

Auch die Tempel in Hiogo, dem japanischen Stadtteil, bieten nichts Außergewöhnliches, und nur der Buddhatempel zeigt eine Merkwürdigkeit, und zwar eine außerhalb des Tempels stehende $14\frac{1}{2}$ Meter hohe gigantische Bronzestatue des Buddha; zwei solche ähnliche „Daibutsu", und zwar noch etwas größere, werden wir später aufsuchen. Auch ein Aquarium ist hier sehenswert.

Einiges über das japanische Land und Volk.

So waren wir denn nun wirklich im gelobten japanischen Inselland.

Japan ist der europäisch gebräuchliche Sammelname für das aus mehr als 600 Inseln sich zusammensetzende japanische Inselreich von nahezu 50 Millionen Einwohnern. Nippon oder Nihon (h wird wie b ausgesprochen), d. h. „Sonnenaufgang", ist die andere Lesung für denselben Begriff. Der Hauptinsel Honshu, die mehr als die Hälfte der ganzen über 400000 Quadratkilometer darstellenden Fläche des Inselreiches ausmacht, den Namen Nippon zu geben ist somit irrtümlich, heute um so mehr, als das Staatsgebilde, Kaisertum Japan (= Nippon), sich zu einer Weltmacht emporgeschwungen hat. Nächst Honshu (das Hauptland) folgen die großen Inseln Kyushu

(die Neunländer), Shikoku (die Vierprovinzen), Yezo und neuerlich Formosa (Taiwan); alles andere sind kleine Inselländer.

Kobe-Hiogo mit 220 000 Einwohnern ist die bedeutendste Ein- und Ausfuhrhafenstadt, steht aber gegen das nicht allzu entfernt gelegene Osaka, dem Hauptsitze der Industrie, zurück, das nahezu viermal so viel Einwohner zählt. Das im Lande oberhalb gelegene Kyoto oder Kioto, vormals Residenz des Mikado, mit gleichfalls ansehnlicher Industrie, zählt

Nankotempel in Kobe.

ca. 350 000 Einwohner. Die jetzige Haupt- und Residenzstadt Tokio hat beinahe $1\frac{1}{2}$ Millionen und die Hafenstadt Yokohama nahezu 200 000 Einwohner.

Kobe-Hiogo sind Schwesterstädte; Kobe ist das Fremdenviertel, Hiogo die rein japanische Stadt. Der Kobe-Tempel bietet nichts Besonderes. Die japanischen Tempel an sich, deren architektonischer Bau und architektonische Ausschmückung zeigen nicht im entferntesten das, was wir in den ungeheuer umfangreichen, großartig angelegten Hindutempeln oder in den Wundermarmorbauten der indischen Moscheen und Grabdenkmäler finden. Die japanischen Inseln waren und sind noch heute häufigen Erdbeben und Eruptionen ihrer zahlreichen

Vulkane ausgesetzt, daher sind fast ausnahmslos alle Bauten bis vor einigen Dezennien in Holz und Bambus, die meisten davon, auch Tempel, mit Stroh- oder Schilfrohrdachung ausgeführt. Häuser und Tempel sind niedrig, damit sie bei Erdstößen nicht zusammenbrechen können. Der Baustil der japanischen Tempel ist höchst originell, sehr anmutend und ganz apart. Das Bauwerk selbst besteht aus kunstvoller, geschnitzter Holzarbeit in sehr gefälliger und geschmackvoller Ausführung. Die innere Ausschmückung, wenn man von einer solchen reden will, dieser tadellos rein, sauber und wohlgepflegten Tempelbauten, setzt sich aus prachtvollen, ganz außerordentlich wertvollen und teuren Lack-, besonders Goldlackarbeiten, aus herrlichen Bronzen von berühmten Meistern, eine jede als Unikum kunstreich und kunstvoll geformt, und außerdem auch oft aus prächtigen Porzellangefäßen und kunstvollen Cloisonné-Vasen u. dgl. m. zusammen. Vor den Tempeln finden sich zahlreiche — oft bis zu hundert — teilweis wertvolle Bronze- oder Steinlaternen von Shogunen, Daimios und Samurai errichtet, deren Größe je nach dem Range des Spenders gehalten sein muß.

Ein jeder Tempel, auch in den Großstädten, steht inmitten eines Tempelparkes, der je nach den örtlichen Verhältnissen kleiner oder größer ist, in einigen Orten von ganz bedeutendem Umfange, wie z. B. in Ise und in Nara, wo hunderte von kleinen Hirschen im Parke sich tummeln. Auch diese Parks sind musterhaft gepflegt und werden vom Volke, von hoch und nieder, sehr heilig gehalten. Die die Tempel rings umgebenden mächtigen, uralten Bäume, zumeist Kryptomerien, von gewaltigem Umfange und himmelstrebender Höhe, wölben und schließen sich in den Wipfeln zu einem domartigen Naturbau, die niedrigen, mäßig großen Tempel überschattend. Die weihevollen Stätten der Andacht und Verehrung der hehren Gottheit im Shintokult (Kami-no-mitsi) — als höchste die Sonnengottheit — liegen daher vielerorts in mattem, abgedämpftem, die Andacht förderndem Lichte. Jeder Japaner naht sich der heiligen Stätte ehrfürchtigen Gemütes, gleichviel ob es ein Shinto- oder Buddhatempel ist, er erwartet aber auch, daß der Fremde sich zurückhaltend und achtungsvoll seinem Heiligtume nahe. Ein jeder findet Zutritt zu den Tempeln, darf sich, besonders in Begleitung eines Japaners, auch den heiligen Stätten nähern, dies aber meistenorts nur nach Ablegen des Schuhwerks.

In die verschiedenen aufgestellten Bronzeräuchergefäße, in die Vasen u. dgl. legen die Gläubigen Opfer nieder, zumeist Blumen. Der Fremde widmet einem der umher sitzenden Priester eine kleine Gabe in Geld.

Der Eingang zu einem Tempelgarten ist stets durch ein meist rot gestrichenes Tor (torii) kenntlich, durch welches man in den Garten oder Park eintritt, hier steht zunächst und vor dem Tempel ein kleines, nach allen Seiten offenes Gebäude, Oratorium (hai-den), dann in den meisten Tempeln eine gedeckte Galerie (ai-no-ma) mit einem Gong oder einer oberhalb hängenden Klingel, durch welche der Andächtige ab und zu die Aufmerksamkeit der Gottheit, an die er sich wendet, rege zu erhalten bestrebt ist. Dann seitwärts ein Wasserbassin (mi-ta-ra-shi), um die Hände vor dem Gebete zu waschen, außerdem noch seitwärts eine Anzahl kleiner Bauten für den Aufenthalt der Priester, für Bibliothek, Wertsachen und sonstige religiöse Zwecke. Inmitten erhebt sich dann der die anderen Bauten nicht gar zu sehr überragende, aber kunstvoll hergestellte eigentliche Tempelbau, zu dem eine Anzahl Stufen hinaufführen. Dieser Bau, Honsha oder Honden, besteht aus zwei Räumen, in dem rückwärtigen für gewöhnlich geschlossenen Raume befinden sich die Embleme der Gottheit, ein Spiegel, ein Schwert, ein merkwürdiger Stein oder sonst ein anderes Objekt. Im Vorraum befindet sich eine Wand in Lackarbeit, vielfach Goldlack, die häufig von immensem Werte ist, denn es wird nur bestes gediegenes Gold verwendet. Allerdings sind solche Lackarbeiten fast unverwüstlich, wie durch ein Beispiel erhärtet wurde. Auf der Fahrt von Europa nach Japan scheiterte ein französischer Dampfer in der japanischen Inlandsee und das Schiff sank. Auf demselben befand sich unter anderem ein höchst wertvoller großer Goldlackschrank, welcher von der Wiener 1873er Weltausstellung zurückverfrachtet war. Länger als ein Jahr lagen Schiff und Fracht auf dem Meeresgrunde, und als es endlich gelungen war, die vielen wertvollen Gegenstände zu heben, zeigte es sich, daß die Goldlackarbeit vollständig unversehrt geblieben und selbst durch das Salzwasser auch nicht im geringsten angegriffen worden war.

An der Wand im Tempelvorraum befinden sich Büschel weißer Papierstreifen. Diese und hauptsächlich der hellpolierte Metallspiegel (Kagami) sind die Symbole vollendetster Reinheit der Seele, des Körpers und des Lebenswandels, welche den Shintoanhängern als erstes und vornehmstes Gebot gelten.

Gelehrt und gepredigt wird in den Shintotempeln so wenig wie in den Buddhatempeln. Die Gläubigen gehen dahin, um ihre Andacht und ihre Gebete zu verrichten und ihre Opfergaben niederzulegen.

Obzwar der Shintokultus sozusagen Staatsreligion in Japan ist, so findet man doch keine Trennung zwischen diesem und dem Buddhakult, der

neben jenem und in bestem Einvernehmen mit demselben besteht und einhergeht. Es hat da eine ganz eigentümliche Vermischung und Verquickung, eine friedliche Begegnung und Harmonie Platz gegriffen, die nicht gestört wird, wohl hauptsächlich weil den Religionskulten und ihren Vertretern, den Priestern, keine auf das staatliche oder das Familienleben sich erstreckende Macht eingeräumt oder zugestanden wurde. Spielte da eine Machtfrage selbst nur geringfügiger Art mit, dann wäre unfehlbar auch dort, wie leider überall anderswo, die Befehdung, der Religionskrieg, offenkundig oder versteckt im Staatenorganismus eingenistet und entfacht worden.

In Japan herrscht volle Religionsfreiheit, und so zeigt sich das merkwürdige Schauspiel, daß oft unmittelbar neben einem Shintotempel ein Buddhatempel steht in ein und demselben Tempelpark, z. B. in Nara, in Nikko u. a. O. und daß ein und derselbe Japaner heute vielleicht in diesem, morgen in jenem seine Anbetung ausübt, nicht etwa aus Indolenz, sondern weil er vermeint, daß für den einen Zweck die Anrufung dieser Gottheit vielleicht entsprechender sein könnte, für eine andere Bestimmung jene.

Auch der Konfutse-Kult hat Anhänger, aber sehr wenige; es sollen nur etwas mehr als ein halbes Dutzend Konfutse-Tempel sich in Japan vorfinden.

Natürlich ist eine solche tolerante Vermischung der Gläubigen verschiedener Kulte den Missionaren und berufenen Dienern der verschiedenen selig- und alleinseeligmachenden Kirchen der hochzivilisierten Staaten ein Abscheu.

Was man ist, soll man mit ganzer Seele sein, und was nicht mit uns ist, ist gegen uns und muß ausgerottet werden. Und wenn es mit dem Ausrotten nicht geht, dann lieber ewige Fehde, an der alle kranken. Nun, den Japanern muß man heute zum mindesten zugestehen, daß sie auf ihrer toleranten Basis durch ihr einträchtiges Verhalten gegen- und zueinander ihre Kräfte in einer ganz staunenswerten Weise zu sammeln und zu konzentrieren vermocht haben, derart, daß alle jene, die sich auf einer ethisch viel höheren Stufe wähnen, mit Schrecken wahrgenommen haben, wieweit im Laufe weniger Dezennien ein in sich einiges, durch innere Zerwürfnisse nicht gelähmtes oder gar zerrüttetes Volk sich zu heben vermag.

Oder möchte man vielleicht behaupten, daß eine solche eminente Kraftleistung, wie sie von den Japanern jetzt vor Augen gebracht wurde, nichts mit dem gemein habe, was die Religion der Menschheit, dem Volke, denjenigen, die dem bestimmten Religionskulte Heeresfolge leisten, bieten will, wozu sie den Menschen, ein Volk, ja die ganze Menschheit erziehen möchte und hinzuführen bestrebt ist?

Reinheit der Seele, des Lebenswandels und des Körpers ist das vornehmste Gesetz, ist das grundlegende Prinzip des Shintokultus, und das ist, ohne daß die Priester es unter Androhung furchtbarer irdischer und transzendentaler Strafen predigen und alltäglich verordnen, in Fleisch und Blut der Japaner übergegangen, ist ihnen etwas Selbstverständliches geworden. Und wenn nun ein Volk nach diesem hehren Moralprinzip lebt, dasselbe betätigt, so gut und so schlecht wie es die irdische Existenzform eben gestattet, dann ist das erreicht, was die anderen Religionen auch erstreben, ein mehr werden diese so wenig wie jene, in Anbetracht irdischer Unzulänglichkeit, zu erringen imstande sein.

Jedenfalls befinden sich die Japaner bei ihrer nachahmenswerten großen Toleranz sehr wohl. Eine der gefährlichsten Klippen, an der nur allzuoft schon das friedliche Zusamenleben der Bewohner ein und desselben Staates scheiterte, ist damit beseitigt; der nur allzuleicht Verderben verursachende Stein des Anstoßes, durch den die friedliche Entwickelung eines Staatsorganismus schwer, oft unheilbar geschädigt wurde, ist glücklich hinweggeräumt. Fragt man nun einen Japaner, ob er ein Shinto- oder ein Buddhaanhänger ist, wird man gar oft nur eine unbestimmte Antwort erhalten, er wird uns vielleicht sagen, daß der Shintokult die eigentliche Religion in Japan sei, daß dies aber nicht ausschließt, daß auch in manchen Fällen Andacht im Buddhatempel verrichtet werde, ebenso wie Buddhisten auch die Shintotempel aufsuchen.

Die intelligenten Japaner, und deren gibt es bei weitem mehr, als man bei uns zumeist anzunehmen beliebt, kennen unsere christlichen Religionskulte nur zu genau, und es steht ihnen kein Hindernis im Wege, zu dieser Religion überzutreten, aber weil sie ihr ganz unbefangen gegenüberstehen, beurteilen sie sie auch nach ihren Taten, d. h. nach dem, wie sich diese in ihren äußeren Erscheinungen und in ihrer Beeinflussung auf die Entwickelung der Staatengebilde gezeigt haben. Der Japaner wendet begreiflicherweise zuerst ein, daß er nicht Lust verspüre, einen Entwickelungsprozeß heraufzubeschwören, durch den sein friedlich und einträchtig zusammenlebendes Volk in jahrzehnte- oder jahrhundertelange Religionsfehden verwickelt werden könnte. Er wendet weiter sehr richtig ein, daß trotz jahrhundertewährender verderblicher Befehdung die Anhänger der sehr zahlreichen verschiedenen christlichen Religionskulte bis heute noch kein Resultat, keine Einigung erreichen konnten, denn sie stehen sich heute genau noch ebenso schroff, ablehnend, ja einander verdammend, intolerant und feindselig gegenüber, wie vor vielen Jahrhunderten.

Zuerst und vor allem sei es Sache der von ihnen sehr geschätzten und geachteten hochzivilisierten christlichen Völker, ihnen jene christliche Lehre, jenen Kult zu unterbreiten, der tatsächlich als die hehrste Offenbarungsreligion anzuerkennen sei. Wenn von christlicher Seite diese Vorbedingung erfüllt werden könne, würden sie sich gewiß nichts weniger als ablehnend dagegen verhalten, denn sie erkennen gerne an, daß Großes und Erhabenes in dieser Religion enthalten liege. Um dem Volke lehren zu können, müssen sie aber wissen, was und wie es gelehrt werden soll. Das friedliche, gemütvolle japanische Volk aber mit in den Streit — und der besteht nun einmal leider Gottes noch in seiner fast unverminderten, unheilvollen alten Stärke — hineinzuziehen, das könne ihnen gar nicht beifallen. Daß aber, solange die christlichen Religionskulte sich nicht geeint, oder doch zum mindesten demütig-christlich versöhnt und ausgeglichen haben, diese Religionsstreitfragen sich unabweislich nach Japan verpflanzen müßten, wenn das Land die christliche Lehre annehmen würde, liegt auf der Hand. Es ist nur zu richtig, daß in dem Augenblicke, wo es einem römisch-katholischen Missionar gelungen sein würde, eine christliche Gemeinde in Japan ins Leben zu rufen, unabweislich sofort englische Missionare der anglikanischen Kirche und solche der verschiedenen evangelisch-protestantischen, und endlich womöglich noch welche der orthodoxen Kirche alle Hebel in Bewegung setzen würden, auch ihrerseits die Japaner nach ihrer Weise zu beglücken und zum Heile zu führen. Welches Unheil aber damit nach Japan verpflanzt würde, wie sehr alle ihre großen Errungenschaften, die sie nicht zum geringsten Teile ihrer mustergültigen Einheit und Einigkeit zu danken haben, für die Zukunft in Frage gestellt werden würden, das sehen die zielbewußten, klarschauenden Japaner ganz genau voraus.

Um zu sehen, ob wirklich der Japaner in bezug auf moralische Eigenschaften dem auf einer höheren religiösen Basis stehenden Abendländer erheblich nachsteht, müssen wir Volk und Land einer kurzen Betrachtung unterziehen. Vorausgeschickt sei hier gleich, daß es weit über den Rahmen dieser anspruchslosen Beschreibung gehen würde, wollten wir auch nur oberflächlich Land und Leute, Völker und Staaten, die wir auf unserer Welttour berühren, skizzieren, von einer ausführlichen Beschreibung kann schon gar keine Rede sein. Nein, nur Streiflichter können wir hier und da einstreuen, dann und dort, wo es zum Verständnis des zu Erzählenden von besonderer Wichtigkeit erscheint, so auch hier. Außerdem würden ja auch Urteile von uns, die wir mit Vorliebe aus dem Urquell der Natur selbst schöpfen, die wir

das Leben überall da aufsuchen, wo es am lebendigsten pulsiert, die wir hinauswandern über Berg und Tal, über Meer und Land, von Volk zu Volk, doch nur als sehr minderwertige, kaum fundierte Beobachtungen angesehen werden. Dem „schnell fertigen" Touristen, dem Reisenden, der seinen Horizont weiter zu spannen bestrebt ist, der durch den Vergleich des Einheimischen mit selbst geschautem und beobachtetem Fremden seinen Gesichtskreis erweitert, der aus dem auf dem Umkreis der Erde Bestehenden, Vorhandenen zu begründeten Schlüssen auf das Werdende, das Entstehende, sich Entwickelnde, gleichviel ob politisch, staatlich oder wirtschaftlich, zu gelangen trachtet, dem sprechen die „Berufenen" nur allzu gerne jedwedes Urteil über solche Dinge ab. Das ist man aber schon gewöhnt und macht sich nichts daraus. Die Welt geht doch ihren eigenen Weg und kümmert sich so wenig um das Urteil der „Berufenen", „Zünftigen", wie um jenes der „Unberufenen".

Was somit hier in kurzen Worten über Volk und Charakter der Japaner gesagt sein wird, erhebt keinen anderen Anspruch als den, der Ausdruck dessen zu sein, was wir im Verkehr mit denselben als unser eigenes Empfinden wahrgenommen haben.

Während unserer einmonatigen Bereisung des Landes, bei welcher wir anläßlich verschiedener Touren auch vielfach in Berührung mit dem Volke der niederen Klassen gekommen sind, ist uns auch nicht eine einzige Unannehmlichkeit zugestoßen. Trotzdem das Land in einen schweren Krieg verwickelt war und das Volk große Opfer an Gut und Blut zu bringen hatte und bis hinab zum einfachen Rikshamann auch sich bewußt war, daß noch lange Zeit hindurch die Opferwilligkeit würde in Anspruch genommen werden, fanden wir nirgends Aufregung, Unordnung oder Unwilligkeit; alles ging seinen ruhigen Gang, überall begegneten wir freundlichen Gesichtern, ausnahmlos wurden wir mit fast rührender Aufmerksamkeit, mit stets dienstfertiger Bereitwilligkeit aufgenommen. Selbst in den einfachen ganz japanischen Gasthäusern war man sorgsam bestrebt, allen Wünschen nachzukommen, nie haben wir Anstände beim Begleichen der Gasthausrechnungen oder mit den Kulis gehabt.

Das Benehmen der Japaner gegenüber uns Fremden war stets und überall ein tadellos höfliches, verbindliches, aufmerksames und entgegenkommendes von seiten der intelligenten und gebildeten Klassen, und ein freundlich dienstwilliges, ja mehr noch, bei öfterer Inanspruchnahme zutraulich-anhängliches bezüglich der untersten Volksschichten.

Auch im Mittelstande, bei den Händlern und Verkäufern begegnet man

dem gleichen zuvorkommenden Benehmen und bei eventuellen Umtauschen wie bei Rückstellung von ausgesuchten Gegenständen einer sehr anzuerkennenden Kulanz. In allen Fällen waltet das sichtliche Bestreben vor, den Wünschen des Fremden nachkommen und entsprechen zu können, ohne daß deswegen etwa ein besonderer Preisaufschlag zu gewärtigen wäre.

Man kann auch ganz ungescheut einem Japaner gegenüber seine Ware loben und bewundern, ohne befürchten zu müssen, daß er daraufhin trachten werde, im Preise aufzuschlagen. Den Preis fabelhaft billig zu finden, wie oft Amerikaner zu tun belieben, das ist freilich sehr gefehlt, aber mit einem Mäkeln an der Ware erreicht man nichts. Das kränkt den Japaner; bewundert man aber seine herrlichen Gegenstände und sagt ganz schlicht, daß man das Stück gerne haben würde, weil es schön ist, daß aber der Preis höher ist, als man anlegen will, wird der Japaner sicher die möglichsten Konzessionen machen.

Jedoch — und da ist wohl der Grund für die so oft ganz abweichenden Urteile der Abendländer hauptsächlich zu suchen — es kommt beim Japaner mehr als bei irgendeinem Volke auf die Art an, wie man mit ihm verkehrt.

Der Japaner vergöttert sein Land und setzt seinen höchsten Ehrgeiz darein, als zivilisierter Mensch angesehen zu werden, sein Volk als Kulturvolk anerkannt zu sehen. Er wird vielleicht eine subjektive Hintansetzung, eine ihm angetane persönliche Geringschätzung mild und ruhig hinnehmen, ganz gewiß aber niemals eine Herabsetzung seines heißgeliebten Vaterlandes, seines Kaisers, seines Volkes, als Nation betrachtet. Das ist der Punkt, wo er verwundbar ist, und wo er auch nicht verzeiht; wer ihn da verletzt, der hat es mit ihm verdorben für immer. Wer aber ein freundliches Wort der Anerkennung oder vielleicht gar der Bewunderung für diese seine Idealgüter übrig hat, wer für die Vorzüge seines Landes, seines Volkes, seiner staatlichen und anderen sozialen oder wirtschaftlichen Einrichtungen ein Verständnis zeigt und ihm dies in einer Weise nahe bringt, aus der er ersehen kann, daß es nicht berechnende Schmeichelei, sondern wirklich empfundene Überzeugung ist, der hat sein Herz gewonnen, und der kann auch darauf rechnen, des bereitwilligsten, besten Entgegenkommens von allen Seiten teilhaftig zu werden; er wird in Japan so angenehm reisen, wie in keinem anderen Lande der Welt.

Wer freilich die Japaner so behandeln wollte, wie die jungen Engländer die Inder traktieren, der könnte sehr fatale Erfahrungen machen, und es wäre keinem Fremden zu raten, einen Japaner, und sei es der letzte Rikschakuli,

mit Rippenstößen oder Fußtritten zu regalieren; das würde ein böses Ende nehmen. Der Japaner ist trotz großer Unterwürfigkeit gegenüber dem Höherstehenden oder Fremden mit einem starken Selbstbewußtsein ausgestattet, und der Nationalstolz, den er in sich hat und der ihn befähigte, in so kurzer Zeit so Großes zu vollbringen, würde sich bei roher unwürdiger Behandlung sofort zu erkennen geben. Diejenigen also, die die Japaner als tief unter sich stehende halbbarbarische Wesen betrachten und behandeln, werden allerdings einen minder freundlichen Empfang finden, verursacht durch ihre verfehlte Behandlung des Volkes, und natürlich zu einem ganz anderen, gänzlich irrtümlichen Urteile gelangen. Wie man in den Wald hinein ruft, so schallt es heraus!

Dieses starke Nationalbewußtsein, diese abgöttische Liebe zu ihrem Vaterlande, die tiefwurzelnde Verehrung für ihren Kaiser, die demütige, kindlich-gemütvolle, von jedem Zwang und jeder Doktrin freie Verehrung ihrer Gottheit, das sind alles Dinge, die auch wir zu den höchsten intellektuellen Gütern der Menschheit rechnen. Wir finden diese beim Japaner in einem solchen Maße, wie — seien wir nur ehrlich — sie zwar bei uns gelehrt und gepredigt, wahrlich aber nicht in höherem, nicht einmal in gleichem Grade geübt werden.

Daß der Japaner auch seine Fehler, seine großen Fehler hat, das wird kein Mensch, und sei er der beste Freund der Japaner, leugnen, und das ist sogar recht vorteilhaft für uns, denn sonst würde der Japaner seine europäischen Lehrmeister schnell überholen. Aber eines ist heute schon ganz evident erwiesen, und das ist, daß der Japaner heute durchaus nicht jener Halbbarbar ist, als der er uns noch so gerne bisher geschildert wurde, ferner, daß der japanische Volkscharakter als außerordentlich sympathisch bezeichnet werden muß, der in seiner rapiden kulturellen Entwickelung zu den besten Erwartungen berechtigt, einer Entwickelung freilich, die im Hinblick auf die Konkurrenz auf dem Weltmarkt den Europäern auch Grund zu ernsten Befürchtungen gibt.

Der Japaner — und zwar das ganze Volk beiderlei Geschlechtes — besitzt im besondern eine Eigenschaft in ungewöhnlich hohem Maße wie kein anderes zivilisiertes Volk sonst, und das ist: eine beneidenswerte, klassische Selbstbeherrschung. Diese zu beobachten, ja zu bewundern fand man reichlich Gelegenheit zur Zeit der jüngsten Kriegsereignisse.

Da gab es selbst nach Bekanntwerden der ersten großen Erfolge nie eine Aufregung, nie einen Siegesrausch, keine frenetischen Volksorgien, wie solche sich in anderen Ländern, bei Völkern, die sich mit Vorliebe als die „höchstzivilisierten" ausgeben, seinerzeit, wenn eine Siegesbotschaft ein-

gelaufen war, oft widerlich abspielten. Freudige, frohe Gesichter sah man, Fahnen und Sonnenbanner an den Häusern — was aber nicht einmal etwas Ungewöhnliches war, da ständig an jedem Hause, aus dem einer zu den Waffen einrückte, ein rot und weißes Strahlenbanner ausgehängt war —, das war alles, und es verging oft ein halber Tag, bevor man auf besondere Anfrage erst erfuhr, daß wieder eine gute Botschaft vom Kriegsschauplatze eingelangt war.

Diese Selbstbeherrschung, die dem ganzen Volke eigen ist, und die einzig in der Welt dastehende Ritterlichkeit der Nation, die in dem durch alle Schichten der Bevölkerung von den Höchsten bis zu den Niedrigsten gehenden Ahnenkult seine tiefe, unausrottbare Wurzel gefaßt hat, müssen als die ausschlaggebenden Faktoren angesehen werden, vermöge deren die Nation es zuwege gebracht hat, binnen nicht einmal vier vollen Dezennien sich aus einem Zustande tiefer verfallener Kulturstufe zu bewundernswerter zivilisatorischer Höhe emporzuschwingen.

Bushido, so heißt die Ritterlichkeit auf japanisch, ist ein Etwas, ein Begriff, der jedem, selbst dem unwissendsten Lastträger geläufig ist. Den Samurai und allen gebildeten Klassen ist der Begriff der „Ritterlichkeit" von frühster Jugend zueigen, er liegt ihm sozusagen im Blut; der gewöhnliche Mann, dem vielleicht der abstrakte Begriff schwer faßlich ist, überträgt ihn auf etwas, was jedem greifbar und nahe liegt, nämlich auf seine Voreltern und Ahnen, und unter diesen auf jene, welche sich durch besonders vorzüglichen Lebenswandel, durch anerkannte Verdienste hervorgetan haben. Sein heiliges Bestreben muß dahin gerichtet sein, diesen einesteils nachzustreben, anderenteils sich zum mindesten sein Lebenlang so aufzuführen, daß seine Ahnen auf ihn mit Befriedigung, womöglich mit Stolz herabsehen. In diesem Kult liegt eine gewaltige Triebfeder zur Ausübung höchstmöglicher Moral. Und dazu tritt noch, daß es als höchste ritterliche Tugend gilt, sich für das Vaterland zu opfern, und unter allen Ahnen stehen jene obenan, welchen es vergönnt war, für das Vaterland zu sterben. Daher auch jener Todesmut, jene Lebensverachtung, jene fanatische Sterbensfreudigkeit, durch welche die Japaner Siege zu erringen vermochten, die einzig in der Weltgeschichte dastehen.

In jedem Hause, und sei es das kleinste Hüttchen, finden sich zwei geweihte Plätze, und zwar die „Kamidana" (gottgeweihter Ort), der Shintoaltar, der aus einem hölzernen Brett besteht, auf dem die „Taima" oder „O-musa" (Opfergabe) steht, und der dem Andenken des ersten Kaiserlichen Ahnherrn Amaterasa O-Mikami (Gottheit des göttlichen Lichtes) geweiht ist; hier

sind Reis, Saké und Zweige des Sakakibaumes (Cleyera japonica), als Opfergaben, und Lampen aufgestellt. Im Shintohaushalt gibt es ein zweites geweihtes Brett, welches ausschließlich der Verehrung der Vorfahren des Hauses gewidmet ist. Auf diesem befinden sich die Gedächtnistäfelchen „Mitama Shiro" (Repräsentanten der Seelen) mit den Namen der Vorfahren, deren Alter, Todestag u. a. Auch auf diesem Brett findet man Opfergaben und Lampen. Im buddhistischen Haushalt tritt an Stelle des letzteren der „Butsudan" (Altar des Buddha), auf dem die Namen der verstorbenen Buddhisten verzeichnet sind. Die Täfelchen länger Verstorbener und minder Hervorragender sind in Kästchen aufbewahrt, und zwar soll da keiner fehlen, so daß selbst in den ärmlichsten Familien ein auf viele Jahrhunderte zurückführender Stammbaum auf Grund der Täfelchen aufgesetzt werden kann.

Dem Haupte der Familie und dem ältesten Sohne, wenn er erwachsen ist, liegt die Pflege des Kultes ob und der Aufrechterhaltung des Hausaltars, auf dem die Täfelchen der besonders zu verehrenden älteren Verstorbenen aufgestellt sind, neben den jüngst Verstorbenen. An Gedenktagen werden die Täfelchen der Betreffenden hervorgeholt und aufgestellt und ihrer auch besonders gedacht. Dereinst unter die besonders Verehrten gezählt zu werden, also ein gutes Leben mit Ehren verbracht oder für das Vaterland den Tod gefunden zu haben, das ist die höchste Ehre.

Bushido, Ritterlichkeit, galt ursprünglich nur als ein Attribut der vornehmsten Stände in Japan, der Samurai, die den Rittern unseres Mittelalters entsprachen. Als erste Pflichten des Samurai galten: Selbstbeherrschung, die Gleichmäßigkeit des Temperamentes unter den oft schwierigen Bedingungen in Krieg und Frieden, Besonnenheit und Geistesgegenwart in plötzlicher Gefahr, Seelenstärke in Zeiten von Widerwärtigkeit und Glückswechsel. Wie sehr diese durch viele Jahrhunderte sorgsam gepflegten Tugenden in alle Schichten des japanischen Volkes, in Fleisch und Blut der ganzen Nation übergegangen sind, das hat sich bei der jetzigen schweren Prüfungszeit der Japaner glänzend gezeigt.

Überall im ganzen Lande herrschte während des schweren und langen Krieges vollkommene Ruhe und Ordnung, wie im tiefsten Frieden; es gab keinerlei Aufregung, ein jeder und eine jede gingen ihren Pflichten, ihrem Berufe nach, ruhiger Ernst lag in den Zügen der Männer, ein immer verbindliches, anmutiges, diskretes, niemals kokettes oder herausforderndes Lächeln schwebte auf den Lippen der Frauen und Mädchen, gleichviel welchen Standes, welcher Art. Kummer, Sorge, Verzweiflung und Angst oder Freude und Stolz

wurden von keinem je zur Schau getragen. Und daß Herz und Gemüt gar mächtig davon erregt waren, das lag doch offenkundig zur Hand, denn der Japaner und die Japanerin haben genau so wie wir, die Wesen der Hochzivilisation, Herz, Seele und Gemüt von demselben Schöpfer zueigen erhalten, und, wie wir aus dem Gange der Ereignisse der letzten zwei Jahre gesehen, in nicht merklich geringerer Art und minderem Maße als wir Abendländer.

Selbst von den Feinden der Japaner ist es in unzweideutiger Weise rühmend anerkannt worden, daß die Japaner während und nach der Schlacht mit makelloser Ritterlichkeit und Humanität vorgegangen sind und sich dem besiegten Feinde, Verwundeten wie Gefangenen, gegenüber nicht nur korrekt, sondern nach Möglichkeit mild und menschlich erwiesen und gezeigt haben.

Das französische Bonmot — das aber gar nicht „bon" ist — über Japan und Japaner nämlich: „des hommes sans honneur, des femmes sans pudeur, des fleurs sans odeur", hat sich nicht bewährt! Daß die Japaner Männer ohne Ehre wären, ist durch den Krieg ad absurdum geführt, daß die Frauen in Japan ohne Scham sein sollen, werden diejenigen, darunter besonders auch europäische Damen, die die japanischen Frauen und Mädchen in ihrem Lande zu beobachten Gelegenheit hatten und die sich die Mühe gegeben haben, der Sache etwas auf den Grund zu gehen, die mit denselben verkehrt, sie bei ihren Volksfesten und bei japanischen Essen mit Geishas gesehen haben, wohl schwerlich bestätigen. Man darf nur nicht vergessen, daß der Begriff der Schamhaftigkeit bisher nicht nur nicht in bestimmten Grenzen festgelegt wurde, sondern sogar geradezu wechselnd ist. Schamlosigkeit allenfalls, als extremer Begriff, ist vielleicht festzustellen, aber es dürfte einem Fremden sehr schwer fallen, anstößige Schamlosigkeit bei Japanerinnen zu konstatieren. Bei ungebundenem Liebreiz, bei verlockender Anmut, bei harm- und zwangloser Zutraulichkeit wird die Japanerin sich nie vergessen, sich nicht leicht eine Schamlosigkeit in Wort oder Gebärde zuschulden kommen lassen. Wenn in Japan dermalen noch — aber jedenfalls nicht mehr lange, denn es schwindet diesbezüglich eines nach dem anderen schon jetzt — teilweise andere Sitten und Gebräuche in bezug auf eheliche Gemeinschaft — sogenannte legale Zeitehen — und intimen Umgang mit Frauen herrschen, so hat dies mit der Scham der Frau nichts gemein, denn das sind gesetzlich und sozial geregelte Verhältnisse und Zustände, keine subjektiven Unzukömmlichkeiten oder fehlerhafte individuelle Eigenschaften.

Aber halt, da zeigt sich doch so etwas wie Schamlosigkeit oder mindestens ein arger Mangel an weiblicher Scham, nach Ansicht streng prüder Frauen.

Zum Beispiel: Wir fahren bequem in unserer Rikscha sitzend am Ufer eines Flüßchens oder eines Teiches oder Sees entlang, und siehe da, im Wasser wimmelt es — genau wie in Java oder Indien — von Männlein, Weiblein und Kindlein. Da stehen nun auch Frauen und Mädchen bis an die Hüften im Wasser. Reinlichkeit, Waschen und Baden ist allen Japanern zur zweiten Natur geworden, und daher findet man an warmen Tagen zu jeder Tageszeit solche Gewässer voller Menschen. Richtig — quel horreur! — der Oberkörper der Frauen und Mädchen ist gänzlich entblößt und wird sorgfältig gereinigt, ohne daß die Betreffenden sich auch nur mit einem Blicke des Auges um diejenigen kümmern, die neben und außerhalb sich befinden mögen. Und da wieder sitzen am Rande des Wassers andere Mädchen und Frauen, die bereits wieder in ihren — durchaus keuschen — Kimono geschlüpft sind, und trocknen sich ganz ungeniert ihre Füße.

Wir Abendländer tun aber sehr unrecht darüber zu skandalisieren, und wenn wir deswegen den japanischen Frauen und Mädchen die Scham absprechen und dieselben kurzweg als „femmes sans pudeur“ hinstellen wollen, setzen wir uns einfach dem aus, daß ein Japaner uns gleiches mit gleichem vergilt. Wenn wir einen mit europäischen Sitten nicht vertrauten Japaner auf einen Ball an einem beliebigen europäischen Hof, oder in irgend einen vornehmen festlichen Kreis versetzen, wird er unfehlbar über die bis zur gewagtesten Grenze gehende Dekolletierung der Reize unserer Frauen sein höchstes Befremden ausdrücken, und wenn er dann sehen wird, wie die Herren, ohne auf ein Widerstreben zu stoßen, den Arm vertraulich um die Taille der schulterentblößten Dame legen, um sie im Tanze zu drehen, wird er aus Höflichkeit vielleicht nichts sagen, sicher aber sich denken: „solches täten unsere Mädchen und Frauen nicht“. Führen wir aber unsern Japaner gar noch in ein Ballett, dann wird er Gelegenheit gehabt haben, viel gründlichere Studien über Bein und Fuß europäischer Frauen zu machen, als wir, wenn wir in Japan da und dort die ihre Füße abtrocknenden naiven kleinen Japanerinnen zufällig — nicht etwa bei öffentlichen Schaustellungen im Theater — zu beobachten Anlaß fanden.

Oder ist Schamhaftigkeit und Frauenwürde vielleicht in Japan mit einem anderen Maße zu messen als in Europa? Hat vielleicht doch der Junker Alexander recht, wenn er behauptet: „Ja, Bauer, das ist ganz was anders, wenn meine Kuh das gleiche tut, was deine tat.“

Wenn wir Europäer ein so herbes und verdammendes Urteil über Sitten und Frauen eines fremden Landes fällen wollen, sollten wir doch

vorher fürsorglich Umschau halten, ob nicht im eigenen Hause bedenkliche Analogien zu finden sind, denn dadurch, daß der Rahmen des Bildes ein anderer ist — dort Straße und Fluß, hier Festsaal und Theaterbühne — dadurch wird das Bild selbst kein anderes, und die jeweilige Sitte eines Landes, die unausgesetztem Wechsel unterliegt, kann nicht bestimmend dafür gelten, ob etwas als Tugend oder Untugend anzusprechen ist.

Man sagt, dem Reinen ist alles rein, und es ist auch wahrlich kein Anlaß weder in dem einen noch in dem anderen etwas Unreines, Anstößiges zu finden, wenn aber schon das eine shocking gefunden werden soll, so ist es das andere, bei uns, nicht minder!

Also die japanische femme sans pudeur lassen wir auch nicht gelten. Bleiben nur die armen Blumen, denen wir freilich keinen Duft zuerkennen oder einhauchen können, die aber dafür so entzückend farbenschön sind, daß sie dem Lande einen einzig gearteten Reiz verleihen, hauptsächlich wohl auch mit dadurch, daß besondere Gattungen in so ungeheurer Menge gezüchtet und gepflegt werden, daß zur Blütezeit das ganze kultivierte Hauptland Honshu ein einziger Blütengarten zu sein scheint; so ist es zur Zeit der Kirschblüte im April, der Chrysanthemen im Herbst und auch in minderem Maße der Iris und Glycinien.

Bezüglich der Kirschblüte, die über allen anderen steht und auch Anlaß zu Volks- und Hoffesten gibt, sei hier vorweg erwähnt, daß von den gehegten und gepflegten vielen Millionen Kirschbäumen auch nicht ein einziger eine reife Kirsche erzeugt, die Bäume blühen in einer Pracht, wie solche bei uns nicht zu finden ist, besonders die mit doppelter gefüllter Blüte; dann setzen sie Frucht an, die aber am Stamme verkümmert und schließlich vertrocknet abfällt.

Die Stellung der japanischen Frau ist heutzutage noch bei weitem nicht eine solche wie bei uns im Okzident, aber eine viel menschenwürdigere, angesehenere als bei den Indern, Malaien und unseren europäischen Orientalen, den Mohammedanern. In den oberen Gesellschaftskreisen und besonders bei Hofe werden aber schon jetzt den japanischen Frauen nahezu alle Rechte eingeräumt, die unsere Frauen sich errungen haben. Im Volke ist dies noch nicht so weit gediehen, jedoch es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß innerhalb weniger Jahrzehnte die japanische Frau sich ungefähr auf demselben Standpunkte befinden wird, wie die Frau aus dem Volke in Europa. Es ist eine in Europa verbreitete, durch falsche Beschreibungen hervorgerufene, gänzlich irrtümliche Anschauung, die japanischen Frauen kurzweg mit „Geishas"

zu identifizieren, in jeder Japanerin eine Geisha zu sehen. Die Geisha — die übrigens viel besser und sehr viel anders ist, als ihr Ruf im Auslande — ist ein Typ, eine spezielle Art unter den Frauen. Die Samuraifrau ist ganz wesentlich anderer Art, und auch die Frauen aus dem Volke, die ihren recht schweren Berufspflichten sehr gewissenhaft nachkommen, sind von den Geishas, die eine strenge Schule von früher Kindheit an durchzumachen haben, zu unterscheiden. Die Japanerin ist nichts weniger als eine stumpfsinnige Orientalin, eine türkische Odaliske, sondern ganz im Gegenteil unter allen Orientalinnen die begabteste, gemütvollste, bildungsfähigste; sie zeichnet sich durch großen Fleiß aus und ist mit einer nicht geahnten körperlichen Stärke und Gewandtheit ausgestattet, was man beobachten kann, wenn die großen Dampfer ihre Kohlenbunker in einem japanischen Hafen füllen, wo die schweren Kohlenkörbe von Frauen in langer Kette förmlich fliegend an Bord hinauf gehoben werden. Dabei sind die Japanerinnen unendlich geschickt in feinster Handarbeit. Viele von den herrlichen Gold- und Seidenstickereien, die Seidengewebe selbst, ebenso viele kunstvolle Cloisonnégegenstände und anderes mehr verdanken wir ihren kunstfertigen Händen. Fast alle diese kunstreichen Arbeiten sind bei uns nie und nimmer in gleicher Vollkommenheit, in gleich kunstverständiger Ausführung, in gleicher Harmonie der Farben herzustellen, weil hier vielhundertjährige Ausübung zugrunde liegt, derart, daß ein und dieselbe Art Kunstgegenstände in einer Familie seit oft undenklichen Zeiten hergestellt wurde. Da ist erbliche Anlage vorhanden, und wenn man einem jungen, kaum zwölf- bis dreizehnjährigen kleinen niedlichen Wesen zusieht, wie es die kunstvollsten Gebilde in Cloisonné hervorzaubert, eine Blume, einen Stern oder sonst etwas formt, ohne eine Zeichnung oder Vorbild zu benutzen und höchstens eine frische Blume zur Nachbildung als Muster vor sich hat, und dann das fertige Ganze oder ein anderes so entstandenes kleines Wunderwerk betrachtet, dann muß man erkennen, daß hier etwas mitwirkte, was sich nicht in einer Lebensdauer erringen und aneignen läßt.

Geishagruppe.

So viel — vielleicht war es schon zu viel für

den Rahmen dieser Schrift — über das Volk. Jetzt nur wenige Worte über das Land und den Staat.

Wie der Staat Japan, dessen Geschichte bis auf dritthalbtausend Jahre zurückgeführt wird, entstanden, wie und woher das Inselland bevölkert wurde (ursprünglich und zumeist nicht aus China, sondern aus dem nordöstlichen asiatischen Festlande) steht in jedem Konversationslexikon und Geschichtsbuche und kann hier keinen Platz finden. Zu konstatieren ist hier nur, daß Japan bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts ein fest abgeschlossenes, Fremden unzugängliches Land war, daß auch nachher noch der Zutritt auf wenige Punkte und wenig Zugelassene beschränkt blieb, daß bis zum Jahre 1867 den Japanern das Verlassen des Landes ohne ausdrückliche, selten erteilte Bewilligung bei Todesstrafe verboten war. Bis zu genannter Zeitperiode wurde der streng absolutistisch-feudal organisierte Staat von einem Mikado, dem halbgöttliche Abstammung zugeschrieben war, durch Jahrhunderte hindurch regiert, jedoch nur dem Namen nach, denn der wirkliche Regent war der Shogun, ein Fürst des Reiches. Die Daimios waren die Lehnsherren und ziemlich schrankenlosen Beherrscher der verschiedenen Koke (Ländereien, Provinzen) und einem von ihnen wurde unter dem Titel Shogun (Sgogun) die Oberherrschaft, die Regierung, mit welcher die eigentliche Staatsgewalt verbunden war, übertragen. In seiner Hand vereinigte sich die Macht, er hatte die Reichsfinanzen, die von den übrigen Daimios aus ihren Provinzen zuflossen, zu verwalten, und teilte davon dem Mikado, also dem geistlichen, geheiligten Schattenherrscher den bestimmten Anteil oder richtiger so viel zu, als er es für nötig hielt. Die natürliche Folge davon war, daß jeder Daimio bestrebt war, die Herrschaft und Macht an sich zu reißen, wodurch furchtbare Befehdungen und Kämpfe innerhalb des Reiches selbst erstanden.

Nächst den Daimios, den Großen des Reiches, standen die Samurai, die Ritter, dann folgten die übrigen Stände, als letzter die Händler.

Noch im Jahre 1863 bestand sohin für jeden Japaner das strenge Verbot, sein Vaterland zu verlassen, sei es auch nur vorübergehend, behufs Bereisung anderer Länder. In genanntem Jahre entwich heimlich der junge Marquis Hirobumi Ito, der spätere japanische Bismarck, nach Shanghai, gelangte von dort nach Europa und lernte europäische Kultur und moderne Zivilisation kennen. Infolge seiner hohen Verbindungen in seinem Vaterlande gelang es ihm nach einigen Jahren straflos heimzukehren und nun Propaganda für die neuen aufgeklärten Ideen zu machen. Im Jahre 1867 wurde die Welt durch die Nachricht überrascht, daß anläßlich des Thronwechsels der neue

junge fünfzehnjährige Mikado Mutsuhito seinen Mitregenten, den Shogun, gewaltsam beseitigt, die Herrschaft und Macht an sich gerissen und gleichzeitig Tor und Tür seines Kaiserreiches der Außenwelt geöffnet habe. An seiner Seite stand Marquis Ito, im Verein mit dem der junge tatkräftige Kaiser die Regeneration seines Reiches in die Hand nahm. Beide, der aufgeklärte energische Kaiser und sein hochbegabter erster und vornehmster Ratgeber stehen noch heute (1905) — man schreibt in Japan das 38. Jahr der Meiji-Ära — an der Spitze des Reiches; denn wenn auch Marquis Ito in Anbetracht seines Alters nicht mehr im aktiven Staatsdienste steht, geht doch keine Staatsaktion von größerer Bedeutung vor sich, ohne daß seine Stimme gehörte würde, und mit besonders heiklen hochwichtigen Missionen wird Marquis Ito auch heute noch betraut.

Anfangs hielt man dieses unvermittelte Einspringen eines gänzlich veralteten, durch und durch feudalen, völlig abgeschlossenen Staatswesens in die Arena der modernen Kulturstaaten für ein ganz aussichtsloses, verfehltes Unternehmen, wodurch das Reich in die furchtbarsten Kalamitäten gestürzt werden müsse.

Das hat sich nun ganz und gar nicht bewahrheitet. Es ist mit einer Umsicht, Voraussicht, Tatkraft und Ruhe in Japan gearbeitet worden, die ihresgleichen in der Weltgeschichte nicht findet. Japan besitzt heute alle modernen Errungenschaften bezüglich der Staatseinrichtungen, die die modernen Kulturstaaten sich in jahrhundertelangem Ringen erst zu erwerben vermochten und die manche von den sogenannten Kulturstaaten Europas bis heutigen Tages noch nicht sich völlig zu eigen zu machen verstanden haben. Siehe Rußland, Türkei und vielleicht auch andere mehr.

Wir finden in Japan in dieser Hinsicht nahezu alles, was wir bei uns haben: da gibt es ein Zwei-Kammer-Parlament, Ministerien, Gerichtshöfe und obersten Gerichtshof, Universitäten, Handels- und Gewerbekammer, Handels-, Kriegs-, Marine-Akademien, Gewerbeschulen, Staatsschulen in jedem kleinen Ort, und sonst noch was nötig ist, die große Staatsmaschine in geregeltem Gang zu erhalten und das Volk zu Bildung und Aufklärung zu führen. Und wie dies alles tadellos funktionierte, das konnte derjenige beurteilen und bewundern, der während der großen schweren Prüfungszeit, während des Krieges mit dem Riesenreiche, in Japan weilte.

Wie musterhaft sich das Volk benommen, wie glatt und anstandslos der ganze Verkehr sich abwickelte, das kann nicht genug von denen anerkannt und hervorgehoben werden, welche zu jenen Zeiten das schöne Land bereisten.

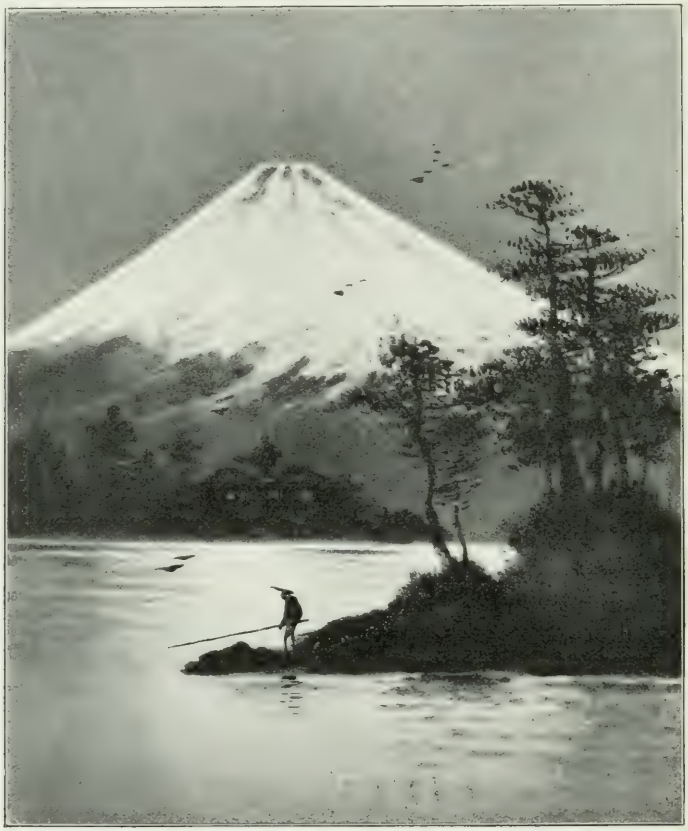
Was das Volk, seine Armeen und seine Führer zu Wasser und zu Lande geleistet, und wie sie es vollbracht, gehört der Weltgeschichte an, darüber ist hier kein Wort zu verlieren.

Wie die weitere Entwicklung sich gestaltet, was die Folgen sein werden, wie die Rückwirkungen der zutage getretenen Kraft und Macht sich auf Volk und Regierung äußern werden, das vermag kein Mensch vorher zu sagen. Schon einmal haben die Japaner die Welt überrascht, vielleicht jetzt nochmals; klug, berechnend, erwägend sind die Japaner und verfügen über große Selbstbeherrschung und Stoizismus; vielleicht verstehen sie es auch fürderhin, maßvoll zu sein, ihre Macht nicht zu überschätzen, sich mit der glücklich errungenen Stellung, der einwandfreien Vormachtstellung in Ostasien zu begnügen und nicht eine Alleinherrschaft anzustreben, die ihnen voraussichtlich durch vereinte Gegner streitig gemacht werden dürfte. Die Mäßigung, welche die Japaner beim Friedensschluß später bekundet haben, spricht dafür, daß dieselben auch fürderhin maßvoll sich zeigen werden.

Die japanischen Inseln liegen zwischen dem 30. und 45. Grade nördlicher Breite, also genau in der Zone des Mittelländischen Meeres. Nur die Kolonie Formosa liegt an der Tropengrenze. Tokio, Yokohama, Kobe sind ungefähr auf der Höhe von Sizilien, aber das Klima ist wesentlich anders; infolge außerordentlich trockener Winde im Winter ist dieses in Japan rauher und kälter und, veranlaßt durch den sehr nassen Südwestmonsun, ist der Sommer zeitweise sehr drückend, tropisch-feuchtheiß. Diesen äußerst starken Niederschlägen im Sommer verdankt Japan freilich seine üppige Vegetation. Ganz vortrefflich gedeiht Reis, und zwar in solcher Primaqualität, daß der größte Teil dieser Frucht nach China exportiert wird und dafür importiert Japan von den geringeren Qualitäten für die Ernährung des Volkes, das fast ausschließlich von Reis und Fischen, die es in Übermenge besonders in der Inlandsee gibt, lebt. Außerdem gedeihen vortrefflich Tee, Getreide, auch Baumwolle und Zuckerrohr, und sehr gut der Maulbeerbaum, daher die starke Seidenproduktion. Ebenso findet man überall in großen Mengen den überaus nützlichen Bambus, der den Ersatz für Holz bietet; denn geschlossene Forsten, ausgedehnte Waldungen finden sich nur in den nördlichen Inseln. Auf der Hauptinsel Honshu (fälschlich meist Nippon genannt) sind geschlossene hochstämmige Forsten selten, die Berge und Hügelrücken sind vielfach gänzlich von Wald entblößt.

Die Beschaffenheit aller an Zahl 600 weit überschreitenden japanischen Inselländer ist vulkanisches Gebirge, das sich nicht gar hoch über das Meeresniveau erhebt. Die höchste Erhebung auf der Hauptinsel Honshu finden wir

im „Heiligen Berge", dem Fuji-yama, der bis 3792 Meter (die Höhe des Groß-Glockner) aufsteigt. Dieser von den Japanern verehrte und besonders geliebte, wirklich schöne Berggipfel erhebt sein stolzes Haupt an der Südküste von Honshu, westlich unweit von Yokohama und südwestlich von Tokio. Er ist das vollendete Gegenstück zum Ätna (3313 Meter) auf Sizilien. Er überragt turmhoch, wie man zu sagen pflegt, alle anderen Bergkuppen des



Fuji-yama.

Inselandes, ist gleich dem Ätna ein Riesenvulkan, jedoch kalt und außer Tätigkeit; er formt sich wie der Ätna zu einem regelrechten, mächtigen Kraterkegel auf, oben etwas mehr abgeplattet als jener, aber gleich ihm im Winter mit einem riesigen, tief hinab reichenden, blendend weißen Schneetalar bedeckt, der auch die Ursache ist, daß man den Berg vor Juli kaum ersteigen kann, weil man auf ihm tagsüber fast stets weiche Schneeverhältnisse vorfindet,

durch welche der Aufstieg sehr anstrengend sich gestaltet, so daß man ohne Biwak nicht leicht die Ersteigung ausführen kann. Für Skiläufer wäre der Fuji-yama ein herrlicher Tummelplatz. Im Sommer wird er oft erstiegen und sind dann auch Schutzhütten an seiner Flanke errichtet, in denen man entsprechendes Nachtlager findet.

Überaus großartig und malerisch ist der Anblick dieses herrlichen Berges, sowohl vom Meere als auch vom Inlande aus. Der Fuji-yama (spr. Fudschi) ist der einzige Schneeberg auf Honshu. Der Südabfall desselben senkt sich bis zur Suruga Wan, einer Bucht des Großen oder Stillen Ozeans hinab, und an seinem Südostfluß ist der pittoreske kleine Hakonesee eingebettet.

Viehzucht findet sich infolge der klimatischen Absonderheiten fast gar nicht vor. Rindviehzucht, Schweinezucht nur ganz vereinzelt, Schafzucht gar nicht, Pferdezucht auch nur in geringem Maße in den nördlichen Provinzen. Der Japaner ist kein Reiter, aber ein geborener Schiffer und Fischer. Da er bei seiner außerordentlichen Mäßigkeit eigentlich nur Fisch und Reis zur Ernährung benötigt, die er in seinem Reiche in vollem Maße findet, so ist Japan ziemlich unabhängig vom Auslande in bezug auf Volksernährung.

Die Getränke beschränken sich in der Hauptsache auf Saké — ein Destillationsprodukt aus Reis, mehr dem Wein als Spirituosen ähnlich — und Tee, der aber dem chinesischen und javanischen wesentlich nachsteht. Trunksucht ist in Japan sehr selten anzutreffen, wir sind tatsächlich keinem betrunkenen oder angetrunkenen Japaner begegnet. Wein gedeiht in ganz Japan nicht.

Von Kobe-Hiogo aus sind die meisten Truppentransportschiffe nach Korea und der Mandschurei abgegangen, infolgedessen daselbst ein wirkliches Heerlager errichtet war, in welchem Truppen unausgesetzt mit der Bahn eintrafen und auf den zahlreichen Transportdampfern eingeschifft wurden.

Was man da an Truppen sah, machte, ebenso wie jene Bataillone und Regimenter, welche wir weiterhin noch in großer Zahl im Lande in der Formation begriffen sahen, einen ausgezeichneten Eindruck. Die Uniformierung schien tadellos, die Infanterie glich, mit Ausnahme der Kopfbedeckung, der der deutschen Armee. Sind ja doch deutsche Offiziere die Lehrmeister und der deutsche General Meckel der Organisator der japanischen Armee gewesen. Die Kavallerie war ganz nach Muster der österreichisch-ungarischen Husaren equipiert und bewaffnet. Der Anblick dieser vor die Front abrückenden Truppen war erhebend für ein Soldatenherz, Ruhe, würdiger Ernst, gepaart mit soldatischer Frische und Frohsinn, Ordnung und musterhafte Disziplin, die sich in jeder Truppenabteilung zeigten, gaben beredtes

Zeugnis für die Tüchtigkeit und kriegerische Fähigkeit dieser zu so ernster Arbeit hinausziehenden Armee. Die heroische Tapferkeit freilich war nicht zu sehen, aber wie glanzvoll hat sich diese im Laufe dieses mörderischen Krieges gezeigt.*)

Kobe—Yokohama—Tokio.

Der Gesamteindruck einer japanischen Stadt, also in diesem Falle Kobe-Hiogo, ist wohl etwas minder frappierend als der einer chinesischen Stadt. Die japanische Stadt entbehrt einiger Reize — darunter allerdings auch solche unangenehmer Art —, die die Chinesenstadt zeigt, so z. B. die bunten, langen, vom oberen Stockwerke herabhängenden Firmatafeln oder richtiger Firmafahnen, die den Eindruck einer festlich dekorierten Straße machen, ferner ist das Haus des Chinesen und meist auch das der Inder und Malaien gegen die Straße offen, so daß man Werkstatt, oft selbst Wohnraum frei sehen kann, während das niedere, höchstens einhalbstockhohe japanische Häuschen durch Holzgitter oder mittels Papierscheiben gegen die Straße abgeschlossen ist. Glasscheiben gibt es oder gab es bis vor kurzem keine in ganz Japan, da die Glasindustrie in Japan unbekannt war und auch heute noch alle Glaswaren importiert werden müssen. Selbst die kaiserlichen Paläste weisen Papierscheiben auf, die jährlich mit großen Kosten erneuert werden. Allerdings ist das japanische Papier ein unvergleichlich vollkommeneres Erzeugnis — durchaus geschöpftes Fabrikat — als unser modernes Holzstofffaserpapier. Einen eminenten Vorzug bietet aber die japanische Stadt gegenüber den anderen ostasiatischen Städten, mit Ausnahme der in holländischen Kolonien, und das ist die hoch über jenen stehende musterhafte Reinlichkeit und Nettigkeit.

Infolge des regnerischen Tages war es empfindlich kühl, ja fast kalt, trotzdem wir den 28. März schrieben. Abends waren wir abermals wohlbehalten in unserer reizenden Kabine auf der „Hamburg", wo wir uns bei einer Temperatur von 14° C wieder erwärmten.

Als wir darauffolgenden Tages gegen neun Uhr an Deck kamen, hatte unsere brave „Hamburg" schon drei Stunden fleißig gearbeitet; sie hatte den Izumi Nada, die Bucht von Osaka, schon durchfurcht, hatte die enge, durch kleine vorgelagerte Inseln eingeengte Meeresstraße zwischen der großen Insel Awaji im Westen und der nach Süden vorspringenden Halbinsel der Haupt-

*) Siehe auch: „Der russisch-japanische Krieg und der Weltfrieden" von Julius Meurer. 2. Aufl. Verlag von Gebauer-Schwetschke in Halle a. S.

insel Honshu passiert, auch den Kiikanal oder richtiger Linschoten-Meerstraße durchmessen und das große Wasser, den Pacific, die herrlichen blauen Fluten des Großen oder Stillen Ozeans, unter ihren Kiel genommen.

So durchschnitten wir denn zum ersten Male die mächtig sich hebenden, zu weißen Gischtkämmen sich türmenden Wogen des größten Ozeans unserer Erde. Vor uns im blendenden, glänzenden Sonnenscheine das gewaltige, ewig lebendige Meer, blau wie das Himmelszelt, das sich in ewiger Unbeweglichkeit, in unermeßlichem Bogen über dem unabsehbaren Wasserspiegel wölbt. Über uns, neben uns, unter uns Wasser und Luft und außer dem Sonnenkörper in unausdenkbaren Fernen droben nur die paar gebrechlichen Schiffsplanken, auf denen unser Fuß haftete.

Harmlos ist es fürwahr nimmer, dieses größte Wasserbecken unseres Planeten, und „still" haben wir es auch später bei achtzehntägiger Durchquerung nie gesehen! Aber großartig und gewaltig ist es und seine Dünung, selbst bei „stiller" See, übertrifft die aller seiner Trabanten um ein Erhebliches. Aber heute galt unsere Fahrt ja noch nicht dem Ozean als solchen, wir lenkten bald der im Norden winkenden japanischen Küste wieder zu.

Unsere Fahrt mit Kurs nach Nordosten führte zeitweilig entlang der bergigen Südküste des Hauptinsellandes Honshu und bot infolgedessen ungemein viel Anregendes und Anziehendes.

Am nächstfolgenden Tage (30. März) früh gegen sieben Uhr waren wir in der Außenreede von Yokohama angelangt und steuerten langsam dem Hafen zu. Hier erschienen alsbald die verschiedenen Behörden des Hafenamtes, die sanitären Kommissionen und dergleichen, und nachdem dieselben in kulantester, höflichster und zuvorkommendster Weise ihres Amtes gewaltet hatten, bekamen wir die libera pratica.

Möchten doch Nationen, die sich zu den Kulturträgern zählen, sich ein Beispiel daran nehmen, wie man zivilisierten Reisenden, die ein Land besuchen wollen, als zivilisierte Nation entgegentreten soll! Wir waren hier im Begriffe, festen Fuß in einem Lande zu fassen, das in einen schweren Krieg verwickelt war und wohl berechtigt gewesen wäre, besondere Maßregeln wegen möglicher Spionage zu verhängen. Nichts von alledem — überall tadellos höfliches Entgegenkommen und prompte, schnellste Abfertigung. Unsere Koffer wurden sofort ins Zollhaus gebracht und konnten auch unverzüglich von einem Hotelbediensteten abgeholt werden. Wir hatten vergessen, diesem die Kofferschlüssel zu geben, und trotzdem langte unser Gepäck im Hotel an, als wir kaum unsere Zimmer angewiesen erhalten hatten. Die kulanten

Japaner hatten über das Versehen der nicht mitgesandten Schlüssel hinweggesehen und die Koffer freigegeben. Welch ein Abstand gegen die Behandlung — Mißhandlung möchte man sagen — jenseit des Stillen Ozeans, drüben in der „freien" zivilisierten Republik der Vereinigten Staaten.

Jetzt ein herzliches Abschiednehmen von den liebenswürdigen Reisegenossen, dem scharmanten Kapitän Burmeister und seinen Offizieren, ein letzter Blick der schmucken „Hamburg", auf der wir so tadellos und so in jeder Beziehung, ganz besonders aber bezüglich Kost und Verpflegung, exquisit aufgehoben gewesen waren und dann per Rikscha ins nahe, prächtige, neue Oriental-Palace-Hotel.

Das ganz neue, vollständig modern europäisch eingerichtete und geführte Oriental-Hotel am Blunt, mit einer Fassade gegen die Tokiobucht und Hafen, mit herrlicher Aussicht, ist dermalen das anerkannt beste Hotel in Yokohama; es führt auch die beste Küche. Nächst diesem folgt das ältere Grand-Hotel.

Yokohama hat nahezu 200000 Einwohner. Gleich am ersten Tage begleiteten uns hier angesessene deutsche und österreichische Landsleute, an die wir empfohlen waren, darunter der deutsche Konsul Herr Haynemann, ein Hamburger, in verschiedene Warenlager, zu Händlern, zu Gewerbetreibenden und zu Verfertigern von Kunstgegenständen, sogenannte Kurioswarenverkäufer, um zuvörderst einen Überblick zu bekommen, was in Japan besonders Bemerkenswertes gefertigt wird, und um uns so gut wie möglich aufmerksam zu machen, welcher Art die wirklich guten, wertvolleren Objekte sind und woran die gute und echte Ware, besonders die Antiquitäten, zu erkennen sind. Obgleich Käufe an diesem Tage gar nicht beabsichtigt waren und dies auch gleich gesagt wurde, zeigten doch ausnahmlos alle Verkäufer mit größter Bereitwilligkeit alles, was wir zu sehen wünschten, und auch nicht einer machte ein verdrießliches, unfreundliches Gesicht, wenn wir ohne jeden Kauf das Lokal verließen, ja selbst dann nicht, wenn wir wiederholt kamen, eines oder das andere nochmals zu besichtigen. Wir haben später dann verschiedenes auch hier in Yokohama gekauft und so diese Händler für die Mühe, die sie sich gaben, uns ihre schönen Artikel zu zeigen, entschädigt.

Im voraus sei gleich hier bemerkt, daß man nirgends so reichhaltige Auswahl in verschiedenen Artikeln findet wie hier in Japan, daß man geradezu entzückend schöne und wertvolle Handarbeitsgegenstände und Kunstobjekte, neue und alte — die letzteren freilich mit großer Vorsicht, denn es ist mit dem „Antiken" schon arg aufgeräumt — kaufen kann und daß alle diese Sachen, d. h. die Primaqualitätsobjekte, sehr preiswürdig sind,

wenigstens nach europäischem Maßstabe. Es ist richtig, daß wir — und dies sagten uns unsere liebenswürdigen Landsleute in Yokohama schon — um mindestens 25—30 Prozent billiger kauften als in anderen Jahren. Als der Krieg ziemlich unerwartet ausbrach, Anfang Februar, hatten die Händler ihre Lager gefüllt und assortiert, weil der Anfang der Fremdensaison beginnen sollte, und nun kamen wohl Leute mit den Dampfern, aber nur entweder solche, die ganz andere Dinge als Einkäufe, nämlich den Krieg, im Kopfe hatten, oder solche, die Japan nur berührten, um ehebaldigst mit dem nächsten Dampfer nach Amerika hinüber zu fahren. Daß infolgedessen die wenigen, die kamen und kauften, auch billig und gut kauften, liegt auf der Hand.

Aber ganz abgesehen davon, und wenn wir auch 30 Prozent auf den gezahlten Preis zurechnen wollten, wären selbst dann die erstandenen Gegenstände noch immer preiswürdig. Schön, kunstvoll, geschmackvoll und gefällig sind sie durchaus und in vollstem Maße, und wer seine Reise bis Japan ausdehnt, der sollte in den früher berührten Ländern nicht allzuviel sich zulegen und sich für Japan die Haupteinkäufe vorbehalten. Die Artikel, die besonders hervorragend in Japan sind, wären: Bronzen, Cloisonnéartikel, Satsumaporzellan, Elfenbeinschnitzereien, Lackgegenstände, besonders Goldlack, Seidenstickereien, Damaszener Goldschatullen, eingelegte Waffen und dergleichen. Dagegen sind die Gold- und Silberstickereien auf Samt und Seide besser in China und in Indien, die Holzarbeiten und Kunstmöbel (aus Blackwood) viel dauerhafter in China, und ebenso die getriebenen Silberarbeiten schöner und gediegener in China und auch in Indien zu finden. Teppiche findet man in nirgends übertroffener Qualität und dauerhafter Farbe (Indigo und Pflanzenfaser) nur in Nordindien. Alle anderen asiatischen Produkte und Kunsterzeugnisse der Handarbeit dagegen sind in Japan am vollkommensten und elegantesten, und bezüglich Farbenzusammenstellung sowie gefälliger Form unerreicht.

Am nächsten Tage besuchten wir abermals, diesmal mit unserem von Tokio gekommenen Führer Iguchi — dessen vorzügliche Eigenschaften bereits am Schlusse des vorigen Abschnittes (S. 270) hervorgehoben wurden — verschiedene Kaufläden und Ateliers, besichtigten Yokohama, dessen Umgebungen, die wir später noch näher kennen lernen werden, ganz reizend sind, während die Stadt selbst nichts besonderes bietet. Yokohama ist eine sehr ansehnliche Handels- und Hafenstadt mit ganz bedeutendem Seeverkehr; denn nicht nur die sämtlichen Schiffslinien über den Pacific haben hier entweder ihren Ausgangs- und Endpunkt oder legen zum mindesten hier an, sondern auch die vielen

verschiedenen Dampferlinien Ostasiens verkehren bis hierher. Außerdem ist Yokohama auch der Hafenplatz der großen Passagier- und Frachtdampfer mit ansehnlicherem Tiefgang für die Reichshauptstadt Tokio, weil die Tokiobucht, an welcher nebenbei bemerkt auch Yokohama liegt, aufwärts in dem äußersten nördlichen Winkel, wo Tokio liegt, nicht genügend tiefes Fahrwasser aufweist.

Der Blunt ist die schöne Hafenstraße, während der Bluff mit dem Fremdenviertel und Villen mit reizenden Gärten auf dem Hügelrücken gelegen ist, von dem sich ein entzückender Blick auf Bucht, Hafen und Stadt erschließt.

Mittags verließen wir Yokohama. Auf der reizenden einstündigen Eisenbahnfahrt längs der Küste der Bai nach Tokio sahen wir schon die

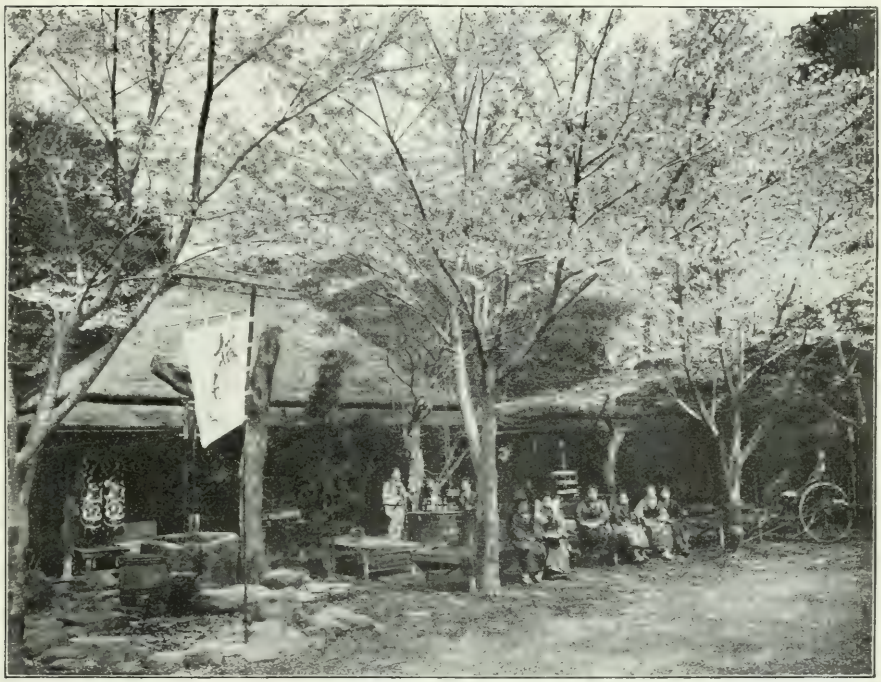
Straße in Tokio.

ersten Anfänge der berühmten japanischen Kirschblüte. Zuerst entfalten sich die einfachen Kirschblüten, etwas später erblühen dann die Bäumchen und Bäume mit den schöneren vollen, doppelten Blüten. Es gibt da, wie bei unseren Nelken, einfache und gefüllte oder doppelte Blüten.

In Tokio stiegen wir infolge einer Empfehlung an den Hoteldirektor, einen Schweizer, im Metropole-Palace-Hotel (im Tsukijiviertel) ab, wo wir auch recht gut aufgehoben waren. Die Lage ist ziemlich entfernt vom Verkehrszentrum, das nächst dem kaiserlichen Palast und dem europäi-

schen Viertel zu suchen ist, aber landschaftlich recht hübsch. Das Hotel liegt unmittelbar an der Bucht und dem Handelshafen, am Ausflusse des breiten Sumida Gawa, von dem und der Bucht aus zahlreiche Kanäle durch die ganze, ein riesiges Terrain deckende Stadt gezogen sind. In den Stunden der Flut — denn zur Zeit der Ebbe deckt nur eine seichte Wasserrinne den Grund der während der Flut vollgefüllten Kanäle — entwickelt sich auf den Kanälen ein äußerst reges Schifferleben.

Tokio, die kaiserliche Residenz- und Hauptstadt des Reiches, wird mit

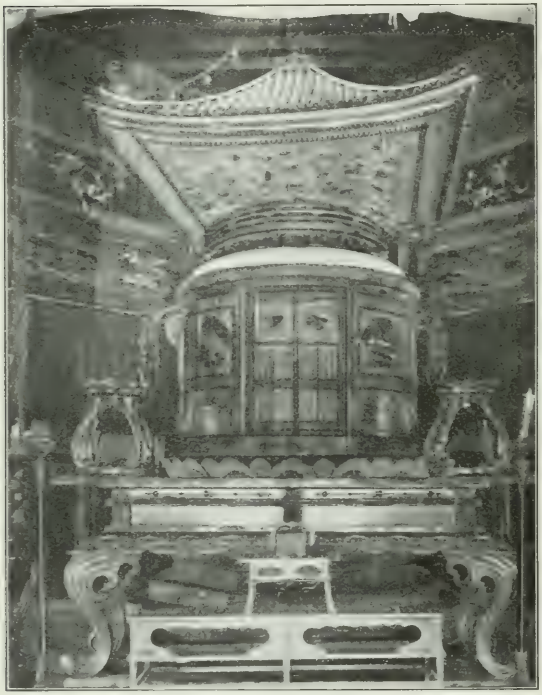


Teehaus im Ueno-Park in Tokio.

nahezu anderthalb Millionen Einwohnern angegeben, und da alle Wohnhäuser, wie schon erwähnt, nur für je eine Familie bestimmt, daher ganz niedrig sind, so ist das bebaute Areal ein enormes und soll im Flächenraum London mit 6½ Millionen Einwohnern nahezu gleichkommen, was aber doch wohl zu hoch gegriffen sein dürfte. Jedenfalls aber ist Tokio eine ungeheuer ausgedehnte Stadt, in der man auf Rikshas, von zwei kräftigen Japanern gezogen und geschoben, stundenlang in einer geraden Richtung fahrend, kaum bis zur äußersten Peripherie gelangt. Es gibt hier übrigens elektrische Trambahnen

durch die ganze Stadt verzweigt, dieselben sind jedoch stets derartig besetzt, daß sie von den vornehmeren Japanern und Fremden nicht benutzt werden, diese fahren fast ausnahmlos mit Rikscha, deren es wohl Tausende geben mag. Einigen, aber wenigen Equipagen begegnet man dann und wann auch, man kann auch Mietwagen bestellen, aber Pferde gibt es in Japan verhältnismäßig nur wenig.

Wenngleich Tokio als Stadt in der Hauptsache einförmig und wenig reizvoll zu nennen ist, so sind das kräftig pulsierende Leben, die bis in die Nacht hinein rege Bewegung, der große, nie rastende Verkehr doch recht anziehend und bieten uns Okzidentalen reichlich Stoff zu interessanten Beobachtungen und eine Fülle von Anregungen angenehmer Art. Dazu tragen die japanischen Frauen, Mädchen und Kinder viel bei. Diese niedlichen Wesen, die jederzeit, ob früh oder spät abends, nett und sauber gekleidet sind, die in ihren bunten, vielfach sehr schönen, auch wohl schwer seidenen Kimonos auf ihren Holzpantoffeln so kindlich harmlos dahertrippeln, die mit ihren ewig freundlichen und treuherzig blickenden großen dunklen Augen den Fremden voll, ohne jede Scheu, aber auch ohne jede indiskrete Koketterie ins Auge sehen, diese allerliebsten kleinen, graziösen, erwachsenen Kindergestalten, die ihr rabenschwarzes, reiches Haar stets in tadelloser, überraschend kunstvoller Frisur aufgesteckt haben, tragen wahrlich nicht zum wenigsten dazu bei, das Bild japanischen Lebens in den Städten und auf der Straße zu einem sympathischen, anheimelnden zu gestalten.

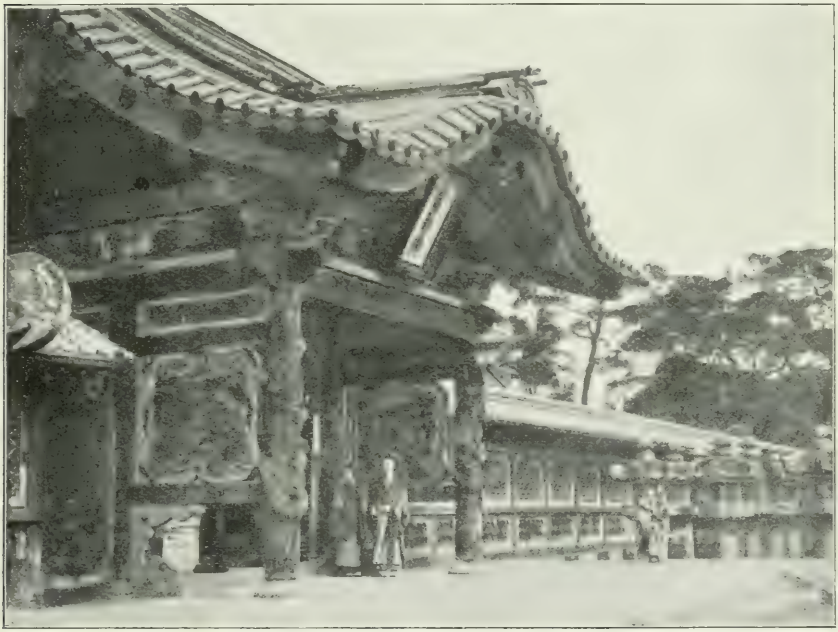


Grabmal im Shibatempel.

Selbst die Städte, die gleich Tokio landschaftlich nicht bevorzugt gelegen sind, bieten doch alle in ihren in mehr oder minder großer Anzahl vor-

handenen öffentlichen Gärten und Parks einen wirklich aparten Reiz. In diesen Gärten fehlt natürlich der Kirschbaum nicht, denn zur Zeit der Kirschblüte, der berühmten „Sakura", spielen sich da die harmlosen, aber gemüterquickenden Volksfeste, auf welche sich jung und alt, vornehm und arm das ganze Jahr über freuen, ab. Nebst diesen öffentlichen Gärten und Parks sind es die von mächtigen alten Bäumen beschatteten Tempel, die, in allen Stadtvierteln zerstreut, eine wohltuende Abwechslung in das sonst so monotone Häusermeer der Großstadt bringen

Architektonisch bemerkenswerte Gebäude findet man wenig in Japan, und eigentlich nur Tokio weist seit neuester Zeit eine stattliche Anzahl größerer



Eingang des Shibatempels in Tokio.

öffentlicher, in Stein ausgeführter Gebäude auf, fast ausnahmlos Baulichkeiten, die für die vielen neugeschaffenen, mit der modernen Kultur und Zivilisation verknüpften Institutionen geschaffen werden mußten. Wir sehen da stattliche Bauten für das Parlament beider Häuser, für Ministerien, für Militär- und Marinebehörden, für Handelskammer, für Justizhof und sonst noch andere den obersten Reichsinstanzen und Behörden dienende Gebäude.

Den Tag nach unserer Ankunft in Tokio machten wir Seiner Exzellenz dem kaiserlichen und königlichen Gesandten Herrn von Ambró und Gemahlin

unsere Aufwartung und fanden dort zuvorkommendste und liebenswürdigste Aufnahme, hatten dort auch Gelegenheit, die überaus reichen und wertvollen Sammlungen des kunstverständigen und kunstsinnigen Gesandten und seiner Gemahlin in Augenschein zu nehmen und erhielten auch sehr schätzenswerte Auskünfte und Ratschläge betreffs unserer weiteren Bereisung Japans.

Geführt von unserem kundigen Iguchi durchkreuzten wir in den nächsten Tagen in drei Rikshas, vom Morgen bis zum Abend, ganz Tokio nach allen Richtungen hin.

Wir müssen uns darauf beschränken, das Besichtigte hier einfach nur namhaft zu machen; wollten wir beschreibend vorgehen, müßten wir ein Buch allein über Japan schreiben, und es wird jetzt schon so erstaunlich viel Echtes und Gemischtes, Richtiges und Falsches über Japan geschrieben, daß man leicht eine ganze Bibliothek mit Werken über Japan füllen könnte.

Den Ueno-Park, malerisch auf einem kleinen Hügel gelegen, mit einem kleinen Museum (Hakutsu-kwan) und einer berühmten Avenue von Kirschbäumen werden wir später im Schmucke der Kirschblüte noch im Glanze wiedersehen. Am Park das beliebte Seyoken-Restaurant mit nettem Blick auf die Stadt, auf den zu Füßen liegenden Shinobazu-Teich mit kleiner Insel und Lotospflanzen, und die Umwallungen und Parkanlagen des kaiserlichen Palastes, dessen niedrige Bauten selbst aber verdeckt bleiben. Auch ein Daibutsu, ein 7 Meter hoher Buddha aus Bronze, befindet sich hier, er stammt aus dem 17. Jahrhundert,[1] ist aber minderwertig.

Die sechs Shiba-Buddhatempel mit den Grabdenkmälern von fünf Tokugawa-Shoguns (darunter die grandiosen Grabdenkmäler des siebenten Shoguns Tetsugu und des neunten Ieshige) gelten als die bemerkenswertesten Tempel in Tokio und zählen unter die hervorragendsten in ganz Japan. Die Tempel sind außergewöhnlich reich ausgestattet, enthalten wundervolle vergoldete und bunt bemalte Schnitzereien, Seidenstickereien, Stoffmalereien und herrliche Lackerzeugnisse, darunter auch, wie es heißt, die größte vorhandene Goldlackarbeit überhaupt. Der Shiba- oder Shiwa-Park hat prachtvolle uralte Kryptomerien und ist mit zahllosen, darunter sehr wertvollen Bronzelaternen und Steinlaternen überreich geziert.

Die große Kirschbaumallee Mukojima, mehr als anderthalb Kilometer lang, besuchen wir später im Blütenschmuck. Auch eine abendliche dreiviertelstündige Trabfahrt in Riksha nach Yoshinawa in einem entlegenen Stadtviertel unternahmen wir. Hier sitzen hinter Holzgittern auf Verandas Mädchen zur Schau. Trotzdem selbst hier strenge darüber gewacht wird, daß äußer-

lich die Dezenz in keiner Weise verletzt werde, sind doch auch diese Schaustellungen schon in fast allen Städten abgeschafft worden, und auch hier sind nur noch einige wenige Konzessionen nicht aufgehoben oder nur noch provisorisch in Kraft; die meisten Häuser dürfen heute schon nur noch Photographien der Mädchen auf der Veranda vor dem Hause aufstellen, nicht aber fernerhin die Mädchen selbst.

Japan streift eines nach dem andern ab, was in die moderne Zivilisation nicht paßt; wir können Japan nur wünschen, daß es dafür nicht etwa eintauscht, was die Hochzivilisation den Okzidentalen mit sich gebracht hat, denn das ist, wenn vielleicht auch verdeckter und versteckter, so doch sicherlich nicht um ein Haar besser als das, was in den entlegenen, örtlich genau begrenzten Straßen, wie in Yoshinawa, sich vorfindet. Dabei muß rühmend erwähnt werden, daß die hinter den Gittern zur Schau gestellten Mädchen, mit denen man sprechen darf, sich durchaus dezent und in keiner Weise zudringlich oder in Wort oder Geste anzüglich benahmen.

Nagoya—Nara—Kioto—Kobe—Yokohama—Tokio.

Am Ostersonntag den 3. April fuhren wir mit Iguchi um $9^1/_2$ Uhr vom Bahnhof „Shimbashi-Station", auf dem wir auch angekommen waren, in der Richtung nach Yokohama.

Infolge der Truppen-, Munitions- und Proviantransporte waren die Eilzüge, die sonst auch Schlaf- und Speisewagen führen, eingestellt und es verkehrten nur ein bis zwei Personenzüge täglich nach jeder Richtung. Dieselben wurden aber regelmäßig und auch mit tunlichster Pünktlichkeit geführt. Im vorhergegangenen Monat war der Passagierverkehr mitunter einige Tage unterbrochen gewesen; es war damals die erste Armee hinüber nach Korea geschafft worden, und da dies mit fieberhafter Eile geschehen mußte, weil die Herrschaft auf der See damals noch nicht unbestritten errungen war, so war es nötig gewesen, alle Kräfte bis zur höchsten Leistungsfähigkeit anzuspannen. Man mußte mit Erstaunen anerkennen, mit welcher Präzision und Sicherheit der ganze Apparat, die Kriegs- und die Staatsmaschine arbeitete, mit welcher Ruhe, mit welchem ernsten Pflichtgefühl alle Organe, ja das ganze Volk sich befleißigten, das Menschenmögliche exakt und den erhaltenen Anordnungen gemäß zu vollbringen und auszuführen.

Und obzwar jetzt im April noch bei weitem nicht der größte Teil der Riesenaufgabe, ja eigentlich nur erst der erste Anlauf als vollzogen anzusehen

war, und unausgesetzt jede Nacht ein Militärzug nach dem anderen abgelassen werden mußte, wickelte sich der Privatverkehr tagsüber dennoch glatt ab, ohne jede Überhastung, in geregelter Ordnung, und die gewiß stark überarbeiteten Beamten fanden auf jede Anfrage der Reisenden ein freundliches Wort der Auskunft. So zeigte sich das Bild hier im wildesten Trubel der Kriegszeit; welch ein himmelweiter Unterschied besteht mit den Verhältnissen jenseits des Pacific, wohin wir bald kommen werden und wo tiefster Frieden herrschte!

Die Waggons in Japan sind nicht gerade besonders bequem, aber sehr reinlich gehalten, und da die Japaner von ausgesuchter Höflichkeit nicht nur untereinander, sondern auch gegen den Fremden sind, wird man anstandslos bequemen Platz finden. Außerdem sind ja die Entfernungen gewöhnlich nicht allzu groß, länger als zehn bis zwölf Stunden fährt man gemeiniglich nicht, es sei denn, man habe in Geschäften die ganze Hauptinsel zu durchmessen. Die dichte Bevölkerung, die vielen Orte und Städte geben meist Veranlassung, nach mehrstündiger Fahrt den Zug zu verlassen, mithin man kaum je in die Lage kommt, wie in Indien und Amerika, unausgesetzt Tage und Nächte hindurch im Waggon zu verbringen.

In den Zwischenstationen kann man Früchte, sowie kleine Holzschachteln mit Reis, Fisch u. dergl. Nationalspeisen, die übrigens ganz schmackhaft sind, erhalten. Unser sorgsamer Iguchi hatte einen Speisekorb aus dem Hotel für uns mitgenommen. In normalen Zeiten gibt es bei Eilzügen wie gesagt Speisewagen. Übrigens stehen in jedem Coupé in der Mitte ein Teetopf mit heißem Wasser, das auf jeder Station frisch gebracht wird, und eine Anzahl Teeschalen.

Infolge der Beschränkung der Passagierzüge auf nur zwei in jeder Richtung waren dieselben sehr überfüllt, auf jeder Station mußte Aufenthalt genommen werden, daher die Züge gerade doppelt so lange Fahrzeit benötigten wie bei normalem Betriebe

Die Fahrt ist aber so reizvoll, daß die Zeit angenehm verstreicht. Anfangs zieht die Trace an der Meeresbucht entlang Bei Kanagama (vor Yokohama) wenden sich unsere Schienenstränge nach Südwesten; wir gelangen nahe an das Ufer des Stillen Ozeans, wo wir einen herrlichen Blick auf das Meer haben, dann nach Westen, gerade gegen den herrlichen schneebedeckten Fuji-yama (Fuji-san, 3792 Meter) zu, der sich großartig vom blauen Himmelszelt abhebt und nirgends in ganz Japan einen nur halbwegs ebenbürtigen Rivalen findet. Endlich nehmen wir wieder Richtung nach Süden, und nun folgt eine lange überaus pittoreske Fahrt hart an der Küste entlang im

Bogen um das nördliche Ufer der mächtigen Suruga-Bai, nach Shizuoka, einer freundlichen Stadt in der Provinz Suruga, weiter wieder ins fruchtbare, wohl kultivierte Land nach Südwesten; endlich abermals zum Meeresufer, diesmal gegen den offenen Ozean. Zwischen Maizaka und Arai auf einer Brücke über die Salzflut, dann — bei Dunkelheit — nach Nordwesten durch die Provinz Mikawa nach Nagoya (250000 Einwohner), der Hauptstadt von Owari, wo wir nach Mitternacht eintrafen. Mit Rikscha fuhren wir in das Hotel Nagoya, wo wir ganz entsprechende Unterkunft fanden und trotz später Nachtstunde von freundlichen Wirtsleuten und drei niedlichen Nesans empfangen wurden.

Ostermontag besichtigten wir die ansehnliche Stadt Nagoya und das kaiserliche Kastell nebst den kaiserlichen Gemächern. Im Kastell findet man nur Zutritt mit kaiserlichem Erlaubnisschein, der wiederum nur durch die Legationen erhältlich ist. Seine Exzellenz Herr von Ambró hatte uns gütigst schon bei der Abreise eine Erlaubnis erwirkt. Das Kastell mit seinem Gebälk und endlosen Holztreppen — ein ganzer Wald steckt da drinnen — bietet nichts, wohl aber sind die kaiserlichen Gemächer mit ihren kostbaren Goldlackschiebewänden und -wandschirmen, den Kakemonos (aufgerollte Bilder), die mit Bronze und Schnitzerei verzierten Kästen aus Kampfer- und Kamelienholz u. a. m. und ebenso die holzvergitterten und die mit fabelhaft dauerhaftem Papier versehenen Fenster recht besichtigenswert.

Mittags $2^1/_2$ Uhr verließen wir Nagoya und fuhren per Bahn die Provinzen Ise und Iga querend in die Provinz Yamato nach Nara, im achten Jahrhundert Hauptstadt des Kaiserreiches. Ankunft zehn Uhr nachts.

Hier stiegen wir in dem ganz japanisch geführten Hotel Kikusui ro ab und befanden uns sehr wohl darin. Die Zimmer mit ihren Schiebewänden waren wohnlich und nett und einige davon etwas europäisch hergerichtet, so besonders mit Bett, Tisch und Stuhl. Auch in der übrigens ganz guten Küche war etwas auf europäischen Geschmack Berechnetes, ein gebratenes Fleischgericht, eingeschoben, so daß wir auch in dieser Beziehung ganz befriedigt waren. Die Bedienung der netten, dienstfertigen, kleinen Nesans war wie überall tadellos und die Reinlichkeit ließ nichts zu wünschen übrig. Bäder sind stets in japanischen Häusern bereit.

Der nächste Morgen fand uns hoch zu Rikscha im großartigen Tempelpark, dem größten und herrlichsten, den wir gesehen. Uralte, mächtige Bäume spenden Schatten, Hunderte von kleinen Hirschen und Rehen — Menschen und Tiere sind hier überall von kleiner Statur — tummeln sich auf den

Wiesenplänen, kommen in zierlichen Sätzen in die Alleen und zu den Rikshafahrern, um ihnen dargereichte Leckerbissen — die von Verkäufern feilgeboten werden — in Empfang zu nehmen. Trippelnd folgt ein ganzes Rudel dieses zierlichen Wildes unserem Wagen. Und lang und weit kann man hier gehen und fahren, denn der Park deckt ein sehr großes Areal. Was für Prachtexemplare von Baumriesen sieht man hier zu Hunderten, insbesondere mächtige Kampferbäume, hochragende, dicke Kryptomerien und andere Kieferarten, uralte Glycinien, Steineichen und viele andere Baumgattungen. Von besonderem Interesse ist ein Riesenexemplar eines Stammes mit künstlich nahe über dem Erdboden breit und lang gezogenen Ästen, die vielfach gestützt werden mußten, da sie so dick und stark waren, wie der gewöhnliche Stamm einer alten Kiefer, aber in horizontaler Lage auf weite Entfernung hin verliefen, und ferner ein Baumstrunk, der sich aus sieben Holzgattungen, darunter Kamelien, Kirsche, Glycinie, zusammensetzt, die unzertrennbar ineinander verschlungen und verwachsen sind. Dieser knorrige Baum ist Gegenstand der Verehrung geworden.

Im Park nahe bei den Tempeln fanden sich zahlreiche Verkaufsbuden, ein vollständiger Basar, für die Tausende von Wallfahrern bestimmt.

Das Ganze ist tatsächlich ein großer Wildpark im wahrsten Sinne des Wortes, aber während sich in Europa in einem solchen Lusthäuser, Kioske, Aussichtswarten und Schirmhütten vorfinden, so hier zahlreiche Tempelbauten, und so wie in einem europäischen Parke sich bunte Blumenbeete finden, so hier die übervoll mit Blüten behängten alten Kamelien-, Kirsch- und Pfirsichbäume, und dies alles gefaßt in hügeliges Terrain, mit stellenweise reizenden Aussichtshöhen.

Inmitten des Tempelparkes steht der Shintotempel Kasuga no Miya, aus dem achten Jahrhundert stammend, in dem wir uns gegen Zahlung mehrerer Yen den Tempeltanz Kagura von Geishas unter Musikbegleitung einiger Priester aufführen ließen. Dann besuchten wir den nebenan befindlichen neuerlich renovierten Buddhatempel Ni-gwatsudo, und zwischen Hunderten von steinernen und bronzenen Laternen, errichtet von Shogunen, Daimios und Samurais, hindurch gelangten wir zu einem Riesenholzbau mit tönernem Dach, in welchem das größte Bronzemonument der Welt steht, der 16 Meter hohe Daibutsu (Buddhapagode), der an Größe auch jene in Hiogo und in Kamakura (den wir noch besuchen werden) um anderthalb bezw. einen Meter überragt, in seiner Ausführung dem letzteren aber nachsteht. Eine berühmte große alte Glocke befindet sich auch im Park.

Am 5. April waren wir abends in Kioto, der Hauptstadt der Provinz Yamashiro, angekommen. Die Residenzstadt der Mikados vom Ende des achten Jahrhunderts bis 1868 war Kioto, auch Saikyo und früher Miyako genannt. In Yedo residierten damals die Gewalthaber, die Shogunen. Nach der Restauration, d. h. der Wiedereinsetzung des Mikado oder Kaisers in seine Herrscherrechte 1867, wurde sein Sitz nach Yedo verlegt und gleichzeitig der Name dieser Stadt in Tokio verwandelt.

Kioto hat 355 000 Einwohner und ist eine der reizendst gelegenen

Tempeltanz in Nara.

Gebirgsstädte. In einem von niedrigen grünen Bergen umrahmten, fruchtbaren und wohl kultivierten Talkessel breitet sich die stattliche und doch ungewöhnlich liebreizende Stadt aus.

Unser ganz vortreffliches neues Miyako-Hotel, japanische Bauart und halb europäische, halb japanische Hotelführung, liegt am Berghange etwas oberhalb der eigentlichen Stadt, beherrscht den Bergkessel und erschließt den Blick bis weit hinüber zu den umgrenzenden Hügelrücken und Gebirgsketten. Ein längerer Aufenthalt in diesem mit ganz besonderen landschaftlichen Reizen ausgestatteten und überaus viele echt nationale Sehenswürdigkeiten und

unverfälscht japanisches Leben aufweisenden Orte ist nicht genug anzuempfehlen.

Nebstdem sind die Zentralprovinzen, mit Kioto als Hauptort, die größten Industriezentren von Japan, und man findet hier in den Warenlagern und in den Werkstätten der Kunstarbeiter und -meister die herrlichsten Erzeugnisse in reichster Auswahl aufgestapelt. Man kann tagelang in den Verkaufslokalen — alles kleine Räume im Hause der Produzenten und Verfertiger — sich herumtreiben und sehr viel Geld anbringen. Unsere besten und wertvollsten Einkäufe in Bronze-, in Email-, Cloisonné- und Satsumaartikeln stammen aus Kioto.

An sehenswürdigen Bauten jedoch bietet Kioto nicht gar viel. Die Mikado-Paläste Gosho und Nijo no Rikyu, die wir mit kaiserlichem Erlaubnisschein besuchten, bieten an sich nichts Hervorragendes, sie umfassen große Flächen mit ihren Gärten und Zubauten und sind, wie alle kaiserlichen Paläste, mit Mauern und Bastionen umgeben und geschützt, so daß sie kleinen Festungen ähneln. Immerhin sind sie ihrer kostbaren Goldlackarbeiten und malereien, ihrer höchst wertvollen Kakemonos, ihrer Goldbronzeeinlagen, der prächtigen Plafonds und Wandverzierungen wegen besuchenswert. Auch einige Tempel hat Kioto natürlich, jedoch besitzt keiner derselben besondere Bedeutung, weder in bezug auf hervorragendes Heiligtum, noch in baulicher Beziehung. Eine große Glocke finden wir bei einem derselben und einen 800jährigen Kirschbaum, dem besondere Verehrung zuerkannt wird. Der Baum ist, sorgsam gepflegt und gestützt, weit verästelt und nimmt, etwas erhöht stehend, einen ansehnlichen Umfang ein, er stand in voller Blüte, als wir ihn sahen, und bot in der Tat einen wahrhaft malerischen Anblick.

Kirschbaum in Kioto.

Die Kirschblüte, Sakura, trat gerade in ihre Glanzperiode ein. Schon auf der ganzen Fahrt hatten wir die in jedem Orte zu Hunderten, oft zu Tausenden zählenden Kirschbäume im beginnenden Blütenschmucke prangend gesehen; jedoch die volle Entfaltung stand noch bevor.

Am Abend des 6. April hatten wir, meine Frau und ich, ein deutscher junger Herr und ein schon lange hier lebender deutscher Professor durch unseren überall und in allem trefflich versierten und bei jedermann in Ansehen stehenden Iguchi in einem japanischen Restaurant ein unverfälschtes japanisches Souper mit Geishas bestellen lassen, und begaben wir uns in sechs Rikshas (auch der Führer des deutschen Herrn war dabei) zu diesem Festessen.

An der Haustür wurden wir von der Wirtin und einer Anzahl Nesans — das sind die Bedienerinnen in Hotels, Restaurants u. dgl., während die Kellnerinnen in Teehäusern Musmes genannt werden — mit den üblichen tiefen Verbeugungen empfangen und hinauf in den obersten Stock in einen kleinen Saal geleitet.

Jedoch so ganz anstandslos geht dies in einem japanischen Hause nicht ab. Bekanntlich bedienen sich die Japaner weder der Stühle noch der Tische, noch der Betten. Das ganze Haus, alle inneren Räume sind mit Matten belegt, der Japaner hockt sich auf diese Matten nieder, wo es ihm gerade beliebt, und abends wird aus einem geschlossenen Raume, einem Kämmerchen, dem Chigoi-dana, eine dicke Decke oder dünne Matratze geholt und im Zimmer ausgebreitet; als Kopfunterlage dient ein kleines, oben gepolstertes Gestell, eine oft recht kunstvolle Lackarbeit, auf der der Kopf derartig ruht, daß nicht der Kopf, sondern eigentlich nur das Genick auf diesem schmalen Gestell aufliegt, wodurch Kopf und Kopfhaar, vollkommen freistehend, unberührt bleiben. Nur auf diese Weise ist es ja möglich, daß die Frauen und Mädchen ihr schönes reiches Haar, das sie so kunstvoll und wirklich allerliebst aufzubauen verstehen, nur jeden zweiten oder dritten Tag zu frisieren nötig haben. Eine solche japanische Frisur ist nicht in wenig Minuten hergestellt und kann auch nicht von der Trägerin allein ausgeführt werden, die Frauen helfen sich da stets gegenseitig. Der Kopfputz ist aber auch der Stolz einer jeden Japanerin, und mit Recht, denn in der ganzen Welt findet man nirgends sonstwo so vollendete Frauenfrisuren und so prachtvoll üppige rabenschwarze Haare neben kohlschwarzen, treuherzig blickenden großen Mädchenaugen. Diese wohlgepflegte Frisur aber ist nicht ein Vorzug nur der vornehmen japanischen Frau, auch die Frauen und Mädchen niederer Kasten lassen sich niemals ungekämmt oder liederlich frisiert sehen, und selbst wenn sie am Waschtrog stehen, wird die Kopffrisur sauber und nett sein.

Hat sich der Japaner auf der Matte niedergehockt, wird ein kleines zierliches Tischchen, auf vier 30 bis 35 Zentimeter hohen Füßen ruhend, vor ihn hingestellt, zum Schreiben, Malen, Speisen dienend.

Dadurch, daß der mit Matten belegte Fußboden zum Sitzen wie auch zum Schlafen dient, ist es ganz begreiflich, daß man mit Schuhwerk, an dem oft Straßenschmutz haftet, nicht in die Innenräume eines japanischen Hauses — ebensowenig wie in die japanischen, malaiischen, indischen Tempel — treten soll. Auch wir würden es uns höflichst, aber energischst verbitten, wenn jemand seine beschuhten Füße auf unsere Sitzplätze, Sofas oder Fauteuils, legen oder setzen würde. Also die Sitte, die Schuhe auszuziehen beim Betreten der heiligen Stätten, wo die Gläubigen am Fußboden hocken, sitzen, knien und ihre Stirn bis zum Erdboden neigen, oder beim Eintreten in ein Haus, dessen Bewohner auf dem — nebenbei gesagt, peinlichst rein und sauber gehaltenen — Fußboden leben, ist eine so selbstverständliche, daß man sich nur wundern muß, daß leider nur zu häufig von dünkelhaften Menschen der Hyperkultur über die angebliche „Anmaßung" dieser Völker, die auch von den fremden großen Herren erwarten und verlangen, daß sie sich bequemen, ihre Schuhriemen im Tempel oder im japanischen Hause zu lösen, witzeln, sich wohl gar zu recht unangebrachten, verletzenden Glossen hinreißen lassen, über die der intelligente Japaner übrigens nicht mit Unrecht recht schneidige und nichts weniger als schmeichelhafte Urteile zu fällen weiß.

Es ist also ganz selbstverständlich, daß wir sämtlich vor Betreten der Stiege zum oberen Stock uns unserer Schuhe entledigten, um uns dann oben an der Stirnfront des kleinen Saales auf den Matten niederzulassen. Alsbald brachten dann die netten kleinen Nesans für jeden von uns ein kleines niedriges Tischchen, auf dem in niedlichen Gefäßen, in Form von henkellosen Obertassen, die verschiedenen Speisen, alle ragoutartig in kleine Bissen geschnitten und mit einer Sauce übergossen, aufgetragen waren. Was das nun alles war, das wissen die Shinto- und Buddhagötter; wir wußten es nicht — Reis, Fisch, Wasservögel (Schnepfen, Wildenten u. dgl.) erkannten wir wohl darunter, aber vieles nicht und alles anders zubereitet als bei uns.

Die Gerichte waren aber wesentlich schmackhafter als jene bei dem chinesischen Essen in Hongkong. An Getränken waren Tee und Saké (Reiswein) in kleinen Schälchen, die von den aufmerksamen Nesans fleißig gefüllt wurden, aufgestellt.

Die Gefäße, kleine Schälchen, sind Lackarbeit von unübertroffener, musterhafter Technik. Dieser Lack wird vom Safte des Lackbaumes gewonnen, der an der Luft tiefschwarz wird. Infolge der im Safte enthaltenen Säure (Urushi- und Oxi Urushisäure) ist der gewonnene Lack unempfindlich gegen andere Säuren, Alkohol und heiße Flüssigkeiten.

Alle japanischen Lackerzeugnisse werden mit mehrfachen Schichten Lack über-

zogen, geschliffen und poliert. Der berühmte enorm teure Goldlack wird in der Weise hergestellt, daß Goldpulver, aus purem Golde, in den noch feuchten Lack gemengt wird.

In Japan ist das Zutrinken an bestimmte Formen gebunden; man ergreift sein Schälchen Saké — der gar nicht übel ist — ruft oder winkt dem Betreffenden zu, leert sein Schälchen, reicht es einer Nesan, die es in Wasser abspült, frisch füllt und es nun dem reicht, dem man zutrinkt; dieser leert es, reicht es wieder der Nesan, die es abermals abspült, füllt und zurückbringt.

Dieses Trinken ist bald gelernt, viel schwieriger aber ist das Essen. Messer, Gabel, Löffel sind unbekannte Dinge; zwei dünne 25—28 cm lange Stäbchen aus Holz oder Elfenbein, die beide in der rechten Hand, zwischen den Fingergelenken gehandhabt werden, während die linke Hand das Schälchen oder Gefäß hält, dienen als Gabel, man klemmt die Bissen und Brocken an den dünnen Enden der Stäbchen ein und führt sie zum Munde. Das ist aber leichter gesagt als getan, und als ich mich einmal bei einem ganz schmackhaften Gerichte ziemlich vergeblich bemühte, die kleineren guten Bissen mir zu Gemüte oder zu Munde zu führen, nahm eine allerliebste, reizende, kleine Maiko, die neben mir hockte — letzteres auch viel geschickter als ich mit meinen darauf nicht eingerenkten Beinen — ungeduldig meine Stäbchen aus meiner Hand und fütterte mich einfach wie ein kleines Kind! Es war das aber gar nicht unangenehm, schmeckte auch recht gut, und war ganz gewiß durchaus nicht shocking — honny soit qui mal y pense!

Ich muß aber doch zum besseren Verständnis nachtragen und erzählen, wie die kleine Geisha oder richtiger Maiko neben mir zu hocken kam.

Alsbald nachdem die Nesans aufgetragen hatten, erschienen in sehr reichen, prächtigen Kimonos mit schwerseidenen, goldgestickten Obis (breite Seidengürtel) die Geishas und führten Tänze unter Musikbegleitung auf; die Musik wird auf eigenartigen Musikinstrumenten ausgeführt (eine Art Gitarre, kleine Trommel u. a.)

Junge Mädchen, welche sich zu Geishas ausbilden wollen, müssen schon in früher Jugend in die Geisha-Bildungsanstalten aufgenommen werden. Dort werden sie systematisch ausgebildet, zuvörderst werden ihnen Sitte, Anstand und gutes Benehmen beigebracht, dann ihnen graziöse, elegante Bewegungen, verbindliche, zuvorkommende Formen anerzogen und zugleich die landesüblichen Tänze gelehrt, und schließlich werden sie in ausübender Musik unterrichtet. Der Japaner kennt keine Rundtänze und perhorresziert einen Tanz beiderlei

Geschlechts, als nach seiner Anschauung durchaus unästhetisch, unmännlich oder richtiger unritterlich. Ihre Tänze ähneln dem Mennett unserer Eltern und Voreltern, es sind eigentlich nur graziöse, nach dem Takte der Musik ausgeführte Bewegungen. Ein Rundtanz in tollem Drehen und Schleifen nach europäischer Art wäre übrigens auf den mit Matten belegten Fußböden ohnehin unausführbar.

Wir bezeichnen gewöhnlich die Geishas als Tänzerinnen, streng genommen ist das nicht ganz richtig. Die Geishas (spr. Gescha) sind diejenigen, die musizieren, die die verschiedenen Instrumente spielen; die Tanzenden werden Maiko genannt und sind ganz junge Geschöpfe von 12—17 Jahren. Alle müssen in Geishaschulen ausgebildet werden, und eine Maiko wird dann später Geisha, diese hat also eigentlich den höheren Grad inne, daher die Geishas, im engeren Sinne genommen — denn die Maikos werden zumeist auch als Geishas bezeichnet — gemeiniglich etwas älter sind als die Maikos, die oft halbe Kinder — aber nette Kinder — sind. Nach jeder Tanzaufführung setzen oder hocken sich dann Geishas und Maikos zu den Gästen, und zwar rückwärts und seitwärts, sozusagen im zweiten Rang, auch die Nesans hocken sich, aber immer die Bedienung im Auge behaltend, zu uns, und so sitzt man traulich plauschend beisammen. Da in unserer Gesellschaft der japanisch sprechende junge Professor, dann unser Iguchi und der französisch sprechende Führer des deutschen Herrn sich befanden, die uns besten Dolmetscherdienst leisteten, so ging es ganz leidlich mit der Unterhaltung. Daß natürlich auch unsere zehn oder zwölf reizenden Japanerinnen mit Saké und japanischen Delikatessen bewirtet wurden, ist selbstredend. Lange nach Mitternacht erst verließen wir unsere ebenso bescheidenen, wie durchaus diskreten, kleinen Freundinnen, hochbefriedigt von dem japanischen Abend, den unser Iguchi durch sein Geschick, durch die unermüdliche Verdolmetschung und seine lebhafte Unterhaltung trefflich zu gestalten verstanden hatte.

Nach diesen Stadtgenüssen eilen wir aber nun hinaus in die bezaubernden Umgebungen von Kioto. In der Frühe des nächstfolgenden Morgens saßen wir wieder fröhlich und guter Dinge in unseren vielbeliebten Rikshas, gezogen von je zwei immer trabbereiten Rikshamännern, die, nebenbei bemerkt, schon so attachiert an uns waren, daß kein Rikshakonkurrent es hätte wagen dürfen, sich uns zu nähern. Sie hielten getreulich Wacht im Hotelgarten, und sowie wir uns nur zeigten, flogen unsere drei Rikshas förmlich heran, und ein jeder von uns mußte seine Leibrikscha besteigen, sonst wäre große Mißstimmung eingetreten. Übrigens lag gar kein Anlaß zu irgend

welcher Veränderung vor, denn wir waren mit unseren immer dienstfertigen, stets mit gutem Humor ausgestatteten, rührend zutunlichen Rikshakulis ebenso zufrieden wie sie mit uns.

Also in flottem Tempo, bei prächtigem Wetter, in milder Frühjahrstemperatur trabten wir ins liebreizende Land hinaus zum großen Biwasee. Über einen niedrigen Sattel hinüber erreichten wir nach einer Stunde die kleine Ortschaft Otsu an der südlichen Spitze des 60 Kilometer langen, an seiner breitesten Stelle 17—18 Kilometer messenden Biwasees.

Hier in Otsu war es, wo ein Attentat auf den jetzigen Zar Nikolaus II., damaligen Großfürsten-Thronfolger ausgeführt wurde, das aber nur eine

Buddhatempel in Kioto.

Verwundung zur Folge hatte. Der Zar hat kein Glück mit den Japanern; wieviel russisches — aber auch japanisches — Blut ist nach jenen kaiserlichen Blutstropfen geflossen und wird vielleicht noch fließen?

Die Umgebungen des Biwasees sind lieblich und reizend, man darf aber keine großartigen Gebirgskulissen, wie bei einem unserer Hochgebirgsseen, erwarten. Bewaldetes Berg- und Hügelland säumt den See ein, und um hier einen Vergleich zu ziehen, möchte der Bodensee — jedoch ohne dessen südliche hochalpine Begrenzung — vielleicht am geeignetsten erscheinen.

Wir stiegen am westlichen Berghange etwa eine Viertelstunde hinan zum Miidera-Tempel, von dem sich ein malerischer Anblick auf den langgestreckten,

von kleinen Dampfschiffen durchfurchten Wasserspiegel bot. Die Tempel stehen ja in Japan immer am schönsten Punkte und sind ohne Ausnahme landschaftlich geschmückt und ausgestattet mit Wald- und Parkanlagen wie sonst nirgends in der Welt.

Dann wieder eine flotte halbstündige Fahrt am Westufer entlang nach Karasaki, wo auf einem Vorsprunge gegen den See einer der bemerkenswertesten Bäume der Welt steht. Der an 400 Zweige nach allen Himmelsrichtungen aussendende uralte Kieferstamm hat eine Höhe von 27 Meter, der Stammumfang beträgt über 11 Meter und die Länge der Äste von Osten nach Westen 72 Meter, von Norden nach Süden aber 86 Meter.

Hier trafen wir mit einer Anzahl Kadetten, die einen Ausflug mit ihren Instruktoren gemacht hatten, zusammen: kleine, aber kräftig gebaute Jünglinge von 15—17 Jahren. Wie viele von ihnen mögen seitdem den von ihnen ersehnten Heldentod auf den mandschurischen Schlachtfeldern gefunden haben!

Nun zurück nach Otsu; hier mietete Iguchi ein Boot — unsere Rikshas fuhren nun leer zurück — in welchem wir, unterwegs den mitgebrachten Hotellunch verzehrend, in einem Schiffahrtskanal durch einen langen Tunnel zurück nach Kioto fuhren.

Abends harrten unserer wieder einige echt japanische Genüsse. Wir waren ja bereits in der Kirschblüte, überall standen die Kirschbäume schon in ihrem ersten Schmuck. Daher fanden die üblichen Kirschblütenfeste statt, denn die Zeit der Kirschblüte ist für jeden Japaner die Zeit der größten Volksfeste.

Nach dem Diner fuhren wir in ein theaterartiges Gebäude, wo wir unsere Eintrittsbillette für zweierlei Vorstellungen lösten.

Zuvörderst traten wir in einen Saal ein, in welchem an der einen Längsseite ein Büfett sich befand und ringsum an der Wand Stuhl an Stuhl gereiht war, so daß der innere Raum frei blieb. Links unmittelbar am Büfett war der Ehrenplatz, und obgleich schon viel Publikum zugegen war, als wir eintrafen, wurde uns dennoch bereitwilligst dieser Platz eingeräumt.

Es begann nun die Teezeremonie, ein mit mannigfachen Mysterien verbundener Kultus, der z. B. bei Hofe und sonst vielfach noch strenge eingehalten wird. Die Teebereitung und Verabfolgung des fertigen Tees an die Gäste durch die Musmes ist an ganz bestimmte Regeln geknüpft, und das ganze Gebaren erfolgt nach festgesetzten, genau vorgeschriebenen Bestimmungen. Alles, jeder Handgriff vom Bereiten des heißen Wassers bis zum Einschenken

aus dem Teegefäß (Chawan) in die Teeschale und das Überreichen an den Gast muß genau nach Vorschrift erfolgen, und auch was dabei gesprochen wird ist zeremoniös geregelt. Alles dies wird von einer jungen Japanerin, die im Büfett ihres zeremoniellen Amtes waltet und dabei von einer Anzahl Musmes — die auch sehr reich gekleidet sind — unterstützt wird, vollzogen; sie steht in hohem Ansehen, und man begegnet ihr sehr ehrfurchtsvoll.

Die ganze Zeremonie der Teebereitung nimmt ziemlich viel Zeit in Anspruch, es ist aber ganz interessant, diesem mit viel Grazie ausgeführten Gebaren zuzuschauen.

Straße in Osaka.

Derjenige, der am Ehrenplatz zunächst sitzt, genießt allein den Vorzug, von der Bereiterin des Tees bedient zu werden; alles wird ihm von der Hand derselben direkt zugetragen und gereicht, und da ich zufällig, ohne davon unterrichtet zu sein, diesen Platz innehatte, wurden mir unverdient diese Ehren zuteil, die ich sonst natürlich meiner Frau hätte zukommen lassen. Die zweite Schale Tee übernimmt dann eine der Musmes und reicht sie dem, der den nächsten Sitz innehat, und so weiter bis zum letzten Sitz, der an der rechten Seite des Büfetts ist. Außer dem Tee werden auch noch andere Sachen gereicht in kleinen Schalen, die jeder behält und mit sich nimmt.

Nach beendigter Zeremonie eilte das Publikum in den großen Zuschauerraum, der einem Theater glich und auch eine Bühne enthielt. Hier fand dann der Kirschblütentanz statt, der von 24 Geishas (als Musikausübende) und 48 Maikos (als Tanzende), alle in überreichen, kostbaren, bunten Seidenkimonos mit goldgestickten schweren Obis (Gürtel, deren breite Schleife, ein förmlicher Bau, am Rücken sitzt) ausgeführt wurde.

Am nächsten Tage wurde bei prachtvollem Wetter früh auf der Bahn in einer halben Stunde nach Kameoka gefahren, hier hinab zum Fluß Katsura- oder Oigawa gegangen und ein Boot gemietet, auf dem wir die Stromschnellen Katsuragawa hinab durch die pittoreske Schlucht Arashi-yama fuhren. Die Fahrt selbst ist hochinteressant, aber nicht ganz harmlos, denn der Wildbach ist reißend und sein Bett voller Felsblöcke und Steine, zwischen welchen hindurch zu lavieren tatsächlich nur der Kraft und Geschicklichkeit der japanischen Bootsführer, dieser geborenen Schiffer, möglich ist. Weder in Tirol noch in der Schweiz würde man Leute auftreiben, die ein so plumpes holzernes, allerdings etwas hochbordiges Boot durch solch ein reißendes, durch Felsblöcke gehemmtes Gebirgswasser zu lenken wagen würden. Dort wo die Stromschnellen das meiste Gefälle aufweisen, fliegt das Boot förmlich über die gischende, schäumende Wasserfläche, und dabei heißt es auch noch, das rasend dahinschießende gebrechliche Gefährt zwischen den das Fahrwasser einengenden Felsblöcken und Steinklötzen hindurch zu lenken. Drei überaus kräftige Japaner führen ein solches Boot mit 2—4 Personen und es soll bei diesen tollen Fahrten fast nie ein Unglück vorkommen.

Landschaftlich ist die Fahrt entzückend, wir glaubten uns in unsere Alpen versetzt! In Arashi-yama nahmen wir in einem Teehause den Lunch. Wir hätten wohl gerne länger in dieser reizenden Idylle verweilt, aber es mußte geschieden sein; die Bahn brachte uns nach Kioto zurück, von wo wir um sechs Uhr abends, ebenfalls mit der Bahn, in zweieinhalb Stunden über Osaka nach Kobe fuhren. Dort gingen wir an Bord des „Prinz Heinrich" des Norddeutschen Lloyd, der am nächsten Morgen die Anker lichtete und uns in 24 Stunden, bei recht stürmischer See, nach Yokohama führte.

In Yokohama war während unserer Abwesenheit die volle Kirschblüte eingetreten, und ganz besonders der große viereckige Platz im Weichbilde der Stadt, der mit Kirschbäumen voll besetzt ist, gab ein reizendes Bild ab. Blüte schmiegte sich an Blüte, kein Zweig, kein Ast war sichtbar, ein jeder Baum hatte den Anschein eines großen gefüllten Ballons, der über und über mit plastisch hervortretenden zarten, samtenen, weißen und rosa Blütenblättchen und -Kelchen

besetzt war. Und so Baum an Baum. Stand man unter den Bäumen, wölbte sich ein weißrosa Dach über dem Haupte, kein Streifen blauen Himmels, kein direkter Strahl der Sonne war sichtbar. Und um und in und außer dem Blütenwalde da wogte die fröhliche Menge mit bunten hellen Kimonos angetan, barhäuptig, Frauen und Mädchen ihr herrliches schwarzes Haar in schönster künstlerischer Frisur hochgetürmt, und aus den dunklen großen Augen leuchtete die kindliche Freude ob all der Pracht und malerischen Schönheit — es schien, als ob jung und alt auf den Lippen schwebte: „So schön wie bei uns in Nippon ist's gewiß in der ganzen Welt nicht mehr!" Und wer einem Japaner dies bestätigte, der hatte sein — vielleicht auch ihr — Herz erobert.

Betreffs der Japaner und Japanerinnen möchte hier noch eine nicht zutreffende, im Okzident viel verbreitete Ansicht berichtigt werden. Man stellt sich unter „Asiaten", der sogenannten gelben Rasse, zumeist ein Volk mit zitronengelber Hautfarbe, gleichsam ein Volk „Gelbsüchtiger" mit schief geschlitzten kleinen, schmalen Augen vor. Beides trifft nicht völlig zu, ist nur in ganz beschränktem Maße anzuwenden.

So wenig wie wir, die „weiße Rasse", wirklich „weiß" sind, so wenig oder nicht mehr sind jene und besonders die Japaner „gelb". Unser „Weiß" schlägt sehr ins Gelbliche, ins Bräunliche und Rötliche, mitunter Rote, und das „Gelb" jener ist allerdings „gelber" als unser weißlich-gelblicher Teint, aber doch weit entfernt von der Farbe Gelbsüchtiger. Auch die sogenannten geschlitzten Augen sind lange nicht so auffällig, als wir zumeist annehmen und uns auch irrtümlich durch Bilder nahe geführt wird. Am meisten schlitzäugig erscheint mir die Chinesin. Die Augen der Japaner und Japanerinnen sind etwas schräger gestellt als unsere Augen, im großen Durchschnitt der Bevölkerung aber ist der Unterschied nicht allzu groß und durchaus nicht abschreckend auffällig.

Daibutsu in Kamakura.

In Yokohama gewesen zu sein, ohne nach Kamakura zu fahren, das darf sich wohl niemand zuschulden kommen lassen. Drei-

viertel Stunden Bahnfahrt, dann mit Rikscha zu zwei Tempeln und von diesen zum berühmten Daibutsu oder Großen Buddha, dem kunstvollsten unter allen. Auch diese Riesenpagode ist aus guter Bronze gefertigt, aber viel ausdrucksvoller und weit kunstvoller ausgeführt als die beiden, die wir bereits gesehen haben. Die über einen Meter langen Augen sind aus purem Golde. Die Höhe des Daibutsu beträgt 15 Meter. Die Umgebung ist ausnehmend reizvoll: unweit das brandende Meer, ein herrlicher Tempelpark mit alten Bäumen und grünenden Kulturen ringsum als Staffage, und rückwärts auf ansteigendem Terrain eine Gruppe blühender Kirschbäume, von denen die dunkle Riesenbronzestatue sich effektvoll abhebt.

Straße in Enoshima und Tempeltor (torii).

Von hier mittels Straßenbahn zur Insel Enoshima.

Wir glauben uns an die Küste Italiens oder Siziliens versetzt, und richtig — dort erhebt der Ätna, in seinen weißen Firntalar gehüllt, sein stolzes Haupt in den blauen Himmelsäther! Doch nein! es ist sein asiatischer Zwillingsbruder, der heilige Fuji-yama. Gleich schön, gleich groß, gleich hehr und erhaben!

Auf langer, nicht endenwollender, schmaler Holzbrücke gelangen wir auf die kleine Insel mit einem Fischerdorf, und auf steiler breiter Steintreppe zum Tempel, von dem sich ein berückender Blick auf das Meer, auf den Fuji und auf das Uferland, von dem wir gekommen, bietet. Zurück dahin und wieder mit der Straßenbahn, dann mit normalspuriger Bahn

nach Yokohama, wo wir in unserem vortrefflichen Oriental-Palace-Hotel — einem der besten auf der ganzen Reise — wieder angenehme Ruhe und Komfort genossen.

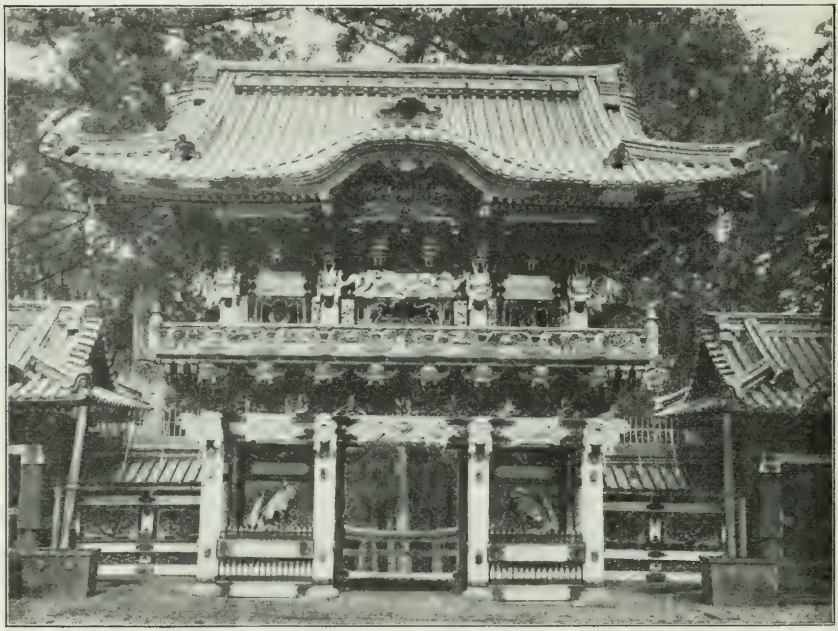
Tokio—Nikko—Chuzenjisee—Myanoshita—Hakonesee—Atami—Tokio.

Die Fahrt von Yokohama nach Tokio ist zur Zeit der Kirschblüte von ganz besonderem Reize: rechts und links der Bahnstraße Tausende und Abertausende von Kirschbäumen, ein jeder statt des Laubdaches eine Krone von im Sonnenglanze blinkenden weißen und rosa Blüten tragend, und an den unzähligen kleinen Holz- und Bambushäuschen die rot-weißen Strahlenbanner der „aufgehenden Sonne", Japans sieggekröntes Reichspanier. Es waren ja bisher nur Siegesnachrichten eingelaufen. Und das Volk in seiner bunten kleidsamen Tracht, in fröhlicher, aber nie ausartender Festesfreude: Kirschblütenfest und glückverheißende gute Nachrichten vom Kriegsschauplatz! Japaner was willst du noch mehr!

Am 11. April mittags waren wir wieder in Tokio und fuhren mit unseren nun schon altbekannten dortigen Rikshamännern in flottem Tempo zum Uenopark, der in voller Blüte stand. Ein reizender Anblick mit den vielen Hunderten von fröhlichen Menschen, die in dem Kirschenhaine sich belustigten. Noch origineller aber war der Anblick der Mukojima-Kirschbaumallee, die sich am linken Ufer des Sumidagawa (Sumidafluß) auf fast zwei Kilometer entlang zieht. Zur Zeit der Kirschblüte ist hier ein förmlicher Jahrmarkt errichtet, Teehäuser in Menge, Schau- und Verkaufsbuden jeder Art, und vom frühen Morgen bis zum Abend wogt in dem Blütenmeere eine Volksmenge, jung und alt, reich und arm, ein jeder in seinem besten Festkleid, auf und ab. Ein echtes, wahres Volksfest, bei dem man aber keinerlei Bedenken zu tragen braucht, sich unter die Volksmenge zu mischen, ungebundene Fröhlichkeit, frische, wohltuende, natürliche Heiterkeit, nie Exzesse, nirgends rohes, brutales Gebaren. Die echt japanische, bewundernswerte Selbstbeherrschung läßt fast nie eine Zügellosigkeit zum Durchbruch kommen, dazu die Mäßigkeit im Trinken — Tee spielt die Hauptrolle, und der Saké ist auch nicht allzu gefährlich. Rücksichtsvoll und höflich behandeln sich die Japaner untereinander, in noch höherem Maße aber Fremde und höherstehende Einheimische.

Betreffs Kleidung sei hier erwähnt, daß die Japanerinnen bis nun fest

an ihrer kleidsamen, ihnen so vortrefflich stehenden Tracht, dem Kimono und Obi, halten und hoffentlich auch fürderhin treu dabei beharren werden, denn ihre kleinen, zierlichen, wenn auch kräftigen und zähen Gestalten erscheinen bezaubernd anmutig im Kimono, verlieren aber viel im europäischen Gewande. Fast ausnahmslos alle Japanerinnen haben eine starke Kopfbildung und rundes volles Gesicht, für die kleinen zierlichen Gestalten zu groß; durch den nicht eng schließenden Kimono und den breiten, rückwärts fast zu massigen Obi (Gürtel) macht sich das Mißverhältnis jedoch weniger störend geltend, wohl aber tritt es schärfer ins Auge, wenn europäische Tracht mit enggeschnürtem



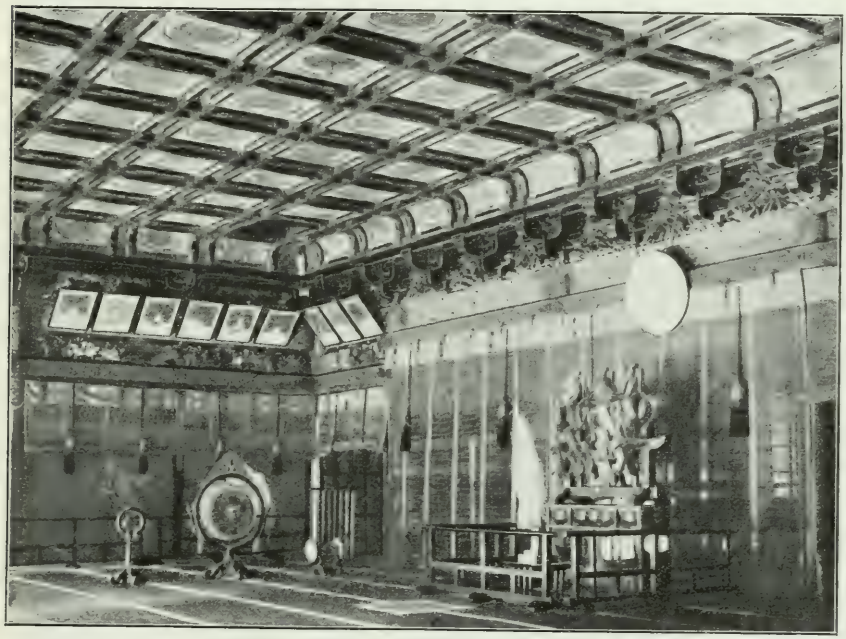
Shintotempel in Nikko.

— und anders tun es ja unsere Damen nicht — Mieder angelegt wird. Bei Hofe und in der vornehmen japanischen Gesellschaft ist europäisches Kleid schon Gesellschaftstracht geworden. Von den Herren der oberen Gesellschaftskreise ist unsere europäische Tracht — sogar mit schwarzem Zylinder — schon allgemein üblich, aber nicht vorteilhaft, denn auch der Japaner ist ja klein von Statur, trotz außerordentlicher Kraft und Zähigkeit des Körpers, und selten sieht man einen gut und elegant gewachsenen, und ebenso selten einen im Gesichtsausdruck schönen Japaner.

Sehr häufig begegnet man Japanern und Japanerinnen mit bewehrtem

Auge, hauptsächlich mit Brillen, seltener Zwicker, darunter ausnehmend vielen aus dem Volke, was unzweifelhaft seinen Grund in den das Auge enorm anstrengenden feinen Arbeiten der Japaner findet; Email-Cloisonné, bemalte Porzellansatsuma, Damaszenerarbeit, Seiden- und Goldstickereien, die unerreicht fein durchgearbeiteten Elfenbeinschnitzereien sind ja wahre Augenverderber.

Müde vom vielen Sehen und Herumwandern trafen wir, nachdem wir unseren verehrten Gönnern, Exzellenz von Ambró und Gemahlin, noch einen Abendbesuch abgestattet hatten, endlich in unserem Hotel wieder ein. Eine von Seiner Exzellenz mir verschaffte Einladung zu einem Dejeuner bei dem japa-



Shintotempel (Inneres).

nischen Kriegsminister mußte ich dankend ablehnen; es drängte uns, hinauf in die Berge nach Nikko zu fahren, landschaftlich, wie man sagt, das Schönste in Japan.

Am 12. April abends hatten wir die sechs Stunden Eisenbahnfahrt von Tokio nach Nikko zurückgelegt und waren vorzüglich in dem komfortablen und höchst anmutenden, dabei prächtig gelegenen Kanaya-Hotel installiert.

Nikko liegt im Norden von Tokio im Gebirge, wird als Sommerfrischort viel besucht und besitzt einen Shinto- sowie einen Buddhatempel, oder richtiger eine ganze Anzahl von Tempeln, und die Grabmäler der Shogunen

Jenaju und Jenmitsu, welcher Gesamttempelkomplex gewöhnlich mit Mangwanji bezeichnet wird. Diese wohl mehr als fünfzig verschiedenen, teils miteinander in Verbindung stehenden, teils isoliert liegenden Baulichkeiten finden sich in einem eine große Fläche deckenden hügeligen Park vereinigt, der wie

Shintotempeleingang in Nikko.

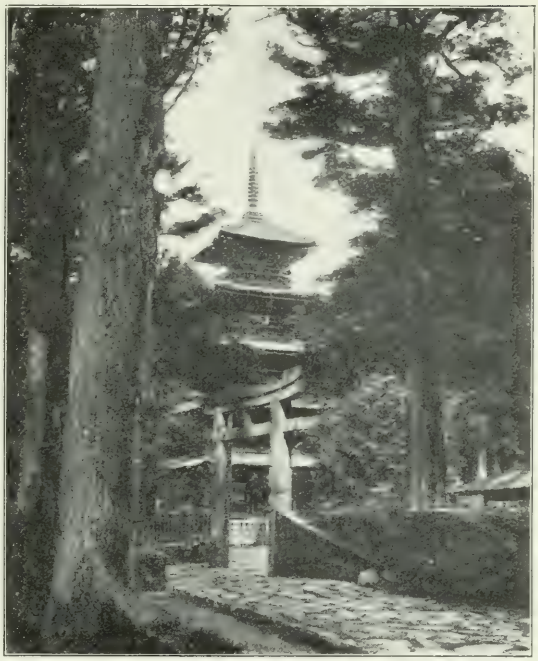
kein anderer Tempelpark in ganz Japan den Besucher in eine pietätvolle, erhebende, mystische Stimmung versetzen muß.

Hier finden wir einen Wald von ururalten Kryptomerien, wie solche sich in gleicher Menge und gleicher Höhe und Dicke an einem Orte wohl kaum

Meurer Weltreisebilder, siehe S. 21.

Aussicht vom Kanaya-Hotel zu Nikko in Japan.

wieder finden dürften. Das ist der „Heilige Hain", wie man ihn sich weihevoller nicht denken kann, das ist der „hehre, erhabene Dom Gottes", von der Gottheit selbst errichtet! Wer beim Anblicke dieser der „Gottheit" geweihten Stätten nicht ergriffen wird, wessen Seele sich hier nicht begeistert, dem unfaßbaren, allgewaltigen, in einem unbekannten Jenseits waltenden Namenlosen, Überirdischen zuwendet, der wird wohl auch nicht leicht anderswo auf dieser Erde je zu solchem Gefühle sich aufzuschwingen vermögen.



Pagode in Nikko.

Und dabei sind die Tempel mit ihren unermeßlichen Schätzen in ihrer herrlichen feinen Holzskulpturarbeit, ihren rot und golden lackierten, bunten Verzierungen, ihren reichen kunstvollen Goldbronzen, ihren unvergleichlichen Lackarbeiten und Malereien, ihren Wand- und Deckenbekleidungen, mit einem wahrhaften Überreichtum — der als solcher alle Pracht und Herrlichkeit orientalischer Wunderpaläste übertrifft — ausgestattet, so daß sie in voller Harmonie stehen zu dem von der Natur geschaffenen, erhabenen Dom, der alles überwölbt, überschattet und schützt.

Laterne und Glocke vor dem Shintotempel.

Im Shinto-Tempeltrakt befindet sich auch der im ganzen Lande größter Verehrung geweihte sogen. „Heiligste Schrein".

Wollten wir versuchen

aufzuzählen und zu beschreiben, was wir da alles in den eigentlichen heiligen Tempelbauten gesehen haben, so z. B. in dem eigengearteten Sorinto, der 13 Meter hohen Kupfersäule, dem Glockenturm, der großen fünfstöckigen 30 Meter hohen Pagode, dem grandiosen Mausoleum von Jeyasu, zu dem man auf einer langen Steintreppe, flankiert von zwei Reihen Kryptomerien, hinaufsteigt zu einer dominierenden Höhe, jenem des Jeymitsu nächst dem Buddhatempel und verschiedenem anderen mehr, so würden wir sobald nicht fertig werden.

In wenig Worten: Nikko mit seinen Tempeln und seinem unvergleichlichen Tempelhain ist die Perle von Japan oder wenigstens dessen, was wir in diesem Lande gesehen. Man begreift es, wenn der Japaner es „Nikko" genannt hat, das ist: „der Sonne Glanz"!

An anderen Sehenswürdigkeiten wäre zu nennen eine prächtige meilenlange, schnurgerade Allee von vielhundertjährigen Kryptomerien und zu erwähnen eine vom reißenden Wildbache verschlungene, aber in neuem Aufbau begriffene „Heilige Brücke", die im Bilde unzählige Male verewigte „Rote Brücke", welche oberhalb der Fahrbrücke vom Kanaya-Hotel hinüber aufs linke Daya-gawa-Ufer zu den Tempeln führte, und die nur vom Mikado und den geheiligten Mitgliedern der kaiserlichen Familie betreten werden durfte. Im kleinen Orte Nikko sind gute Kaufläden, besonders auch für Rauchwaren (Wildkatzen, Hirschdecken und verschiedenes andere Pelzwerk); auch kann man hier wie in Kioto gute Kuriosartikel kaufen; bei einem im ganzen Lande sich guten Rufes erfreuenden Antiquitätenhändler sind mitunter gute alte Bronzen erhältlich.

Nikko ist landschaftlich sehr bevorzugt, wir glauben uns in unsere Voralpen versetzt. Auch hier, wie überall in Japan, mangelt den übrigens auch nicht sehr hohen, sich fast nirgends über 2500 Meter erhebenden Gebirgsketten jede prägnante scharfgezeichnete Gipfelformation, die allein dem einzelnen Berge entschiedene Individualität verleiht. Nur der sich weit über die Höhe der anderen Bergformen aufschwingende Fuji-yama, der aber hier, weil

Chuzenjisee.

entfernt gelegen, unsichtbar ist, kann als eine solche individuelle Berggestalt anerkannt werden.

Die Seehöhe von Nikko beträgt ca. 600 Meter, und der Charakter der ganzen Landschaft ist bewaldetes Gebirge. Der in schmaler Schlucht zwischen dem Kanaya-Hotel und den Tempeln herabrauschende Wildbach verleiht der Landschaft ein romantisches Gepräge.

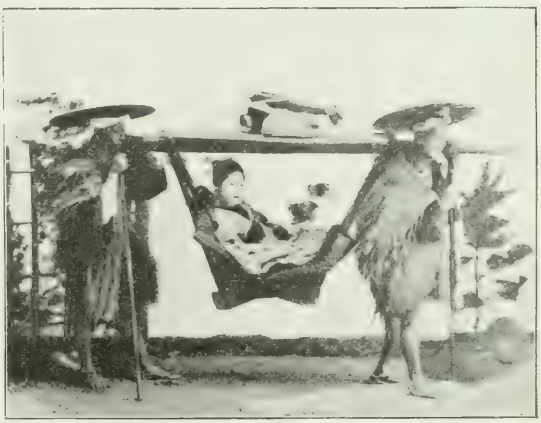
Um nun aber das Gebirge näher kennen zu lernen, verließen wir an einem sonnenklaren Morgen, meine Frau und Iguchi in Rikshas, ich zu Pferd, Nikko, um den Chuzenjisee zu besuchen, der in einer Höhe von 13 bis 1400 Meter ü. M. zwischen bewaldeten Höhen eingebettet liegt. Man benötigt ungefähr 3 bis $3^1/_2$ Stunden zum Aufstieg, wobei man einige Male bei steilem Anstiege zu Fuß geht. Abwärts kann man den Weg in $2^1/_2$ Stunden zurücklegen. Ein paar hübsche, nicht aber besonders hervorragende Wasserfälle passiert man am Wege. Oben auf einer bewaldeten Terrasse, die eine recht hübsche Bergumrandung aufweist, liegt der ansehnliche Chuzenjisee eingebettet; am Ufer befindet sich eine Fischerniederlassung und ein recht nettes Hotel, das im Hochsommer überfüllt sein soll, und wo wir einen ganz guten Lunch mit schmackhaften Fischen serviert bekamen.

Der Chuzenjisee dürfte am ehesten mit einem unserer Voralpenseen, wie Attersee, St. Wolfgang- oder Abersee, Mondsee, zu vergleichen sein.

Der Wald setzt sich hier zumeist aus Buchen, Eichen, Birken, Ahorn (rotblättrig), Kiefern und den prächtigen Kryptomerien (eine Kiefergattung, ähnlich den Zypressen) zusammen.

Wie gerne würden wir in Nikko, diesem idyllischen, friedlichen Tale, man wäre versucht zu sagen „heiligen Stätte", länger, wochenlang geweilt haben, aber der Tag unserer Abfahrt aus Japan rückte immer näher und noch manches Sehenswerte war aufzusuchen.

So nahmen wir denn wehmütigen Sinnes Abschied von dem unvergleichlich anheimelnden „Heiligen Haine" und den friedlichen „heiligen Tempelstätten", deren gediegene



Japanischer Tragsessel. 21*

majestätische Pracht, die doch so fern allem aufdringlichen Prunke liegt, uns unvergeßlich bleiben und allezeit eine der erhabensten Erinnerungen an Japan bilden wird.

Am 15. abends waren wir wieder in Tokio und am 16. früh auf der Fahrt nach Miyanoshita. In Kodzu verläßt man die Bahn und fährt mit Straßenbahn über Odawara nach Yumoto und von dort mit Rikscha in einer Stunde hinauf nach Miyanóshita, 420 Meter Seehöhe, wo die Ankunft 3 Uhr nachmittags erfolgte.

Der Anstieg in einem hübschen bewaldeten Tale gestaltet sich recht malerisch. Miyanoshita mit seinen Salzquellen ist einer der besuchtesten

Shintotempel Torii in Nikko.

Sommerfrisch- und Badeorte Japans. Die Lage dieses Höhenortes selbst ist allerliebst, nicht großartig, aber sehr anmutig, den Bergen der Umgebung fehlt auch die Gipfelformation, durch welche unsere Alpen so romantisch und pittoresk sich aufbauen, wir haben auch hier nur rund geformte Bergrücken und Bergkuppen, teilweise, besonders in den unteren Partien, bewaldet, vielfach nur mit Wiesenmatten überzogen. Der Fuji bleibt hier verdeckt durch die Hakonekette. Nikko liegt romantischer, und wir finden dort mehr Anklänge an unsere Hochgebirge, obgleich auch dort die bizarren Felsgestalten fehlen.

Das Hotel Fuji-ya ist recht komfortabel, gut geführt und in ganz reizender Umgebung gelegen.

Zur Charakterisierung des Japaners wäre hier vielleicht folgendes der Erwähnung wert.

Wir verließen Tokio zwischen 9 und 10 Uhr vormittags. Wie damals stets, war der Zug vollbesetzt, wir hatten aber durch Iguchi, der in der zweiten Klasse fuhr, gute Plätze erlangt. Da auf allen Stationen gehalten wurde, und da nur der eine Zug am Vormittage in dieser Richtung verkehrte, denn die Militärtransporte waren noch immer im Zuge, so gab es auch ein fortwährendes Ein- und Aussteigen. Kein Japaner kam, ohne seine neueste Zeitung in der Hand zu haben, in die er sich natürlich alsbald vertiefte.

Tempel Torii.

Viele von den Mitreisenden kannten und begrüßten sich, wechselten einige Worte — eine lautlärmende Unterhaltung in einem Raume, wo andere, nicht bekannte Damen und Herren sich aufhalten, hält auch der Japaner nicht für schicklich — und wandten sich dann den wichtigen Tagesneuigkeiten, die ihnen die Zeitungen brachten, zu. Kaum daß dann und wann ein paar wenige Worte in größter Ruhe und ohne jedwede Erregung gewechselt wurden, dann stiegen die Leute aus und andere wieder ein, und so änderte sich das Bild im Laufe des Vormittags wiederholt.

Bei meinen verschiedenen Platznachbarn hatte ich in ihrer Zeitung die Abbildung eines russischen Offiziers und eines Kriegsschiffes gesehen; da aber

bei keinem der Leser sich irgendwelche Aufregung gezeigt hatte, nahm ich an, es handele sich dabei um ältere schon bekannte Kriegsereignisse.

Erst als wir mittags in Yumoto in die Rikscha stiegen, frug ich so nebenher Iguchi, wessen Bildnis in den heutigen Zeitungen gebracht worden sei, und darauf erwiderte er in seiner bescheidenen Weise: „Es ist gestern Abend die telegraphische Nachricht eingetroffen, daß der neue russische Admiral Makaroff mitsamt dem Flaggschiff ‚Petropawlowsk' bei einem Ausfallversuche aus Port Arthur zugrunde gegangen ist. Das ist für uns ja eine sehr erfreuliche Nachricht, durch die uns eine große Sorge für einige Zeit genommen ist, aber wir bedauern den tapferen Offizier, denn derselbe hatte

Buddhatempel in Nikko.

den Ruf großer Tüchtigkeit und war bemüht, das gutzumachen, was seine Vorgänger verschuldet hatten."

Das bedarf keines Kommentars! Welcher frenetische Jubel durchbrauste ganz England, zu welch widerlichen Orgien ließ sich der Mob in London hinreißen, wenn im zweiten Boeren-Kriegsjahre einmal das große Weltreich statt der gewohnten Niederlagen einen mäßigen Erfolg über die Hand voll Boeren zu verzeichnen hatte! Und hier ein kleines Volk im Kampfe mit einem Riesenreiche, das bei einer Nachricht von so großer Tragweite vom Kaiser herab bis zum letzten Rikshakuli eine solche klassische Selbstbeherrschung und kühle Erwägung zeigt! Es wurde damals auch keine Siegesfeier, kein harmloser Lampionzug in Tokio gestattet.

Am übernächsten Tage, 17. April, verließen wir etwas vor 9 Uhr morgens das reizende Miyanoshita, meine Frau im Tragsessel, ich zu Pferd, Iguchi in einem Hängesessel auf japanische Art, den er aber bald zurücksandte und den Weg zu Fuß zurücklegte. Unser Bergpfad führte steil auf; gegen 10 Uhr passierten wir ein kleines Schwefelbadetablissement, nach weiteren zwanzig Minuten überschritten wir einen Sattel mit einem kleinen See, und als wir kurze Zeit nachher etwas absteigend um eine Ecke bogen, lag der Wasserspiegel des allerliebsten romantischen kleinen Hakonesees (720 Meter

Atami.

Seehöhe) vor uns und darüber hinweg ragte in ihrer ganzen Glorie die herrliche weiße Pyramide des Fuji-yama, 3792 Meter, in den blauen Himmel! Gewiß ein großartig schöner Anblick.

Etwas vom Wege seitwärts ablenkend suchten wir zuvörderst den am Seeufer etwas erhöht gelegenen Gongentempel auf, zu dem eine prachtvolle Kryptomerienallee hinanführt (bis hierher zwei Stunden).

Dann in zehn Minuten zurück zum Hauptwege und in fünfzehn Minuten am Hauptgestade entlang zum kleinen Gasthaus Matsuzaka Branch, wo uns auf der Terrasse angesichts des Sees und des Fuji-yama ein ganz ansprechendes halb japanisches, halb europäisches Frühstück serviert wurde.

Danach weiter aufwärts, über Rücken und Kämme hinauf, dann mit-

unter wieder etwas hinab, weiter über einen Paß (Kuraka-toge?) und endlich zum Jikkoku toge, dem Zehnprovinzen-Paß, 965 Meter, von dem man auf zehn Provinzen sehen kann und den wir nach $2\frac{1}{2}$ Stunden vom Hakonesee betraten. Bis hierher war der Fuji-yama immer sichtbar, jetzt verschwindet er bald, dafür liegt das Meer vor uns ausgebreitet. Die Aussicht ist sehr weit umfassend, bis weit auf den Pacific und tief ins Land hinein, sie ist auch schön, malerisch, aber nicht eigentlich großartig nach dem Maßstabe von Alpenaussichten.

Nun geht es $2\frac{1}{2}$ bis 3 Stunden scharf abwärts. Um $4\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags halten wir, einen tausendjährigen Kampferbaum passierend, unseren Einzug in Atami an der Küste des Großen oder Stillen Ozeans.

Ein kleiner Geiser sendet hier in bestimmten, nach Stunden zählenden Intervallen seine Dämpfe und siedenden Wässer in breitem Schwall zutage und hatte die Gefälligkeit, dies just in dem Augenblicke zu tun, als wir vorbeikamen.

Auch hier in dem kleinen Fischerorte fanden wir im Hotel Higuchi ganz leidliche, angenehme Unterkunft. In dem einen Trakte des Hotels waren einige Zimmer europäisch, in dem anderen, wo Iguchi sich einquartierte, war alles unverfälscht rein japanisch.

Hier im freundlichen Atami glaubten wir uns an die dalmatische oder süditalienische Küste versetzt.

Am 18. April fuhren wir mit von Menschen geschobenen Rollbahnwägelchen um 9 Uhr morgens von Atami ab, entlang der romantischen Küste nach Odawara, wo wir um $12\frac{1}{2}$ Uhr mittags ankamen; weiter mit elektrischer Bahn in einer Stunde nach Kodzu und mit normalspuriger Bahn in drei Stunden nach Tokio.

Kaiserliches Kirschblütenfest im kaiserlichen Park in Tokio. Yokohama.

Den 19. April verlebten wir in Tokio sehr angenehm in der Familie unseres Gesandten, des Herrn und der Frau von Ambró, und abends besuchten wir das Theater.

Die Theatervorstellungen in Japan beginnen vormittags, spätestens mittags, und die gelösten Karten gelten für den ganzen Tag, denn es wird tatsächlich über den ganzen Tag bis in den Abend hinein gemimt. Die Stücke, die gewöhnlich einen ganzen Roman oder ein Stück japanischer Helden-

Ort und See Hakone in Japan.

geschichte zur Anschauung bringen, sind sehr lang und nehmen Stunden in Anspruch; sobald ein Drama beendet ist, folgt ein anderes.

Der Japaner zieht mit seiner ganzen Familie ins Theater, führt einen Speisekorb mit sich, und in den Zwischenakten tafelt er mit den Seinen oder mit Freunden. Auch die oft noch recht jungen Kinder, die mitgenommen werden, verhalten sich sehr ruhig und sittsam, denn das Kind wird von frühester Jugend an durch drakonische Mittel zur Selbstbeherrschung, zum Unterdrücken und Verbeißen des Schmerzes angeleitet und erzogen. Heutzutage tritt auch in diesem Punkte eine entschiedene Vererbung zum Vorschein, man sieht unendlich selten ein weinendes oder gar schreiendes und fast nie ein boshaft und ungebärdig, trotzig sich auflehnendes Kind. Die seelischen Freuden, wie die Schmerzen kommen beim Japaner und bei der Japanerin nur in gemessener, gemilderter Form zum Ausdrucke; Schmerzen, seelische wie physische, werden gewaltsam, mit bewundernswerter Willenskraft unterdrückt und nie dem Auge eines andern preisgegeben. Selbst Vater und Mutter werden beim Verluste ihres Teuersten auf Erden — und das ist der Sohn, der Stammhalter der Familie, gleichviel ob der leibliche oder, wenn solcher zum größten Schmerze der Eltern versagt war, der adoptierte Sohn, der in des andern volle Rechte tritt — keine Träne in Gegenwart anderer vergießen.

Der Zuschauerraum im Theater ist in kleine viereckige Abteile getrennt, gleich offenen Logen, in denen meist vier Japaner, auf der Matte hockend, oder zwei Personen in europäischer Kleidung auf Sesseln, die in solchem Falle gegen ein geringes Entgelt sofort beigestellt werden, Platz finden. Die minderen Plätze bzw. Abteile sind im Raume, wo unser Parkett und Paterre, die besseren, wo unsere Parterrelogen sich befinden. Galerien gibt es nicht. Selbstverständlich sind im Zuschauerraume durchaus Matten gelegt, denn der Japaner hockt und sitzt ja auf dem Fußboden; ebenso selbstredend ist es, daß jeder Japaner — vom Europäer wird dies im Theater nicht verlangt — draußen in der großen Vorhalle sein Schuhwerk, meist Holzpantinen, die mittels Strippen um die dicke (große) Zehe befestigt sind, ablegt. [NB. Die starken weißen Strümpfe der Japaner sind meist so gewirkt oder gestrickt, daß die einzelne (dicke oder große) Zehe auch von den anderen Zehen abgeteilt wird.] Man sieht beim Eingang ins Theater Hunderte, ja bei großem Andrange mitunter mehr wie tausend solcher Holzpantinen oder andere Art Schuhwerk aufgehäuft liegen — natürlich ohne Garderobemarke — und doch soll es sich höchst selten ereignen, daß Verwechslungen vorkommen.

Man darf selbstverständlich in einem japanischen Theater keine kunst-

gerechte Vorstellung im europäischen Sinne erwarten. Das Dargestellte ist vorwiegend, was wir „Ritterstück" nennen würden. Es sind Darstellungen teils geschichtlicher, teils sagenhafter, teils wohl auch romanhafter Vorgänge und Begebenheiten, in welche auch Liebesepisoden und sonstige dramatische Lebensereignisse eingeflochten sind, bei denen allen aber vornehmlich die Ritterlichkeit, Bushido, gepriesen und verherrlicht wird. Die ehrenhafte Gesinnung und Gebarung, die untadelhafte ritterliche Aufführung werden stets zu Ehren gebracht und Tugendlohn gezollt. Daneben wird in unübertroffen lebenswarmer und höchst anschaulicher, nichts weniger als brutaler oder abstoßender realistischer Darstellung die physische Kraft und Geschicklichkeit des Mannes und Kriegers durch brillante, auf der Bühne sich abwickelnde Kämpfe verherrlicht.

Daß das Harakiri, das übrigens japanisch Seppuku (auch mitunter Kappuku) genannt wird, das ist die Selbstvernichtung durch Bauchaufschlitzen, eine große Rolle spielt und mit einer so drastischen Realität vorgeführt wird, daß man versucht wird, besorgt um das Leben des armen Selbstopfers zu werden, ist begreiflich. In Parenthese sei übrigens erwähnt, daß diese freiwillige Selbstvernichtung zwar infolge eines oft zu weitgehenden Ehrbegriffes noch stattfindet, daß dieselbe aber nie mehr, wie vordem, als Strafe verhängt wird.

Die ganze Aufführung, inbegriffen die vorkommenden sentimentalen Szenen, war gar nicht übel und mit Hilfe der Erläuterungen, die uns unser überall versierter Iguchi zuteil werden ließ, konnten wir auch das Verständnis dafür finden, so daß uns der Theaterabend nicht nur von wirklichem Interesse und zur Belehrung wurde, sondern auch in ganz angenehmer Erinnerung geblieben ist.

Man darf eben auch hier nie vergessen, daß die moderne Kultur vor noch nicht einmal vier Dezennien erst ihren Einzug in Japan gehalten hat, und daß da vorerst ganz andere, wichtigere Dinge zu reformieren und zu organisieren waren als die Kunst überhaupt, und gar erst die dramatische Kunst.

Am 20. April sollte ein Kirschblüten-Sakura-Fest für durch Ihre Majestäten geladene Gäste in einem kaiserlichen Park stattfinden. Durch gütige Vermittlung unseres Gesandten Exzellenz von Ambró war uns eine kaiserliche Einladung zu diesem Feste zuteil geworden.

Leider war uns diesmal — es war freilich wohl das erste Mal auf der Reise — das Wetter nicht hold. Es war regnerisch und kühl, infolgedessen Ihre Majestäten der Mikado und die Kaiserin leider nicht beim

Feste erschienen. Dasselbe wurde zwar abgehalten, aber die pièce de résistance fehlte leider. Nichtsdestoweniger war die Festfeier nicht nur interessant, sondern auch schön, denn in dem großen, prächtigen Parke standen hunderte von Kirschbäumen in üppigster, vollster Blüte und alle Bäume ohne Ausnahme waren hier von der Gattung der sogenannten doppelten, also der vollen rosaroten Blüten. Der Blütenschmuck und der ganze, sonst nie zugängliche Park boten somit in der Tat einen entzückenden Anblick. Außer der malerischen Schönheit bot aber auch das Fest reiches anderweitiges Interesse durch die geladenen Gäste, deren doch viele der Einladung gefolgt waren, und durch die Art, wie hier ein kaiserlicher Empfang in Szene gesetzt wird. Mit wenig Worten ist dies übrigens charakterisiert. Wenn nicht der aparte Park und der Gesichtsausdruck und die etwas mehr bräunlichgelbe Hautfarbe der nicht-abendländischen Gäste und Diensthabenden daran erinnert hätten, daß wir irgendwo im Orient uns befinden, könnte man sich ohne weiteres in ein Gartenfest am kaiserlichen und königlichen Hoflager in Schönbrunn oder im kaiserlichen Garten in Potsdam versetzt glauben. Hofbeamte, Lakaien und Bedienstete in tadellos feinem, vollendet europäisch zugeschnittenem Hofkleide bzw. reicher Livree. Die Eskarpins, seidenen Strümpfe und ausgeschnittenen Schnallenschuhe, der schwarze Hoffrack, die weiße Krawatte bzw. die reich galonierte Dienertracht, kurz, nichts in diesem Punkte erinnerte an Japan. Ebensowenig aber auch die Gäste, die in schwarzem Frack oder Gehrock mit schwarzem Zylinder oder in Militäruniform befohlen und erschienen waren.

Dazu gab es ein auserlesenes, auf einer sehr langen Tafel auf einem Wiesenplane, aber unter Dach, aufgestelltes Büfett mit allen möglichen feinen Schüsseln und Gerichten. Daneben kleine Tischchen zu vier bis sechs Personen in großer Zahl, an denen die Gäste sich nach Belieben niederließen, um sofort von den Lakaien aufmerksamst bedient zu werden, während unausgesetzt französischer Champagner geschenkt wurde.

Am nächstfolgenden Tage bei nun wieder schönem Wetter Verabschiedungs- und Dankvisiten. Dann ein Besuch des Basars Kwankoba am Shiba-Park. Hierauf wieder in die Stadt, wo wir verschiedene Einkäufe machten, darunter vollendet schöne und überaus feine Elfenbeinschnitzereien, angefertigt vom derzeit berühmtesten lebenden Meisterschnitzer Okawa, und abends noch einmal nach Yokohama in unser treffliches Metropole-Palace-Hotel.

Fünf reizende Tage verlebten wir noch in Yokohama, wo wir fast täglich zu Gaste am Bluff bei lieben Freunden und deutschen Landsleuten

(Konsul Hannemann, Bengen, de Laland) waren, mit denen Ausflüge in die Umgebung, so z. B. in die niedliche Mississippi-Bai u. a. m. ausgeführt wurden.

Nachdem wir dann endlich von allen japanischen bzw. in Japan lebenden liebgewonnenen Gönnern, Freunden und Freundinnen und auch von unserem braven Iguchi Abschied genommen, war auch die Stunde herangerückt, wo wir dem schönen Japanlande den Abschiedsgruß bieten mußten. Noch einmal eine letzte Fahrt in der Rikscha! Ob wir je wieder im Leben in einer solchen netten Kuruma fahren werden? wer kann das wissen. Für diesmal lebe wohl, reizendes Japan!

Honolulu.

10. Pacificfahrt Yokohama—Honolulu—San Franzisko.

Nur mit Mühe und Not war es uns gelungen, von Hongkong aus, also nahezu zwei Monate vorher, uns telegraphisch durch Vermittelung des Norddeutschen Lloyd auf der „Doric", einem englischen und unter englischer Flagge fahrenden Dampfer der „White Star Line", der von der amerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft „Occidental-Oriental S. S. Co." gechartert war, die letzte freie Kabine für die Überfahrt zu sichern. Durch die gütige Intervention des Herrn Vertreters des Norddeutschen Lloyd in Yokohama war es möglich geworden, diese Innenkabine gegen eine zufällig frei gewordene Außenkabine zu vertauschen. Da die „Doric" als eines der besten Schiffe auf der Linie Yokohama—Honolulu—S. Franzisko galt, konnten wir die lange Reise mit dem Gefühl der Beruhigung und Befriedigung antreten.

Es war tatsächlich ein außerordentlicher Zudrang zu den Schiffen, denn wenn auch bis jetzt Japan selbst unberührt von kriegerischen Ereignissen geblieben war, konnte doch, sobald der russische Kriegshafen Wladiwostock eisfrei wurde, was in kürzester Zeit zu gewärtigen war, das dortige russische Geschwader vor den japanischen Küsten erscheinen und die Schiffahrt in unangenehmster Weise behelligen, was tatsächlich auch später, wenn auch nur für kurze Zeit, der Fall war. Infolgedessen trachtete ein jeder Nichtjapaner, der hier nicht gebunden war, rechtzeitig das Land zu verlassen. Alle Dampfer waren somit auf Monate voraus bis auf den letzten Platz besetzt. Dazu kam noch, daß die japanische Dampferlinie schon seit Beginn des Krieges eingestellt war, weil sämtliche Schiffe für die Militärtransporte in Verwendung genommen worden waren.

Um nach Nordamerika zu reisen, standen also nur die amerikanische

Linie über Honolulu nach S. Franzisko — mit Abfahrt jede zweite Woche — und die englische Linie (die sogenannten „Empreß"-Dampfer) nach Vancouver in Kanada — in 13tägiger Fahrt direkt — zur Verfügung. Diese letztere mochten wir nicht benutzen, da wir durch die Vereinigten Staaten, nicht aber über Britisch Kanada reisen wollten, auch die Weltreisebilletts, bei denen die Fahrt über den Pacific und ebenso die Eisenbahnfahrt durch Nordamerika (diese in mehr als einem Dutzend beliebig zu wählenden Varianten) inbegriffen ist, insofern beschränkte Route haben, als derjenige, der die Eisenbahnfahrt durch die Vereinigten Staaten ausführen will, auch auf der amerikanischen Linie über Honolulu nach Japan oder umgekehrt fahren muß, ebenso wie jener, der den Pacific auf der englischen Dampferlinie durchmißt, auch auf der englischen Bahn durch Kanada nach New-York zu reisen gezwungen ist.

Schon aus diesem Grunde, außerdem aber auch, weil wir Honolulu und die Weltausstellung in St. Louis zu sehen wünschten, ferner auch nicht Lust hatten, jetzt noch so hoch nach Norden in größere Kälte, in die Nähe der gerade um diese Zeit schwimmenden Eisberge zu geraten, waren wir auf die amerikanische Dampferlinie angewiesen und recht froh, eine gute Kabine und, wie wir vermeinten, ein gutes Schiff gefunden zu haben.

Die „Doric" war — wie übrigens alle Passagierdampfer der Pacificlinien — ein für solche Fahrten recht kleiner Dampfer, er hatte nur 4680 Tonnen. Auch die Empreßdampfer der Vancouverlinie haben nur 6000 Tonnen und ebenso die drei Dampfer der japanischen Linie „Toyo—Kisen—Kaisha" (die kriegshalber nicht verkehrten). Nur zwei große Dampfer von der Größe der „Kiautschou" und „Hamburg" mit ca. 11 000 Tonnen fahren zwischen Japan und S. Franzisko. Diese gehören der „Pacific Mail S. S." Aber nur alle 6—7 Wochen tritt eines dieser Schiffe („Korea", „Siberia") die Fahrt über Honolulu an, und so trifft es sich nicht leicht, gerade einen dieser zwei großen Steamer benutzen zu können.

Im voraus sei gleich hier gesagt, daß die gerühmte „Doric" mit den deutschen Reichspostdampfern gar keinen Vergleich aushalten kann. Bezüglich Komfort steht sie weit zurück nicht nur allein des viel geringeren Raumes wegen, sondern der ganzen Einrichtung nach. Die Verpflegung auf dem Dampfer ist überhaupt gar nicht zu vergleichen mit jener auf den deutschen Schiffen. An unserem Tische hatte sich eine Gesellschaft von Ausländern verschiedener Nationen zusammengefunden, darunter auch drei Seeoffiziere, denen betreffs Seefahrten ein Urteil doch nicht abzusprechen ist, und das Urteil aller deckte sich in dieser Beziehung. Tatsächlich war in den letzten

4—5 Tagen unserer Fahrt eine kleine Hungersnot im Anzuge, denn die meisten Speisen waren verdorben, ja in den letzten Tagen selbst die Eier ungenießbar.

Da wir, wie man zu sagen pflegt, eine „gute Überfahrt" hatten, keinen Sturm überstehen mußten und nur mit der im Pacific ewig gleichen, mächtigen Dünung und zeitweise nur mit durch steifere Brisen verursachtem besonders starken Wellenschlag zu kämpfen hatten, so haben wir keine Ursache gehabt, uns über Gang und Fahrt des Schiffes zu beklagen. Aus verschiedenen Äußerungen von Fachmännern aber konnten wir entnehmen, daß es nichts weniger als erwünscht sein dürfte, Zeuge sein zu müssen, wenn einmal die Leistungsfähigkeit des Schiffes anläßlich sehr schwerer See auf die Probe gestellt werden würde; ja ein Schiffsingenieur, den wir später in Amerika kennen lernten, äußerte sich ganz unumwunden, daß er eine zweite Überfahrt mit der „Doric" nicht unternehmen würde, weil er sie infolge gewisser nur dem Sachverständigen auffälligen Anzeichen für nicht mehr — es ist ein älteres Schiff — genügend seetüchtig erachte, um einem schweren Sturme unbedingt erfolgreichen Widerstand leisten zu können. Inwieweit dies gerechtfertigt ist, muß dem Urteil erfahrener Seeleute vorbehalten bleiben.

Bezüglich des Herrn Kapitäns und seiner Offiziere können wir nur sagen, daß sie durchaus entgegenkommend sich erwiesen und besonders der Kapitän bemüht war, seinen Passagieren die Überfahrt kurzweilig zu gestalten.

So nahmen wir denn am 27. April, also einen vollen Monat nach dem ersten Schritt auf japanischem Boden, Abschied von dem schönen Lande, seinen strebsamen, so plötzlich zu Ansehen und Macht gelangten Bewohnern und den liebgewonnenen Freunden und dampften hinaus in das größte, gewaltigste Weltmeer, den Pacific oder Großen oder Stillen Ozean.

Betreffs des letzteren Namens haben sich schon viele gefragt, wieso dieses Weltmeer zu dem Namen des „Stillen" gekommen ist. Notorisch ist dieser Ozean unausgesetzt in einer Bewegung wie kein anderes Weltmeer. Bei Orkanen sind sie wohl alle ziemlich gleich, aber bei sogenannter „ruhiger See" — eine „spiegelglatte" Wasserfläche gibt's beim „Stillen" wohl überhaupt nie — durchschneidet gemeiniglich ein Dampfer größerer Gattung die langgezogenen Wogen so glatt, daß man das Heben und Senken des Schiffes kaum verspürt. Der Stille Ozean aber hat eine so starke Dünung, auch bei ruhiger See, bei gutem Wetter, daß das Schiff unausgesetzt zur Höhe gehoben wird, um alsbald wieder in die Tiefe hinabzutauchen. Da die Wogen so viel mächtiger als in anderen Meeren gehoben werden, um in

langgezogenem Schwalle, ohne sich in weißen Kämmen zu überstürzen, wieder in das Niveau zurückzusinken, ist die Bewegung des Schiffes — immer den normalen Wogenschlag vorausgesetzt — nicht allzu unangenehm; man gewöhnt sich schnell daran. Freilich im Augenblick, wo ein Wind, sei er auch nur gemäßigt, die Wogen peitscht, da gehen sie aber auch sofort turmhoch, im wahren Sinne des Wortes. Und da heißt es standhalten, mag das Schiff auch in allen Fugen krachen.

Mehr als auf irgendeinem anderen viel befahrenen Weltmeere drängt sich uns auf dem „Pacific" das Gefühl der Unendlichkeit, des Ewigen, des Unbegrenzten auf. Sind wir erst einige Tage gefahren und befinden uns mitten drinnen in dem ungeheuren, nicht auszudenkenden Element des Wassers, dann beschleicht uns wohl einmal das Gefühl des Verlassenseins. Wir empfinden die unermeßliche Einsamkeit, wir schauen nach allen vier Himmelsrichtungen aus nach einem Ruhepunkt, aber nirgends bietet sich dem Auge ein solcher; allüberall nur die endlos scheinende, Verderben in ihrem Schoße bergende Wasserfläche.

Gewiß, nur in unserer Einbildung ist die Gefahr auf diesem Meere eine größere als irgendwo anders auf einer Meeresfläche, denn ob eine Katastrophe sich ereignet inmitten des Weltmeeres oder angesichts der fast zum Greifen nahen Küste ist gleichgültig. Das Resultat ist das gleiche, ja die Gefahr schlechten Ausganges an der nahen Küste wegen des Strandens und der brandenden See sogar eine wesentlich erhöhte.

Aber doch drängt sich der Gedanke des Verlassenseins, der rettungslosen Einsamkeit auf dem Pacific besonders hartnäckig auf, und es ist dies auch begreiflich, haben wir doch vom Abend des 27. April bis einige Stunden vor unserer Ankunft in Honolulu am 6. Mai früh, also bis zum elften Tage (denn der 3. Mai wurde zweimal erlebt) nach der Abfahrt in Japan, kein einziges Schiff in Sicht bekommen! Das hat freilich auch seinen Grund darin, daß nur die wenigen Passagierdampfer den viel weiteren Kurs über Honolulu nehmen, während alle Frachtschiffe den Pacific zwischen Nordamerika und Japan—Hongkong auf der direkten, viel nördlicher ziehenden Route queren. Aber gleichviel, der Effekt bleibt derselbe: durch 9—10 Tage keine Menschenseele und sei es selbst nur auf äußerste Sehweiteentfernung zu Gesicht bekommen, und dann von da bis kurz vor San Franzisko, also abermals durch fünf Tage das gleiche, das ist doch immerhin geeignet, ein Gefühl des Verlassenseins hervorzurufen, ohne daß damit irgendwelches Gefühl der Furcht verbunden wäre.

Man wolle aber aus solchen, vielleicht ein oder das andere Mal durch das Gemüt ziehenden elegischen Stimmungen, in denen uns die Unendlichkeit und erdrückende Allgewaltigkeit der Welt vor das geistige Auge tritt, nicht etwa den Schluß ziehen, daß dem Genießen dieser großartigen Seefahrt Abbruch getan werden könne, nicht im entferntesten. Wir haben jeden Tag, den wir auf den Wogen dieses gewaltigsten Weltmeeres verbrachten, die überwältigende Großartigkeit der Natur, die unermeßliche Gewalt der Elemente bewundert, und fanden in der Abwechselung der Seefahrt immer wieder neue Reize. Wenn auch unsere Durchquerung des Großen Ozeans eine bevorzugt günstige zu nennen war, so blaute doch der Himmel nicht volle 17 Tage über unserem Haupte, und neben sonnenhellen, windstillen Tagen liefen auch stürmische — aber glücklicherweise keine orkanartigen — Tage zwischendurch, an denen wir die Kraft der Elemente zu bewundern und anzustaunen Gelegenheit fanden.

An den schönen, ruhigen Tagen wurde uns die Zeit nur zu kurz. In der angenehmen, heiteren, wirklich kosmopolitisch-internationalen Gesellschaft, in der wir uns bewegten, gab es allezeit eine abwechselungsreiche Unterhaltung, und ganz speziell unser kleiner Tischkreis hielt, trotz seiner vielgliederigen Nationalitätsvertreter, sehr treu und fest zusammen.

Besonders anziehend waren die Ringkämpfe der Japaner. Ein vornehmer Japaner unter den Passagieren arrangierte mehrmals Ringkämpfe unter seinen im Zwischendeck nach Honolulu fahrenden Landsleuten und setzte für die Sieger ansehnliche Geldpreise aus. Diese Wettkämpfe wurden daher sehr energisch durchgeführt, immer aber blieb der Japaner bei seinem Humor, nie arteten diese Kämpfe in Roheit oder brutale Exzesse aus. Alles fein „ritterlich", selbst bei diesen Kulis, nie ein höhnendes Wort gegen den Unterliegenden.

Dienstag den 3. Mai um $1\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags erreichten wir den 180. Längengrad (Greenwich), das ist die Grenzlinie zwischen Östlicher und Westlicher Halbkugel und zugleich die Zeitrechnungsgrenze. Auf der Fahrt von Japan hierher hatten wir täglich unsere Uhr um 25 Minuten vorrücken müssen, der 180. Längengrad ist als Ausgleichslinie vereinbart, und diejenigen, die von Osten, so wie wir, an ihn herantreten, haben den Tag, an dem sie diesen Punkt erreichen, noch einmal zu rechnen, d. h. der Tag muß mit 48 Stunden bemessen werden; dadurch stimmt dann das Datum mit jenem Tage überein, der auf der beim Überschreiten des 180. Grades betretenen westlichen Erdhälfte geschrieben wird.

Umgekehrt verlieren diejenigen, die von Westen, von Amerika kommen,

einen vollen Tag am 180. Grad. Wir erreichten, wie gesagt, diese Grenzscheide Dienstag den 3. Mai; wenn zur selben Stunde ein Schiff von Amerika an die Grenzlinie gekommen ist, so schrieben die darauf Befindlichen Montag den 2. Mai auf der Weiterfahrt auf der östlichen Erdhälfte fanden sie aber das Datum Dienstag den 3. Mai, das wir führten, sie mußten mithin, um konform mit allen Bewohnern der vier Weltteile der östlichen Halbkugel zu gehen, 24 Stunden überschlagend, unvermittelt in den 3. Mai überspringen, so wie wir beim Eintritt in die westliche Erdhälfte, um mit dem Weltteile, dem einzigen der westlichen Halbkugel, Amerika, in Übereinstimmung zu treten, den Dienstag, 3. Mai, der hier erst zu Mitternacht einsetzen sollte, doppelt zu rechnen veranlaßt waren.

Hatten wir seinerzeit beim Überschreiten des Äquators die südliche Halbkugel betreten, so zog jetzt nach Übersetzen des 180. Längengrades der Kiel unseres Dampfers seine Furchen in der westlichen Halbkugel, die wir noch in ihrer ganzen Breite zu durchqueren haben, um nach Europa zurückzukehren.

Am 5. Mai nachmittags wurde zum ersten Male Land gesichtet, eine kleine Felseninsel, und an diesem Tage traten wir, den Wendekreis des Krebses (zwischen dem 24. und 25.° nördlicher Breite) übersetzend, noch einmal in die Tropenregion ein. Am 26. Mai früh hatten wir die Hawai- oder Sandwichinseln vor uns und legten alsbald am Pier in Honolulu an.

Zum ersten Male setzten wir nun unseren Fuß auf amerikanischen Grund und Boden, denn die Hawai-Inseln sind seit einer kurzen Reihe von Jahren in den Besitz der Vereinigten Staaten übergegangen, und damit sind auch die amerikanischen Preise mit eingezogen. In Honolulu ist das Leben heute ebenso teuer wie drüben im amerikanischen Festlande der Vereinigten Staaten.

Das ist jedenfalls kein Vorzug, wohl aber ist das Klima hier als ein solcher zu bezeichnen. Es soll hier das ganze Jahr Frühjahrstemperatur herrschen, d. h. ein Klima wie im Frühsommer z. B. in Süditalien, Dalmatien, Riviera, nie kalt und nie zu heiß. Das ist fast ideal. Wir fanden es tatsächlich so; wir trugen zum ersten Male wieder — denn in Hongkong war es sehr regnerisch und kühl, in Japan frisch, nie heiß gewesen — weiße Kleidung; im übrigen aber war die Temperatur keineswegs drückend heiß, nur über mittags gut warm, aber am Strande ganz angenehm.

Honolulu ist die einzige größere und die einzige mit modern zivilisierten Einrichtungen versehene Stadt auf den Hawai-Inseln, deren größte, die der ganzen Gruppe den Namen gibt, südöstlich der Insel Oahu, auf welcher Honolulu sich befindet, liegt.

Die Inseln sind hügelig, teils vulkanisch gebirgig, auf der Hauptinsel Hawai ragen zwei Vulkane über 4000 Meter auf, der höchste, Mauna Kea, mißt 4253 (4270?) Meter. Die Fahrt dahin ist sehr unbequem, nur selten verkehren kleine, schlechte, sehr teure Dampfer zwischen den einzelnen Inseln. Eine Reise von Honolulu nach der Hauptinsel kann hin und zurück unter 10—14 Tagen kaum ausgeführt werden und bietet nur dem Forscher oder Kaufmann Interesse, nämlich in Betrachtnahme der Zeit, Kosten und großen Unbequemlichkeit, sowohl zu Schiff als auf dem Lande.

Trotzdem die Hawai-Inseln schon im Gürtel der Tropenzone liegen — Honolulu freilich nur wenig über 2 Grad unter der Tropenlinie — wird derjenige, der aus der tieferen oder gar der äquatorialen Tropenregion kommt, von der Tropenvegetation hier nicht überrascht, geschweige denn entzückt sein können. Anders wer aus den subtropischen Gebieten hier herabkommt; dieser wird die Vegetation und den ganzen eigenartigen Tropentyp besser zu schätzen und zu würdigen wissen. Für denjenigen, der die urgewaltige Tropenvegetation auf Ceylon und gar erst auf Java zu bewundern Gelegenheit hatte, steht Honolulu weit zurück, dagegen weist Honolulu mit seiner gemäßigten Wärme bezüglich des Klimas große Vorzüge gegen jene auf.

Nur bietet wiederum Honolulu für einen Aufenthalt, und seien es auch nur ein paar Wochen, herzlich wenig. Die Stadt selbst hat nichts als das hübsche Kapitol, den früheren Königspalast, mit einem Rasenplatz, der mit alten Bäumen besetzt ist. Recht nett ist der Kapiolanipark, am Meeresufer gelegen, zu dem elektrische Straßenbahn führt. Unweit davon steht das stattliche Strandhotel, Moana-Hotel, mit schöner Terrasse und prächtigem Blick auf das gewaltige blaue Meer, das hier in großartiger Brandung gischende Wogen türmt, die, sich überschlagend und langgezogene weiße Kämme bildend, langsam auf dem gelben Strande aufwärts kriechen, um sich allmählich im Sande zu verlieren. Auch in der Stadt ist ein großes Hotel, von dessen Speiseräumen im obersten Stock man ebenfalls einen prächtigen Blick auf Meer und Hafen hat. Beide Hotels haben vollamerikanische Preise.

Wer einen umfassenden Überblick über Land, Stadt, Wasser und auf die verschiedenen vulkanischen Erhebungen genießen will, begibt sich auf den Punchbowl Hill (5—600 Meter), oder wer noch mehr sehen will, der fahre, wie wir es taten, mit elektrischer Bergbahn in einer Stunde hinauf zur Pacific Height, 8—900 Meter über dem Meeresspiegel. Von da hat man auch einen Blick in die Palischlucht, eigentlich eine Engpaßstraße, die ins Land hinein führt. Diese Tour ist die stets angeratene und angepriesene, wohl

auch deswegen, weil man dazu Wagen mieten muß, die für diese Halbtagstour nicht weniger als 10 Dollars (à 4 Mark) für zwei Personen kosten.

Von Interesse in gewisser Beziehung ist das Gemisch der Bevölkerung in Honolulu: ein wahres Chaos verschiedenartiger Nationalitäten. Da stoßen Chinesen und Neger, Japaner, Malaien und Weiße aller Nuancen, also gelb, schwarz, braun, weiß, d. h. letzteres etwas verschmutzelt, zusammen, und der eigentliche Herr des Landes, der braune Polynesier, bleibt in der Minorität. Er ist von dem Gemengsel an die Wand gedrückt worden, geht seinem „Finish" mit Riesenschritten entgegen — noch ein paar Jahrzehnte, und man wird die Hawaileute, die Kanaken, ebenso mit der Laterne suchen müssen wie heute schon drüben jenseits auf den amerikanischen Prärien die Rothaut, den Indianer.

Amerika den Amerikanern und denen, die sich an ihre Rockschöße hängen!

Abends 6 Uhr waren wieder alle Mannen an Bord versammelt, und bald dampfte unsere „Doric" abermals in die von starkem Wind tüchtig gepeitschten Wogen dem noch fernen Ziele entgegen.

Am 7. Mai traten wir, den Wendekreis des Krebses, die Tropenlinie, abermals überschreitend, wieder in die subtropische Region ein, und alltäglich unsere 358—362 Seemeilen laufend, näherten wir uns in schneller Fahrt unserem Endziele.

Von Yokohama bis Honolulu hatten wir 3400 Seemeilen (1 Seemeile = 1,85 Kilometer) zurückgelegt und waren vom 27. April nachmittags 3 Uhr bis 6. Mai 11 Uhr vormittags gefahren, wobei aber ein Tag (3. Mai) doppelt zu rechnen ist, somit nicht ganz zehn Tage. Von Honolulu nach San Franzisko sind 2080 Seemeilen — mithin für die ganze Querung des Pacific auf diesem Wege 5480 Seemeilen — zurückzulegen, die wir in etwas weniger als sechs Tagen durchmaßen, somit inkl. des eintägigen Aufenthaltes in Honolulu 17 Tage.

Um 4 Uhr 30 Minuten nachmittags am 12. Mai passierten wir das Golden Gate in San Franzisko.

San Franzisko, Golden Gate.

11. Nordamerika. Vereinigte Staaten.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, obgleich von der „Alten Welt" räumlich durch den Atlantischen Ozean einerseits und das Pacific-Weltmeer andererseits getrennt, liegen uns, also insbesondere den Bewohnern Mittel- und Westeuropas, infolge zahlreicher Berührungspunkte und vielseitiger verbindender physischer und intellektueller Beziehungen doch so nahe, daß der gebildete Europäer, selbst wenn er die sog. „Neue Welt" nicht aus eigener Anschauung hat kennen lernen, wohl schwerlich sagen kann, daß Amerika — und darunter versteht man heutzutage, wenn nicht ausdrücklich eine beschränkende Bezeichnung, also „Süd-" oder „Zentralamerika" oder „Britisch-Amerika (Kanada)" hinzugefügt ist, die „United States of America" — ihm ein unbekanntes Land und die Amerikaner ihm ein schwer zu verstehendes und zu beurteilendes fremdes Volk sind.

Wir stehen Amerika gegenüber nicht in dem gleichen Verhältnisse, wie es der Fall ist gegenüber den Ländern und Völkern im Osten unserer Halbkugel, die wir gemeiniglich als den „Orient", das „Morgenland", im Gegensatze zum Westen, unserem „Abendlande" oder „Okzident", bezeichnen.

Diese Orient- oder Ostländer und -völker, aus denen wir Abendländer hervorgegangen sind, stehen uns, klipp und klar ausgedrückt, fremd gegen-

über. Die Verbindung zwischen ihnen und uns war durch jahrtausendelange Trennung verloren gegangen. Aus Traditionen und spärlichen historischen Quellen vermochten wir wohl den ursprünglichen Zusammenhang zwischen ihnen und uns mühsam im Laufe von Jahrhunderten wieder aufzufinden und festzustellen, aber selbst heute ist dieser Zusammenhang noch nicht wiederhergestellt. Räumlich, physisch standen und stehen wir ihnen näher als unseren Nachbarn auf der westlichen Halbkugel — die wir einzig und allein nur mit Durchquerung der gewaltigsten Weltmeere erreichen können —; wir haben Land und Seeweg zu ihnen, und dennoch sind die Wechselbeziehungen zwischen den Ländern unserer Wiege und den Völkern, in denen wir unsere ursprünglichsten Urahnen suchen müssen, ganz wesentlich schwächere als die mit unseren jungen, aus uns hervorgegangenen Nachbarn in der sogenannten „Neuen Welt", in Amerika. Diese intensiven Wechselbeziehungen finden ihre natürliche Berechtigung eben darin, daß unsere Nachbarn jenseits des Atlantic fast ausschließlich in Westeuropa wurzeln, daß sie Ableger des Stammes sind, der sich im Abendlande zu so hoher Kultur entwickelt hat. Es ist mithin auch ganz natürlich, daß der Verkehr zwischen ihnen und uns — außerdem zeitlich auch nur eine kurze Spanne Zeit aufweisend — nicht nur nie unterbrochen, sondern sich von Jahr zu Jahr in nie geahnten, nirgends in der Welt je vorgekommenen Dimensionen gesteigert und entwickelt hat.

Während wir sonach im Orient und ganz besonders im „fernen" und „fernsten Osten" Völkerschaften finden, die wohl im Ursprunge mit uns identisch oder doch gleichartig sein mochten, die aber durch jahrtausendelange strenge Abschließung in ganz wesentlich anderer Richtung — vielfach natürlich auch durch andere Klimate bedingt — ihre Entwickelung gefunden, teilweise sogar schon wieder verloren haben, sehen wir drüben in Amerika unsere Epigonen, jungen und jüngsten Datums, die im Wesen uns vollkommen gleichartig sind, an denen wir nichts Altes zu studieren, nichts Neues zu erlernen haben, die wir kennen, verstehen, zu beurteilen und auch dann durch Beschreibung und Hörensagen uns zu vergegenwärtigen vermögen, wenn wir sie auch nicht selbst in ihrem neuen Lande aufgesucht haben.

Anders bei den alten Völkern des Orients. Gewiß, durch Studium der einschlägigen Literatur, durch Verkehr mit denen, die mit und unter diesen so anders gearteten Völkerschaften gelebt, dieselben besucht haben, wird der Forscher sich ein ziemlich richtiges Bild über dieselben zu entwerfen vermögen, auch wenn er nicht selbst in der Lage war, sie in ihren hochinteressanten Landen aufzusuchen. Aber ein ganz zutreffendes, lebendiges Bild, wir möchten sagen

ein seelisches Verstehen dieser kulturell dermalen — denn dereinst war das Verhältnis der kulturellen Errungenschaften zwischen vielen dieser orientalischen Völkerstämme und uns Abendländern kein derartig verschiedener — tief unter uns stehenden Völker sich zuzueignen, vermag doch wohl nur der, den ein gütiges Schicksal einmal unter diese Völker führte. Wenigstens haben fast noch alle, die sich mit dem Studium gerade dieser fernen orientalischen Völker oder Länder beschäftigt haben und die dann einmal selbst schauen, sehen und schöpfen konnten aus dem Lebensborn dortselbst, zugegeben, daß das Bild, das sie sich früher auf Grund schätzenswerter wissenschaftlicher Untersuchungen und Darstellungen zusammengetragen hatten, nicht ganz gestimmt hat, und daß sie erst durch eigenes Sehen und Prüfen, durch den unmittelbaren Kontakt zu einem wahren, richtigen, lebenswarmen Bilde, zu vollem Verständnis gekommen sind.

Land und Leute sind eben dort so ganz anders und so ganz verschiedentlich gestaltet und geartet als bei uns, und deswegen muß der Erzähler, selbst wenn er die gewaltige Materie nur in flüchtiger Skizze vor Augen führen will, ausführlicher zu Werke gehen, wenn er von jenen unbekannten, von nur zu vielen ungekannten und deswegen unverstandenen Völkerschaften und märchenhaften Ländern berichten will, als wenn er in ein unseren klimatischen, kulturellen und Bodenverhältnissen fast gleichgeartetes Land, mit einem uns homogenen Völkerstamm oder richtiger Bevölkerung gelangt, wie dies jetzt hier der Fall ist.

Wir müssen deswegen von der beschreibenden erläuternden Form tunlichst absehen und uns möglichst auf vergleichende Hinweise beschränken, uns auf in Europa wohlbekannte landschaftliche Bilder oder sonstige allen geläufige Verhältnisse beziehen; denn aus dem Vergleiche mit Bekanntem vermag man sich am schärfsten und sichersten ein annähernd richtiges Bild des Nichtbekannten zu konstruieren. Da wo freilich Ähnliches nicht zu finden ist, wie fast überall in den vorbeschriebenen Ländern, muß man zu anderen Hilfsmitteln, zur Schilderung greifen. Für Nordamerika genügt es, kurze Hinweise anzuführen, auch schon aus dem Grunde, weil dieses Land und Volk uns in Europa durch eine umfangreiche Literatur, durch die minutiösesten Schilderungen in der Tagespresse und durch den enormen Verkehr der zwischen hier und dort, durch den massenhaften Besuch der Europäer in Amerika und den der Amerikaner bei uns, sehr geläufig und wohlbekannt ist.

Wenn die Urteile über Nordamerika trotzdem noch immer so sehr verschiedenartig, oft entschieden gegensätzlich lauten, so findet dies seine ganz

natürliche Erklärung darin, daß von den Amerikareisenden die heterogensten, ganzlich voneinander abweichenden Anforderungen gestellt werden.

Wer nur nackte, nüchterne, trockene Realität, praktische, nur auf den Erfolg gegründete Verhältnisse sucht und erwartet, der wird in den Vereinigten Staaten sein Ideal verkörpert finden, sowohl in bezug auf das Volk selbst, als auf die privaten, staatlichen und kommunalen Einrichtungen und Institutionen, auf die sozialen Zustände und Gepflogenheiten, auf Bodengestaltung und landschaftliche Formation.

Wer dahingegen in Amerika Werke klassischer alter oder neuer Kunst, wer Musik und Poesie, wer gemüt- und humorvolle, hehrer Begeisterung und idealem Geistesschwunge fähige Menschen zu finden erwartet, der wird seine Rechnung nicht finden. Ebensowenig derjenige, der dort besondere landschaftliche Reize, romantische und liebliche Täler, formvollendete Felsengipfel, unübersehbare ewige Schnee- und glitzernde Gletscherfelder, idyllische, von ragenden Felswänden umstarrte kristallklare Bergseen, in deren blauen Fluten sich firngekrönte, zum Himmelszelte sich türmende schneidige Gipfel spiegeln, sucht.

Alles, was Amerika bietet, ist großartig, mächtig, massig, gewaltig. Hohe Bergketten ohne Gletscher, ohne jede Gipfelformation, mit spärlichem Schnee auf den höchsten breiten, domartigen Kuppen; ungeheure, unabsehbare Prärien, baumloser, aber fruchtbarster, jungfräulicher Boden. Gewaltige schiffbare Flüsse, breit und überreich an Wasser, durchziehen auf enorme Längen das holzarme, flache Land und wälzen ihre trüben befruchtenden Wassermassen in die gewaltigsten Ozeane. Große, mächtige Binnenseen. Millionenstädte mit turmhohen Häusern, aber nüchtern, einförmig über die Maßen.

Wer anderes suchte und erwartete, der geht enttäuscht aus Amerika hinaus. Das ist aber ganz natürlich, denn die physikalische Bodenbeschaffenheit und die ethnographischen Verhältnisse in Nordamerika sind und waren zur Zeit, als europäische Völker dort festen Fuß faßten, sich zu Herren des Landes machten und ein neues Volk oder richtiger eine neue Bevölkerung schufen, ganz eminent andere als jene, welche auf allen anderen Kontinenten, ganz besonders aber auf dem asiatischen Festlande mitsamt den zahllosen Inselländern bestanden und obwalteten.

Im Osten, dort wo unsere Stammwurzel zu suchen ist, waren die fruchtbaren, produktiven Ländereien seit unberechenbaren Jahrtausenden von ungezählten Millionen von Menschen bewohnt. Das Besitzergreifen solcher stark bevölkerten Ländergebiete war daher mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden, zum großen Teile überhaupt trotz mannigfacher Versuche einfach bis

auf den heutigen Tag unmöglich. Die Widerstandsfähigkeit dieser numerisch den Europäern weit überlegenen Völker war viel zu stark, als daß sie aus ihrem Besitz hätten hinausgedrängt werden können. Da, wo es gelang, sich zu Herren des Landes aufzuwerfen, konnte dies nur in der Weise der Beherrschung der Völker geschehen.

Diese in ethnologischer Beziehung hochinteressanten Völker blieben bestehen und mit ihnen alles das, was aus einer vieltausendjährigen, teilweise einst sehr hohen Kultur noch, dem Laufe der Zeiten trotzend aufrecht bestand.

Der Grund und Boden hatte durch Jahrtausende schon einer überzahlreichen Bevölkerung die Existenzbedingungen verschaffen müssen, war mithin nichts weniger als jungfräulicher Boden, und nur infolge besonders bevorzugter klimatischer Verhältnisse in den unermeßlichen südlicheren Gebieten zeigt er sich selbst bis auf den heutigen Tag noch immer ertragsfähig.

Wer somit jene Länder bereist, der findet neben neuerer eine ganz andere alte Kultur, er stößt auf Kunst- und Bauwerke einer großen lange vergangenen Zeit, er tritt in Verbindung mit Völkern, die sich unter anderen Lebensbedingungen wesentlich anders entwickelt haben, er steht nicht nur in einem anderen Weltteil, sondern sozusagen in einer anderen Welt.

Das ist aber ganz und gar nicht der Fall, wenn er seinen Fuß in den sogenannten „Neuen Weltteil", nach Amerika, setzt.

In Amerika fanden die Europäer, als sie dahin gelangten, keine ansässige Bevölkerung vor, sondern nur nomadisierende Autochthonen, eine auf tiefster Stufe stehende Menschenrasse, die, ohne im Verband miteinander zu stehen, über den ganzen großen Weltteil, Nord- und Südamerika, verteilt war. Diese geistig bis heutigentages tiefststehende rote Rasse, dermalen unter dem Namen „Indianer" bekannt, war gänzlich unfähig und machtlos dem Eindringen der Europäer dauernden Widerstand entgegenzustellen. Man schätzt die Gesamtzahl der über ganz Nord- und Südamerika verstreut gewesenen Indianer auf nicht einmal 10 Millionen. In den Vereinigten Staaten sind sie bereits dermaßen im Aussterben, daß die Zeit ihres gänzlichen Unterganges absehbar ist.

Daß diese homöopathisch dünne Bevölkerung, die ausschließlich von dem erbeuteten Wild und Früchten lebte, ihren Verdrängern einen vollkommen jungfräulichen Boden überließen, in welchem eine hunderttausendjährige Kraft aufgespeichert war, daß die Besitzergreifenden hier und ganz speziell in dem klimatisch bevorzugten Nordamerika, ein Land fanden, welches Hunderte von Millionen Menschen leicht zu ernähren vermochte und das mit seinen nie

gehobenen, nie vorher entdeckten, unermeßlichen Bodenschätzen jedweder Art und Gattung, vom Edelmetall bis zum Erdöl, einem intelligenten, tatkräftigen und unternehmenden Volk zu ungeahntem Reichtume verhelfen mußte, lag auf der Hand.

Umstände und absonderliche Verhältnisse haben hier gewirkt und geschafft, auf daß eine solche Bevölkerung mitsamt der europäischen Kultur und Zivilisation dahinüber versetzt wurde. Es ist sozusagen der junge Stamm mitsamt seiner Wurzel in Europa ausgehoben und drüben eingesetzt worden.

Um die unverkennbaren großen Schwierigkeiten, dieses ausgedehnte Ländergebiet in so kurzer Zeit zu so hoher Produktion und kulturellem Aufschwunge zu bringen, zu überwinden, war vor allem nötig, daß nicht allein Menschen sich dort zur Kolonisierung, zum bleibenden Aufenthalt niederließen, sondern auch daß dies tatkräftige oder mehr noch ganz besonders unternehmende Menschen waren.

Nun, der Verlauf der Entstehung und Entwickelung der nordamerikanischen Vereinigten Staaten hat gelehrt, daß auch dieses günstige Moment eintrat.

Diejenigen, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hauptsächlich den Grundstock für das neue Volk in Nordamerika, das wir heute als das „amerikanische Volk", als die „Amerikaner" begrüßen, abgaben, waren Menschen, denen die Existenz in Europa aus verschiedentlichen Ursachen und Gründen unmöglich oder verleidet worden war; oder die Lebensbedingungen erwiesen sich ihnen in Europa als zu kummervoll und aussichtslos, weshalb sie es vorzogen, das dürftige Gewisse gegen ein unbekanntes, aber verlockendes Ungewisse einzutauschen. Solche Existenzen gab und gibt es leider noch viele in Europa. Die mindertatkräftigen und nicht unternehmungsfähigen Individuen blieben im Lande und fristeten ihr Leben weiter, gar manche gingen langsam zugrunde. Diejenigen, die entschlossen die Brücke hinter sich abbrachen und hinüber „ins Amerika" auswanderten, waren unfehlbar die tatkräftigeren, die unternehmenderen, die geistig und körperlich kräftigeren, tatenlustigeren Menschen. Viele von ihnen sind auch drüben untergegangen, wovon nie ein Lied gesungen wurde, aber die tatkräftigsten, die unternehmendsten, die geistig und physisch starken Naturen, die haben sich gehalten, haben sich hinaufgearbeitet und haben den Grundstock dieser überaus tatkräftigen, zu den höchsten Leistungen befähigten Nation abgegeben.

Der heutige Amerikaner sollte aber auch nie vergessen, daß nur durch das Zusammentreffen der angedeuteten überaus glücklichen und günstigen ab-

sonderlichen Verhältnisse es überhaupt möglich war, eine neue, junge, so eminent lebenskräftige Nation dort hervorzuzaubern und daß die großartigen wirtschaftlichen, von jedem objektiv Urteilenden vollauf gewürdigten und neidlos bewunderten Errungenschaften, die ganz erstaunlichen Erfolge auf dem Gebiete der Industrie und Technik nur möglich und erreichbar waren, weil die leicht wegzublasenden paar Indianer ihnen ein Feld überließen, überreich an Kraft und verborgenen Schätzen, wie kein anderes in der Welt zu finden ist.

Ganz besonders die „Jungen", die Söhne der tatkräftigen Väter, welch letztere das geleistet haben, was jetzt glänzend dasteht, welche Amerika zum „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten" gemacht haben, ganz besonders die jungen Herren, die heute nur zu oft sich Nichtamerikanern gegenüber sehr überhebend gebärden, wäre anzuempfehlen, nicht allzusehr sich dessen zu brüsten, was nicht sie, sondern andere, ihre Eltern und Voreltern, geleistet haben, denn an sie tritt jetzt erst die weitere große Aufgabe heran, den Riesenbau, den jene errichteten, aufrecht zu erhalten, ihn so zu festigen, daß er allen Stürmen — und solche werden nicht ausbleiben — trotzen kann!

Derjenige Besucher Nordamerikas, der nur das sucht und erwartet, was dort in so besonders hervorragender Weise zu finden ist, nämlich geschäftlichen Aufschwung, Industrialismus großartigsten Stiles, praktischste Ausübung und sachgemäßester Betrieb des Großhandels, der Fabrikation und der Produktion bei fabelhaften Dimensionen, wie sonst nirgends in der Welt, Verkehrsmittel und einen Verkehr von staunenswertem Umfange; also derjenige, der Industrie, Produktion, Handel und Wandel auf dem Höhepunkt kennen lernen will, der wird hohe Befriedigung von seiner Bereisung heimtragen und sicher viel Nachahmenswertes sich aneignen können.

Wer anderes dort vermutet, wird, wenn auch vielleicht nicht geradezu enttäuscht, so zum mindesten sehr ernüchtert und von den durch die prahlerische amerikanische Großreklame vielleicht hervorgerufenen Illusionen geheilt nach Europa zurückkehren.

Die Amerikaner haben von allem und jedem, was in der Welt existiert, wenn man ihren Ankündigungen, Anpreisungen und mündlichen Versicherungen Glauben schenken wollte, the highest, the largest, the biggest, the best, the most scenic ... of the world! Und die große Masse ist davon auch fest überzeugt — weil sie anderes nicht kennt oder weil ihr aus übertriebener Bewunderung ihres vergötterten Landes der vergleichende Maßstab abhanden gekommen ist.

Abgesehen von den soeben gewürdigten großen Vorzügen, die die Nord-

amerikaner zum Teil selbst schufen, haben sie an Naturerscheinungen nur drei Schaustücke, auf welche sie mit Berechtigung den Superlativ mit dem Zusatze: of the world anwenden können, und das sind die größten Wasserfälle (Niagara), die dicksten (biggest) Bäume (Mariposa in Kalifornien) und die längsten — aber auch nur längsten, nicht schönsten — Schluchten oder Cañons. Dazu wäre noch etwas Selbstgeschaffenes anzufügen, nämlich die höchsten Häuser, die sogenannten Sky Scrapers (Wolkenkratzer); diese haben aber auch Anspruch auf einen doppelten Superlativ, nämlich neben „höchsten" auch unbestreitbar den: „abgeschmackt häßlichsten" der Welt!

Alles andere Sehenswerte, was Amerika aufweist, finden wir anderwärts in der Welt und ganz besonders bei uns in Europa besser und schöner oder mindestens ebenso großartig.

Überhaupt bietet Nordamerika an Naturreizen im Verhältnis zu seinem territorialen Umfange nicht allzuviel, und dieses wenige spärlich, weit verstreut, so daß man eigentlich ganz Nordamerika von Ost nach West oder umgekehrt durchfahren muß, um die einzelnen Schaustücke aufzusuchen.

Der Reisende in Amerika, der nicht den vorausbestimmten, festgestellten Zweck verfolgt, den zu einer so glänzenden Höhe gebrachten Stand der Industrie und alles das, was damit im Zusammenhange steht, zu studieren, sondern die Schönheiten des Landes, die besonderen Eigentümlichkeiten der Bewohner, das Volkswesen, die staatlichen und sozialen Einrichtungen und das, was Land und Leute Absonderliches oder Hervorragendes zur Schau tragen, aus eigener Anschauung kennen lernen will, sollte sich immer vor Augen halten, daß in Amerika andere Ideale, andere Götter regieren. Dort beugt sich alles vor dem allmächtigen Dollar! Das ist der große Götze, die Riesenpagode, der Daibutsu, aber nicht von Bronze fein und kunstvoll geformt, nein ein Riesengoldberg, aus dem der Dollar gemünzt wird und auf dessen Altar Ideale, gemütvolles Seelenleben, poesievoller Schwung, Bushido, diese selbstlose Ritterlichkeit, aufopfernde Nächstenliebe geopfert und gegen andere praktischere, nutzbringendere Dinge und Wesenheiten, als da sind rücksichtslose Charakterstärke, unbeugsame Energie, schonungslose Vernichtung alles dessen, was einem vorgesteckten Ziele im Wege steht, und noch manches schätzbare oder sagen wir: abzuschätzende und greifbare andere eingetauscht wird!

Nur so lassen sich solch großartige wirtschaftliche Erfolge, wie wir sie hier in Amerika sehen, erreichen. Ob sie nun auch nur so erhalten werden können, muß die Zukunft lehren.

Für eine Bereisung Nordamerikas zum Behufe des Kennenlernens von

Land und Leuten oder für eine Vergnügungstour kommen eigentlich dreierlei Arten der Reise in Betracht. Hier kann von denjenigen, die besondere Zwecke verfolgen, die sich über bestimmte Fachangelegenheiten informieren oder wirtschaftlichen und sonstigen Studien obliegen wollen, natürlich keine Rede sein, da diese spezifische, ihren besonderen Zwecken angepaßte Mittel in Anwendung bringen müssen.

Solche Personen, die in offizieller Eigenschaft oder als Vertreter irgendwelcher Körperschaften sich nach Amerika begeben und dort von offiziellen Persönlichkeiten oder von solchen, die ihrerseits wieder Vertreter amerikanischer Korporationen oder großer Geschäftshäuser sind, empfangen und geleitet werden, reisen in Amerika sehr angenehm, weil der gebildete Amerikaner außerordentlich zuvorkommend und gastfrei gegen ausländische Reisende ist. Alle diese überall gastlich aufgenommenen Fremden, denen man alle Wege ebnet, werden das Land sehen, mit vielen Einrichtungen bekannt gemacht werden, wobei aber Nichtvorteilhaftes tunlichst verschleiert gehalten wird, werden auch eine Anzahl der Upper ten thousand kennen lernen, aber in der Hauptsache doch Land und Leute nicht richtig zu beurteilen in die Lage kommen, weil ihnen alles im rosigsten Lichte gezeigt und vorgeführt und jede Mißhelligkeit von ihnen ferngehalten wird.

Die zweite Art des Bereisens des Landes ist jene in Vereinen oder richtiger als Reiseteilnehmer mit einer Reisegesellschaft, wie solche von Cook & Son, Stangen, Schenker & Co. und anderen Unternehmern in Szene gesetzt werden. Ein Reisemarschall, dessen Anordnungen sich ein jeder zu fügen hat, führt die Reisegesellschaft, deren Teilhaber somit allerdings unbehelligt von vielen aber doch nicht von allen — Reisemißlichkeiten bleiben, dafür aber auch willenlos und jeder Selbständigkeit entbehrend ihr „Programm" abreisen müssen. Wer fremder Sprache nicht mächtig und des Reisens sehr unkundig ist, für den sind solche Gesellschaftsreisen angezeigt, jeder andere wird sich solch lästigem Zwange, der nebenbei teuer bezahlt werden muß, wohl schwerlich fügen, er wird, seine Freiheit und Selbständigkeit sich wahrend, auf eigene Faust sich seinen Weg durch die Welt bahnen.

Die dritte Art und Weise des Reisens ist eben jene, frei und selbständig, unabhängig und ohne jeden Zwang hinaus zu wandern. Bei solchen Reisen aber sollte nie verabsäumt werden, sich vorher sorgfältig und eingehend über die zu bereisenden Länder und Gegenden zu informieren, sich auf Grund zuverlässiger Berichte und Schilderungen ein möglichst ausführliches und eingehendes Programm auszuarbeiten oder von kundiger Hand zusammenstellen zu lassen. An der

Hand eines solchen Programmes kann man dann eintretenden Falles während der Reise leicht Änderungen, Varianten, Abkürzungen oder Verlängerungen nach Belieben veranlassen, ohne den Zweck der Reise zu beeinträchtigen. Es ist richtig, daß bei dieser Art des Reisens — man vermeide es aber dann, mehr als höchstens noch zwei bis drei Personen mitzuführen — mancherlei unabwendbare Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten ruhig hingenommen werden müssen, aber die goldene Freiheit und Unabhängigkeit ist damit nicht zu hoch bezahlt, und nur auf diese Weise, bei welcher man mit dem Volke in stete unmittelbare Verbindung und Fühlung tritt, wird man sich ein richtiges, wahres Bild des Volkslebens und des Volkes selbst und auch der guten oder mangelhaften Einrichtungen und Verhältnisse eines Landes aneignen können.

Ganz besonders Amerika sollte derjenige, der Volk und Land dort kennen lernen und ein Urteil darüber sich bilden will, nur auf diese Weise bereisen. Die vielen ganz irrtümlichen Schilderungen dieses großartig entwickelten, aber noch mit vielen Unzukömmlichkeiten und Mängeln behafteten Landes, die immer und immer wieder in die Welt gesandt werden, wurzeln eben darin, daß die Schilderer und Verhimmler entweder nur im östlichsten Winkel gereist sind, also nach New York — jenem Riesenverkehrszentrum zwischen der Neuen und Alten Welt, in welchem selbstverständlich europäisches und amerikanisches Element so gemischt erscheint, daß der Charakter stark international angehaucht ist — vielleicht bis hinab nach Washington und hinauf bis zum Niagarafall oder nach Chicago, allenfalls auch bis St. Louis gekommen sind; oder, wenn sie tiefer ins Land eingedrungen waren, ist der Grund ihrer den tatsächlichen Verhältnissen so wenig entsprechenden Berichte darin zu suchen, daß sie eben das Land auf eine der erstgenannten beiden Arten, also unter Vormundschaft oder wegeebnendem einheimischen Geleite bereist haben.

In Wirklichkeit gibt es kein zivilisiertes Land, in welchem man *unbequemer* reist als in Amerika. Der Sturm der Entrüstung, der sich ob dieser bündigen Behauptung erheben wird, kann uns in unserem Urteile nicht beirren, wurde übrigens von allen Fremden verschiedenster Nationalität, mit denen wir in Mittel- und Westamerika zusammentrafen, bedingungslos bestätigt.

Warum, ist in wenig Worten gesagt.

Der Amerikaner behauptet, daß es keine bequemere und komfortablere Beförderung in der Welt gibt als jene mit dem Expreß im Pullman-Car von New York nach San Franzisko, also quer durch ganz Amerika. Gewiß, eine große Leistung in einem Waggon eine beiläufig sechstägige Fahrt zurücklegen zu können. Für den Geschäftsmann ausgezeichnet, für den das Land

zum Zwecke des Kennenlernens Bereisenden minder wertvoll; denn, wenn er die Strecke zurücklegen würde, ohne auszusteigen, hätte er geradesowenig von Land und Leuten gesehen, wie derjenige, der im Orientexpreßzug direkt von Paris nach Konstantinopel fährt.

Was Bequemlichkeit und Komfort betrifft, ist es in Wirklichkeit etwas anders bestellt, als die Amerikaner und jene Europäer, die mit Vorliebe alles verherrlichen, was sie außerhalb ihres Vaterlandes finden, zu loben und zu preisen für gut befinden.

Es besteht in Amerika, dem Lande der sogen. Gleichheit, nur eine Klasse in Eisenbahnzügen. Über Tag bei kurzen Fahrten ist die Benutzung dieser Waggons, deren jeder Eilzug übrigens nur einen oder zwei führt, schon möglich; natürlich muß man dabei gewärtig sein, oft Nachbarn recht zweifelhafter Art zu finden. Die Sitze sind aber für Nachtfahrt wahre Folterbänke. Man nimmt infolgedessen, auch bei Tag, ein Billett gegen Extrazahlung im Pullman-Car, sitzt dort bequem im Fauteuil und befindet sich dann also einfach in einer „verschämten" I. Klasse. Für Nachtfahrten muß man sich außerdem mehrere Tage vorher in der Pullman-Car-Office der Abfahrtsstation, das Ticket für ein „Berth" kaufen, und da die unteren Betten immer zuerst vergriffen sind, muß man sehr zeitig, oft bis acht Tage vorher, sich ein solches oder wenn man zu zweien reist, eine „Section" (unteres und oberes „Berth") sichern, d. h. käuflich erwerben. Diese lange Vorherbestellung ist schon eine große Unannehmlichkeit. Selbstverständlich ist der Preis eines Platzes bzw. Bettes ein dem Fahrpreise, bzw. der Fahrtlänge entsprechender und nichts weniger als niedrig.

Nun werden die Pullman-Sleeping-Cars sehr gelobt, weil sie elegant mit Lüstern und poliertem Holzplafond ausgestattet sind, im übrigen stehen sie unseren Schlafwagen I. Klasse ganz erheblich nach. Man kann besten Falls pro Person eine kleine schmale Reisetasche im Waggon unterbringen, und zwar neben sich am Sitze, weil weder oberhalb noch unter dem Sitze Raum in einem Netz oder sonstwie dafür vorhanden ist. In jedem Waggon sind 24 Sitze bzw. „Berths" für ebenso viele Personen, und da der ganze Waggon offen, d. h. ein Abteil mit Mittelgang ist, so können 23 Personen nicht schlafen, wenn ein fester Baßgeigenschnarcher sich unter den Mitreisenden befindet.

Diese 24 Betten werden von einem Neger abends gegen $^1/_2$8 Uhr herzurichten begonnen, eine Beschäftigung, die 2—$2^1/_2$ Stunden in Anspruch nimmt, wenn alle Plätze okkupiert sind. Wer das Glück hat, zuletzt daran zu kommen, der kann ein bis zwei Stunden sich irgendwo herumdrücken, denn im Waggon wird alles herumgeworfen und umgestülpt. Vom oberen zum unteren Bett

hängt nur, als Abschluß von dem zum allgemeinen Durchgang für den ganzen Zug dienenden Mittelgang, ein Vorhang, in der Mitte geteilt, herab, und der Besitzer des oberen Bettes muß, auf das untere steigend, sich hinaufschwingen. Wenn zwei Fremde verschiedenen Geschlechtes so eine „Section" innehaben, ist dieses Hinauf und Herabsteigen nach unseren Begriffen recht unangenehm für beide Teile, ganz besonders, wenn die Dame das obere „Berth", weil das untere schon vergeben war, zugeteilt erhielt, was häufig vorkommt. Mitunter sahen wir auch zwei Damen ein „Berth" einnehmen. Im Bett glücklich angelangt, muß man hockend oder halb liegend — denn besonders im oberen „Berth" stößt man im Bette sitzend an die Decke — aus der vorher hineinbeförderten Reisetasche, die nebst den Überkleidern, Schals und Hüten die halbe Liegestätte einnimmt, die notwendigen Sachen herausnehmen, um Nachttoilette zu machen und muß die ausgezogenen Kleider dann neben sich legen. Alles höchst unbequem und lästig. Außerdem ist der Raum des oberen Bettes morgens stockfinster, wenn der vom Mittelgang abschließende Vorhang zugezogen ist, und das muß er doch sein, will man die Nachttoilette nicht foro publico wechseln. Früh zwischen 6 und 7 Uhr fängt der Neger an die Betten wieder in Sitze zu verwandeln, und Herren und Damen wandern im tiefen Negligé durch die schmalen Mittelgänge zu den Toiletten, deren eine für Herren meist zwei bis drei Waschbecken, jene für Damen oft nur ein einziges solches aufweisen! Da heißt es auch wieder Geduld haben, denn man kann oft halbe Stunden lang im Gang ungewaschen und unfrisiert stehen, bevor man an die Reihe kommt.

Wie es möglich ist, angesichts dieser ganz besonders für Damen höchst lästigen und oft peinlich sich gestaltenden Unannehmlichkeiten behaupten zu wollen, daß der Pullman-Schlafwagen dem deutschen oder internationalen Schlafwagen I. Klasse, wo jeder Passagier sein eigenes abgeschlossenes Abteil mit Waschtoilette für sich zur Verfügung hat, vorzuziehen sei, ist eigentlich einfach unverständlich.

Endlich ist man so gut wie möglich gekleidet, und nun stürmt alles in den Dining-Car, wo man wiederum geduldig warten muß, bis man ein Plätzchen erobert. Nun wird aber in Amerika nur von 7—9 Uhr Dejeuner serviert, ebenso mittags und abends nur zu bestimmter Zeit, außer dieser Zeit darf niemand den Speisewagen betreten, denn in demselben liegen die Herren Neger, die Beine über den Tisch gelegt, und schlafen oder rauchen.

Es ist uns einmal auf der Fahrt nach St. Louis, auf der wir uns Drawing-Room geleistet hatten, passiert, daß wir ein Viertel vor 9 Uhr zum

Frühstück erschienen, worauf die schwarzen Gentlemen uns achselzuckend bedeuteten: „Breakfast finished“, ich zeigte ihnen meine Uhr und sagte, daß noch eine Viertelstunde Zeit sei; grinsend und höhnisch erwiderten sie, auf ihre Uhr zeigend, daß die Uhr früh 6 Uhr um 35 Minuten vorgerückt worden sei, da wir von Westen nach Osten gefahren seien. Auf diese willkürliche Vorrückung der Uhr war natürlich nirgends aufmerksam gemacht, weder im Speisewagen noch in den Waggons. Trotz Remonstrationen mußten wir ohne Frühstück abziehen und hungerten tatsächlich bis mittags 1 Uhr, wo wir vor der Zeit erschienen, denn man konnte ja nicht wissen, was im Lande der unangenehmen Möglichkeiten vielleicht wieder für ein belustigender Trick inszeniert worden sei.

Da nun wohl selbst die Amerikaner gefunden haben mögen, daß die Pullman-Car-Nachtfahrten nicht gerade zu den Ergötzlichkeiten des Reisens zu zählen sind und die Schlafwagen weit unter den unsrigen stehen, in denen man abgeschlossen und abgetrennt sein Abteil für sich innehat, so ist eine allererste Klasse geschaffen worden. Und das im Lande der Gleichheit, wo es soit disant nur einen Rang, nur eine Klasse von Menschen, nur eine Wagenklasse gibt!

In jedem Pullman-Car befinden sich ein oder zwei besondere Abteilungen, die etwas geräumiger als unsere Schlafabteilungen erster Klasse sind und außerdem den Vorzug aufweisen, nebst der Toilette auch ein Klosett zu haben. Diese Drawing- oder State-Rooms sind für zwei Personen (eventuell kann auch für eine dritte Person ein Bett hergerichtet werden) bestimmt, und man ist in ihnen von den anderen Passagieren abgeschlossen. Trotzdem sie teuer genug sind — für eine Fahrt von einem Tag und einer Nacht zahlten wir einen Zuschlag zum Billett von 14 Dollars (56 Mark = 70 Kronen), für jene von Denver nach St. Louis, eineinhalb Tag und eine Nacht, einen solchen von 20 Dollars (80 Mark = 100 Kronen) — also trotz des hohen Preises sind auch diese Drawing-Rooms, besonders bei den direkten Expreßzügen in der Reisezeit, stets lange vorher bestellt, so daß man nie darauf rechnen kann, ein solches bequemes Kompartiment zu bekommen. Auch die Pullman-Cars sind bei jedem Zuge beschränkt, und wenn die Anzahl der vorhandenen „berths“ vergeben ist, muß man seine Reise verschieben oder, wenn das möglich ist, eine andere Route wählen.

Bei Beurteilung der Amerikaner muß man zwei Arten streng voneinander scheiden. Die eine setzt sich aus den ungebildeten, oder sagen wir den mindergebildeten Amerikanern, und das ist eben die enorme Mehrzahl, zusammen. Diese sind ungefällig, barsch, hochfahrend — sie halten sich ja für etwas viel

Besseres als andere Menschen — und brüsk gegenüber dem Fremden, dahingegen geschmeidig und höflich gegen den Landsmann, weil sie wissen, daß sie von jenem nichts zu befürchten haben, der andere ihm aber möglicherweise schaden oder vielleicht einmal nützen könnte. Die andere Art sind die wirklich gebildeten, den oberen und obersten sozialen Schichten der Gesellschaft angehörenden Amerikaner, die dem Fremden mit großer Liebenswürdigkeit und in verbindlichster Weise entgegenkommen.

In Europa wird der Fremde allgemein bevorzugt, er wird höflich und zuvorkommend behandelt, zumeist auch von den unteren Gesellschaftsschichten.

Daß tatsächlich die Beamten und Angestellten in Amerika dem fremden Reisenden gegenüber in einer oft rüde zu nennenden Art entgegentreten, mag noch der folgende Fall beweisen.

Für die Tour in den Yellowstone-Park hatten wir in San Franzisko, drei Wochen bevor wir die Tour unternehmen konnten, unsere Tickets — als Zusatz und Abzweigbillett zu unseren Weltreise-Tickets — zusammenstellen lassen und bezahlt und darauf eine Anweisung für den Stationsbeamten in Ogden, als der Abzweigstation, erhalten, welche demselben am 30. Mai einfach vorzulegen war, worauf er uns die betreffenden Tickets zu verabfolgen hatte. Über mein ausdrückliches Verlangen war beigefügt worden, daß die Coachfahrt in den Yellowstone-Park am Tage der Eröffnung des Parkes, das ist am 1. Juni, zu erfolgen habe. Wir trafen am 30. Mai richtig abends sechs Uhr in Ogden ein, verfügten uns sofort an den Schalter der Bahnhofsoffice und übergaben unsere Anweisung. Der sehr junge Herr warf einen Blick darauf und sagte trocknen Tones: „I don't give you tickets to day". Also dem Gentleman beliebte es an dem Tage nicht, uns Billetts, die bereits längst bezahlt waren, zu verabfolgen. Alle Auseinandersetzungen waren ganz vergeblich, er blieb bei seinem abweisenden, brüsken Ausspruche ohne jede Motivierung, sagte schließlich nur, wir möchten nach Salt Lake City in die Hauptoffice fahren, schlug den Schalter zu und drehte uns den Rücken.

Wir hatten nach dieser nichts weniger als „gentlemanliken" Abfertigung gerade noch knapp Zeit, wieder in unseren Zug zu steigen, um in einer Stunde nach Salt Lake City zu fahren, wo wir vor acht Uhr — aber natürlich zu spät, um in die Office, die um $6\frac{1}{2}$ Uhr geschlossen wird, gehen zu können — ankamen.

Am nächsten Morgen begaben wir uns in Begleitung eines uns bekannten amerikanischen Herrn in die betreffende Office, produzierten unsere Anweisung, die tadellos in Ordnung war und auf Grund deren anstandslos

die Tickets verabfolgt wurden. Auf die Frage, warum wir uns nicht in Ogden die Tickets geholt hätten, brachte ich unsere Beschwerde vor, worauf der Chef der Office bemerkte, es sei dies unerhört von dem dortigen Beamten, der ganz Gleiches tags zuvor mit fünf anderen fremden Herrn gemacht habe. Wir würden fragen, warum denn dann dem Ogdener Beamten nicht ein telegraphischer Verweis zugestellt worden sei. In Amerika scheint so etwas nicht üblich zu sein, denn auf meine Frage, wo wir Beschwerde führen könnten dafür, daß wir nicht nur fünf Dollars Fahrtspesen Ogden—Salt Lake City und zurück, sondern auch 24 Stunden verloren hätten und nun erst einen Tag später, am 2. Juni, die 6—7tägige Fahrt in den Park antreten könnten, meinte der übrigens sehr freundliche Gentleman, wir sollten das lieber unterlassen, wir würden nur Scherereien davon haben, ohne irgendwelchen Erfolg zu erzielen!

Ein weiterer Umstand, daß das Reisen in Amerika unbequem und wesentlich unbequemer als irgendwo anders ist, muß auch darin gefunden werden, daß mit Ausnahme von einigen New Yorker Bahnhöfen an keiner Station ein Gepäckträger und in keinem Orte ein Dienstmann zu haben ist. Man muß sein Handgepäck überall zum und vom Bahnhof, zum und vom Waggon, zur Straßenbahn selbst schleppen. Die Koffer und aufgegebenen Kolli übergibt man den Transportgesellschaften, deren Agenten auf den Zügen die Gepäckscheine in Empfang nehmen und die Zustellung ins Haus oder Hotel übernehmen. Kommt man abends an, erhält man sein Gepäck aber zumeist erst am nächsten Morgen. Auch das Handgepäck kann man sich auf diese Weise zustellen lassen, es passierte uns aber, daß wir ein nachmittags 5 Uhr aufgegebenes Handgepäck uns nachts $^1/_2$11 Uhr im Hofe der Transportgesellschaft, wohin wir uns noch so spät mit einem Hotelboy begeben hatten, zusammensuchen und ins Hotel bringen mußten, und ähnliche Klagen hörten wir von vielen Reisenden. Wir zogen infolgedessen fürderhin vor, das Handgepäck stets bei uns zu behalten, wobei wir natürlich — mit Ausnahme am New Yorker Bahnhof — stets selbst „Träger" spielen mußten.

Ganz gewiß auch trägt es nicht zur Annehmlichkeit des Reisens in Amerika bei, daß in allen Hotels, klein und groß, nur während bestimmter, sehr beschränkter Stunden des Tages Speisen und Getränke verabfolgt werden. Kommt man beispielsweise $^1/_2$8 Uhr in einem Hotel an, wird man auf sein Zimmer geführt, kann sich dort auch sein warmes Bad sogleich selbst bereiten, aber bezüglich des Wunsches, irgend etwas zu genießen, sei es auch nur Tee und kalten Aufschnitt, wird man auf irgend ein in der Nähe —

und das ist gar oft eine recht entfernte Nähe — befindliches Restaurant verwiesen, denn die Hotelküche ist geschlossen. Die Herren Köche, Neger, Servierer, ebenso wie etwaige Damen, Stewardesses oder Zimmerfräulein haben in elegantem „dress" das Hotel bereits verlassen oder sind auf einem Spaziergange begriffen.

Ebenso wird auch das Frühstück nach $^1/_2$9 oder 9 Uhr nicht mehr serviert, und als wir einmal im Yosemite-Tal nach einer langen Eisenbahnfahrt, dann ermüdender eintägiger Wagenfahrt und schließlich eintägiger anstrengender Bergtour am dritten Tage ein wenig zu spät, nämlich $^3/_4$9 Uhr, in den Speisesaal kamen und sehr höflich, im Bewußtsein unserer schweren Schuld um Tee oder Kaffee und Gebäck und etwas Butter baten, bedeutete uns die gestrenge Oberlady in sehr unverbindlichem Tone, es sei das Dejeuner „finished" — wieder das ver .... finished — was ins Praktische umgesetzt bedeutet: „mindestens dreistündige Hungerstrafe", denn in diesem Falle, wie übrigens in manchem anderen Orte auch, wäre nirgends anderswo etwas Eßbares aufzutreiben gewesen.

Von den amerikanischen Hotels und Restaurants ist also zu konstatieren, daß jedwede Berechtigung fehlt, von ihnen im Superlativ zu sprechen, d. h., von den Hotels und Gasthäusern in kleinen Städten und Orten kann man denselben schon anwenden, aber in dem Sinne der „schlechtesten und mangelhaftesten der Welt". Es gibt in den Großstädten allerdings sehr große Hotels, vielleicht einige, die als die „größten" der Welt anzusehen sind, im übrigen aber sind sie weder als die „besten" noch als die „komfortabelsten", noch auch als die „elegantesten" Hotels zu bezeichnen. Es sind dies, wie z. B. Waldorf-Astoria in Newyork, das einen Weltruf genießt, riesige Häuservierecke, ganze Blocks, mit 15 wohl auch 20 und mehr Stockwerken, am Dach einen roof-garden mit umfassender Aussicht und Café-Restaurant, in den unteren Etagen mit sehr eleganten, allen Gästen zugänglichen Salons, Rauch-, Lese- und Konversationszimmern, dagegen sind die Fremdenzimmer, selbst die teuersten, auch die mit Salons und kleinem Speisezimmer, minder elegant und reich ausgestattet wie in den ersten Hotels in Europa. Die Küche ganz besonders ist überall weitaus geringer als in allen europäischen erstklassigen Hotels. Bei jedem Fremdenzimmer ist ein kleines Badezimmer mit Kloett, was unbestreitbar eine große Annehmlichkeit ist. Dafür sind aber auch die Preise doppelt so hoch wie in Europa, denn den billigeren „American plan", das entspricht unserer „Pension mit voller Verpflegung", geben die Hoteliers neuerlich während der Reisesaison vom Mai an nicht mehr —

wenigstens wurde sie uns überall verweigert — und bei dem „European plan" wird nur Logis gegeben, die Mahlzeiten werden à la carte genommen und gezahlt. Auch die berühmten Restaurants Sherry oder Delmonico u. a. m. in Newyork sind zwar sehr gut und auch nicht übertrieben teuer, stehen aber weit unter einem ersten Restaurant in Paris. Die Zimmerbedienung in den amerikanischen Hotels ist gleich Null!

Überhaupt wer von drüben aus dem Orient, von den sogenannten „Barbarenländern" kommt und an die Dienstfertigkeit, die heiteren, bei aller Arbeit stets zufriedenen, freundlich lächelnden Gesichter der dortigen Bevölkerung gewöhnt ist, der kann sich nicht sogleich in die mürrischen, immer verdrossenen „zivilisierten Gesichter", an die überselbstbewußten Allüren der ganz gewiß höchst praktischen und überaus tüchtigen, aber erschreckend nüchternen und abstoßend unhöflichen Amerikaner der minderen Klasse — trotzdem alle sich als Gentlemen und Ladies dünken — gewöhnen.

Wer in Amerika nicht mit Diener und Kammerjungfer reist, muß sich, er mag wollen oder nicht, selbst bedienen. Er muß früh mit Schuhen und Kleidern im Lift hinab fahren und sich seine Schuhe, gegen Zahlung von 10 Cents (40 Pfennig = 50 Heller) für je ein Paar, reinigen lassen, oder dies durch den Zimmerboy besorgen lassen, der dann aber noch seinen Extrazuschlag beansprucht. Ebenso ist es mit den Kleidern, denn der Bellboy reinigt sie nicht, es sei denn gegen besondere Versprechung. Handgepäck, Überkleider und sonstiges muß der Gast selbst tragen, wenn er das Hotel verläßt. Auskünfte sich im Hotel oder wo immer einzuholen, ist auch keine leichte Sache, denn Portiers wie bei uns gibt es nicht; im Office der Hotels sind einige junge Herren und Damen beschäftigt, die mit Zimmeranweisungen und sonstigen Bureaugeschäften stark in Anspruch genommen sind, und die sich somit nicht um den Fremden kümmern, sehr häufig aber auch deswegen nicht, weil sie infolge vollständiger Unkenntnis der Verhältnisse gar nicht entsprechende Auskünfte zu erteilen vermöchten. Auf der Straße aber jemanden anzusprechen, selbst einen Policeman, und um eine Auskunft bitten, wird nicht oft von gewünschtem Erfolge sein, es sei denn, man wäre so glücklich gewesen, auf einen feinen, gebildeten Amerikaner zu stoßen, der allerdings dann gewiß bereitwillig dem Fremden Auskunft und Rat erteilen würde.

Wenn hier auf eine Reihe von Unzukömmlichkeiten hingewiesen wurde, durch welche das Reisen in Nordamerika vieler anderswo vorhandener Annehmlichkeiten entkleidet wird und tatsächlich — und darin stimmten alle Fremden, mit denen wir dort in Berührung traten, ohne Einschränkung

überein sich recht unbequem gestaltet, trotzdem man in den Vereinigten Staaten zum mindesten doppelt so viel als bei uns und beiläufig dreimal so viel als in Ostasien pro Tag ausgeben muß, so geschah es ganz gewiß nicht in der Absicht dieses große und blühende, zukunftsreiche Land herabsetzen zu wollen; durchaus nicht, man muß ein jedes Land nehmen, wie es ist, und die Menschen, wie sie sind und nicht wie sie sein sollten. Bei der Bereisung eines fremden Landes soll man trachten, das Beste und Schönste hervorzusuchen, um sich daran zu erfreuen und zu ergötzen, nicht aber sich durch Mängel, auf die man stößt, den Genuß verleiden lassen. Der Hinweis auf jene Mängel mußte aber deswegen hier einen Platz finden, weil gerade in Beziehung auf die Bequemlichkeit des Reisens in Amerika vielfach irrige Vorstellungen in Europa obwalten, die einesteils durch die maßlos übertriebenen Anpreisungen und oft gänzlich ungerechtfertigten Reklamen der Amerikaner hervorgerufen, anderenteils auch durch europäische Nachbeter und Verhimmler alles Fremdländischen gefördert wurden, und die auf das richtige Maß zurückzuschrauben sind, damit andere Reisende nicht mit gleich falschen Vorstellungen und Erwartungen eine solche Reise unternehmen.

Amerika bietet sehr viel des Großartigen, Schönen, höchst Sehenswerten, aber die Amerikaner sind noch weit davon entfernt, alles oder vieles, wie sie nur zu gerne vermeinen, in der höchsten Vollendung zu haben. Die Natur hat das Land mit unendlich reichen Gaben ausgestattet und seine Bewohner haben Erstaunliches und Großartiges geleistet und geschaffen — das wird ihnen niemand streitig machen und jeder objektiv Urteilende ihnen neidlos zuerkennen. Wenn sie aber fast bei allem und jedem, was gut oder schön bei ihnen ist, vermeinen, daß es das Beste und Schönste in der Welt sei, und diejenigen, die ihnen in aller Bescheidenheit aber entschieden nahelegen, daß das Gepriesene zwar schön und gut sei, daß man aber gleiches, vielleicht selbst Besseres auch drüben in Europa oder anderwärts in der Welt findet, mit einem mitleidigen, geringschätzenden, überlegenen Lächeln abfertigen wollen, dann beweisen sie nur, daß sie die Welt nicht kennen, und daß, wenn sie Amerika als die „Welt" hinstellen wollen, sie doch vorerst und wohl noch für lange Zeiten in einem tiefen Irrtume befangen sind.

* * *

Die Ankunft in Amerika ist gerade kein Genuß. Es gibt kein Land der Welt, in welchem die Zollbehandlung des Gepäckes der Reisenden eine

so unangenehme wäre wie in dem gepriesenen „freien", „hochzivilisierten" Lande der Vereinigten Staaten. Lieber dreimal die russische Grenze überschreiten als einmal die amerikanische! Die Behandlung ist eine geradezu unwürdige, darüber gibt es nur eine Stimme. Gewiegte Amerikaner sollen freilich auch ein Arkanum besitzen, mittels dessen die Zollplackereien leicht überwunden werden. Man erzählt sich — ob mit Recht oder nicht, lassen wir dahingestellt sein, denn wir teilen hier ohne Verbindlichkeit ein „on dit" mit — daß, wenn man in der Zerstreutheit im Koffer gleich oben eine Fünf- oder Zehndollarnote liegen läßt, sich der Koffer wie von selbst schnell wieder schließt! Wenn jemand freilich nichts Verzollbares hat, wird er sich auch kaum bemüßigt finden, Dollarnoten leichtsinnig im Koffer zu verstreuen. Auf dem ankommenden Schiff hat der Reisende vor Ausgabe der Libera pratica mindestens drei Verhöre vor verschiedenen behördlichen Kommissionen über sich ergehen zu lassen. Der eine „Commissioner" vernimmt uns über Absicht der Reise und Ziel, und wo man wieder hinaus will aus dem „freien Lande", sowie ob man schon mehr wie einmal „abgestraft" wurde, „gesessen" hat und anderes mehr. Die zweite Kommission will die Krankheiten wissen, mit denen man behaftet ist, dagegen ist nichts einzuwenden. Vor der dritten Kommission muß ein langer Fragebogen „unter Eid" unterschrieben werden, in welchem jedes Stück in Koffern oder Handgepäck angegeben werden muß, was einer amerikanischen Zolltaxe unterworfen ist — und das ist ziemlich alles, denn selbst Photographien, die sonst in der ganzen Welt frei sind, werden mit Zoll belegt. Nach Abgabe dieser eidlich erhärteten Liste glaubt der anständige Mensch, daß er nun nur die namhaft gemachten zollpflichtigen Gegenstände bei der Douane zu verzollen habe, im übrigen mit einer kurzen Durchsicht seiner Kolli schnell abgefertigt sein werde. Weit gefehlt! Der anständige Mensch denkt, der minder anständige lenkt!

Um es kurz zu sagen, der Hergang war folgender: Ankunft des Dampfers am 12. Mai um 4.30 Uhr nachmittags im Pier in San Franzisko, um 5 Uhr an Land. Zur Visitierung des Handgepäckes nahezu eine Stunde. Am nächsten Morgen zwei volle Stunden zur Revision zweier Kabinenkoffer und eines Wäschesackes (alles andere Gepäck war von Japan über Suez zurückgesandt worden), die, trotz der unter Eid abgegebenen Erklärung, daß absolut nichts Verzollbares vorhanden sei, bis auf den Grund, der Wäschesack inbegriffen, ausgeleert wurden. Jede Krawattenschachtel, die Toilettenetuis u. dgl. wurden geöffnet und die Gegenstände herausgenommen, dabei rücksichtslos alles auf den unsagbar schmutzigen, nicht einmal gedielten Fußboden geworfen! Natür-

lich mußten wir selbst alles wieder von neuem einpacken. So ist es nicht nur uns ergangen; mit einem früheren Schiffe waren Bekannte von uns eingetroffen, die am Morgen nach ihrer Ankunft von früh 8 Uhr bis gegen 2 Uhr mittags auf dem Zollamte festgehalten wurden. Es ist dies eine Schmach für ein auf seine „Freiheit" und hohe Zivilisation so stolzes Land! Möge man sich in Amerika ein Beispiel an Japan nehmen, auf das man so von oben herab schaut!

In San Franzisko wurden wir wenigstens entschädigt, denn wir befanden uns dort sehr wohl und angenehm; die Stadt mit 350000 Einwohnern ist malerisch und hübsch — wohl die schönstgelegene große Stadt Nordamerikas — und hat interessante schöne Umgebung: Cliffhouse, Seelöwen auf Salt Islands, Sutrobad Etablissement, Museum beim Cliffhouse, Strand, Goldengate Parc, Presidio Reservation, Laurel Cemetry, Mount Tamalpais mit schöner Aussicht auf Golden Gate, den Pacific, San Franzisko, die umliegenden Gebirgsketten. Außerdem noch manche andere im Baedeker gewissenhaft aufgeführte Sehenswürdigkeiten. Das schöne große Palace-Hotel mit dem angegliederten Grand Hotel war uns das sympathischste Hotel in ganz Amerika.

Am 16. Mai nachmittags Bahnfahrt über Oakland nach Berenda, wo der Zug auf ein totes Geleis geführt wird und die ganze Nacht stehen bleibt, früh 5 Uhr fährt der Zug dann eine Stunde bis Raymond (unverständlich unpraktische Verbindung!), hier in die $6^{3}/_{4}$ Uhr abgehende Limited Mail (acht Plätze — wenn man sich mehrere Tage vorher die Plätze in San Franzisko gesichert hat — und in der mit vier Pferden bespannten Stagecoach dem Yosemite Valley entgegen. Der sehr lästige Staub sollte durch das Besprengen der Straße mit Petroleum gemildert werden, aber „Oiled Road" fand sich doch nur stellenweise auf kürzeren Strecken vor. Viel schöner, alter Wald, stellenweise tausendjährige Bestände mit prachtvollsten Stämmen. Leider arbeiteten dort auch die transportablen Dampfsägen emsig, die auch diese Riesen in wenig Stunden zu Fall bringen. Die Waldbestände sind in Amerika furchtbar gelichtet worden, was sich einst noch bitter rächen wird. Begreiflich freilich ist es, denn alle die schnell emporgeschossenen Riesenstädte sind, wenigstens in Mittel- und Westamerika, fast ausschließlich aus Holz erbaut.

Die Coaches in Amerika sind durchweg sehr unbequem. Es sind Stellwagen mit drei Sitzbänken zu je drei Personen. Wenn so ein Sitz für zwei Personen wäre, würde man leidlich, aber noch lange nicht gut sitzen, bei drei Personen können sich immer nur zwei gleichzeitig rückwärts anlehnen, und so

fährt man oft vier bis sieben Tage! Über diese Plätze für neun Personen ist ein Lederdach gespannt, seitwärts Leinwandplanen gegen Sonne oder Regen. Zwei Personen können auf dem Bock neben dem Kutscher sitzen, ohne Schutz. Da die Wege mit wenig Ausnahmen sehr mangelhaft sind und häufig tagelang über Prärieboden führen, müssen die Räder sehr groß und hoch sein, um im Morast nicht gar zu leicht stecken zu bleiben. Das Ein- und Aussteigen über die hohen Räder ist recht beschwerlich und bei kotigem Wetter schauderhaft. Um 1 Uhr mittags kamen wir — nicht ein Bissen bis dahin zu haben — halbverschmachtet in Wawona an, wo Lunchstation. Hier ist man bereits im Yosemite-Nationalpark angekommen, der gleich dem Yellowstone Nationalpark, ein gewaltiges nationales Reservatterrain ist, das von Milizen beaufsichtigt und bewacht wird. Es darf in dem Park kein Baum gefällt, kein Tier getötet werden. Es sind gute Fahrwege angelegt, von denen abzuweichen, auch nur auf Schritte, mit 25 Dollars (100 Mark) gestraft wird. Eine rote Schneerose pflücken wird mit hoher Geldstrafe geahndet; auf Tafeln sind sämtliche Verbote ersichtlich gemacht.

Abermals ohne Aufenthalt — nur bei Pferdewechsel je einige Minuten — und ohne eine Stärkung zu sich nehmen zu können, fast unausgesetzt im Walde bergauf, bergab, immer im Trabe geht es weiter fort über den Inspiration Point, von dem man einen sehr schönen Blick hinab auf das Yosemitetal und die dasselbe umrandenden Felsberge genießt, zum Sentinel-Hotel im Yosemite Valley, 1200 Meter über Meer. Ankunft 7 Uhr abends.

Hotel wie bei uns in einer besuchten kleinen Gebirgsstation: Holzbauten, Zimmer sehr klein und dürftig möbliert, Bett — wie in Amerika fast überall auch in den ersten Hotels der großen Städte in einem Zimmer für zwei Personen ein sehr breites Bett —, 1 Tischchen, 2 Sessel, 1 Waschtischchen und 1 kleiner Spiegel, nichts mehr und das äußerst einfach. Badezimmer gibt es hier natürlich nicht. Kleiner Speisesaal, eigentlich nur größeres Zimmer, sonst nur ein Konversationszimmer. Küche sehr mäßig.

Diese Niederlassung, bestehend noch aus einigen Zubauten und Verkaufshäusern, ist in einem sehr schönen Bergkessel gelegen. Ein breiter, klarer Gebirgsbach durchfließt die Talsohle, und steile, teils felsige, teils waldbestandene Berglehnen und Wände steigen bis 1000 Meter zu den Gipfeln empor, die sich zu stattlichen, gut individualisierten Berggestalten formen.

Überraschend großartige Wassermassen stürzen über 600 Meter hohe pralle Wände zu Tal und geben dem Felsenkessel einen besonderen Reiz. Die drei oder vier prächtigen, sehr wasserreichen Katarakte können — wenig-

stens bei der Wassermenge, mit der wir sie im Mai gesehen — den Vergleich mit jedem unserer europäischen Gebirgswasserfälle aufnehmen. In bezug auf Wasser steht Amerika eben groß und größer als Europa da, die mächtigsten Ozeane, ungeheure Binnenseen, gewaltige Flüsse und die großartigsten Kataraktе weist Amerika auf.

Zu vergleichen ist das Yosemitetal mit unseren Tälern in den nördlichen Kalkalpen, und zwar solchen Tälern, in denen noch keine Firngipfel und keine Gletscher sichtbar sind. Dort werden wir viele Landschaften finden, die sehr Ähnliches und nicht minder Schönes — von den Wasserfällen abgesehen — bieten. Unsere von Gletscherkatarakten und Firnspitzen umstarrten Hochgebirgstäler stehen landschaftlich hoch über diesem Tale hier, und auch unsere Dolomitentäler übertreffen es in bezug auf Gipfelformen und zerrissene und zerklüftete, pittoreske Felsgestaltungen und mächtige pralle Wände erheblich.

Glacier-Point im Yosemitetal.

Immerhin aber ist der Yosemite-Bergkessel ein des Besuches durchaus wertes, prächtiges Schaustück. Die unstreitig schönste, überaus lohnende, zu Pferd oder zu Fuß auszuführende Tour ist jene zum Glacier-Point, 2160 Meter über Meer, mit kleinem Hotel und mit den zwei oft abgebildeten überhängenden Felsplatten. Anstieg zweieinhalbstündiger Ritt, Abstieg zu Fuß in zwei Stunden.

Die höchsten Erhebungen in nächster Umgebung hier steigen bis 2700 Meter auf.

Vom Sentinel-Hotel erfolgt die Rückfahrt in fünf Stunden auf dem gleichen Wege bis Wawona (es gibt übrigens auch noch einen anderen Weg zu einer südlicher gelegenen Bahnstation), wo in dem niedlichen, mitten in prächtigem

Walde gelegenen Hotel (1180 Meter) genächtigt wird. Am nächsten Tage dann fährt man zu dem mit vollem Rechte weltberühmten Mariposa-Big-Tree-Grove (1950 Meter), 11 Kilometer südwestlich von Wawona.

Die Großartigkeit dieses Urwaldes, der in den Yosemite-Nationalpark einbezogen wurde, ist imponierend im höchsten Grade. Es gibt keine Rivalen für diese Baumriesen in der Welt! Selbst die gewaltigsten Urwaldstämme Javas müssen zurücktreten gegen diese Kolosse. Man zählt hier an die 500 großer Stämme der Sequoia oder Wellingtonia gigantea, und was sind das für Prachtstücke! Der „Grizzly Giant" hat unten 28 Meter Umfang, $9^1/_3$ Meter Durchmesser und 60 Meter über dem Erdboden noch immer 2 Meter im Durchmesser. Zehn Stämme weisen eine Höhe von 75—82 Meter auf, 20 einen Umfang von 18—27 Meter.

In einem dieser Riesenstämme, deren größte alle einen Namen führen, ist ein Tunnel durchgesägt: 3 Meter hoch, $2^3/_4$ Meter (an der Wurzel) breit, 8 Meter im Durchmesser, durch welchen wir in unserer mit vier Pferden bespannten Stage hindurchfuhren. Und diese Sequoia wächst unbeschadet dieser klaffenden Wunde gesund weiter!

Auf der Weltausstellung in St. Louis sahen wir einen Kreisausschnitt eines solchen Riesenstammes, an welchem schon in Chicago seinerzeit Untersuchungen von einer Kommission von Fachmännern angestellt worden waren, um aus den Jahresringen annähernd das Alter des Stammes zu bestimmen. Man hatte sich dabei auf ein beiläufiges Alter von 7000 Jahren geeint!

Leider sind viele dieser Prachtexemplare am unteren Stamme durch Feuer, teils wohl elementaren Ursprunges, vielfach aber durch Indianer in früheren Zeiten beschädigt; glücklicherweise aber vermochte auch dies meist nicht die Lebenskraft dieser Urgebilde zu zerstören

Baumriese im Yosemitetal.

Von der Mariposa Big-Tree-Grove, diesem Wunderwalde, hinab über Ahwanee (Tiffinstation) nach Raymond und mit Bahn im vorausgesicherten Pullman Sleeping Car abends noch nach Berenda, hier wieder auf totem Geleise bis 3 Uhr morgens gelegen, und dann in $5\frac{1}{2}$ Stunden nach Oakland, dort über die Bucht in 25 Minuten nach San Franzisko, wo wir uns dann endlich nach fünftägigem Fasten, oder richtiger Hungern, im famosen Palace Hotel satt essen konnten.

In San Franzisko hatten wir schon bei unserem ersten Aufenthalte unsere Eisenbahntour durch Amerika mit der Agentur des Norddeutschen Lloyd zusammengestellt, da in unseren Weltreisebilletts, die wir von der Generaldirektion des Norddeutschen Lloyd in Bremen bezogen hatten, auch diese Bahnfahrt — natürlich mit Ausnahme der Pullman-Car-Zuschläge und der Seitentouren (Yosemite-, Yellowstone Parks) — inbegriffen waren. Da aber ein volles Dutzend verschiedener Bahnrouten zu beliebiger Auswahl dem Reisenden zur Verfügung stehen, auch gegen Aufzahlung die eine oder die andere Variante beziehungsweise Ausdehnung, so z. B. St. Louis, das in der von uns gewählten Route nicht enthalten war und einbezogen wurde, zugefügt werden kann, ist bei der großen Anzahl von Eisenbahngesellschaften, die es in Amerika gibt — wo eine jede nur für sich arbeitet, ohne Berücksichtigung anderer, nicht mit ihnen in Kartell stehenden Unternehmungen — dies keine so einfache Arbeit. Einer der Herren der Agentur hatte die Güte, zwei Vormittage mit uns in den verschiedenen Offices herumzuwandern, bis endlich die ellenlange, aus lauter aneinandergeklebten Tickets bestehende Fahne zusammengestellt und zugleich das Pullman-Sleeping-Car-Ticket für die erste in zehn Tagen anzutretende Fahrt zum Yellowstone-Park in unseren Händen war. Was dieses letztere Billett betraf, konnten wir uns für den Hauptexpreßzug überhaupt in diesem Monate keine Schlaftickets mehr sichern, mußten also einen eine Stunde später abgehenden Zug wählen, und auch da konnten wir zehn Tage vorher schon keine „Sektion", sondern nur zwei obere Betten erhalten. Trotzdem wir nun unsere Route mit den jungen Herren in den Offices unter Vermittlung des Herrn des Norddeutschen Lloyd gründlich besprochen hatten und wie gesagt zwei Vormittage, einen beim ersten, einen beim zweiten Aufenthalte in „Frisko", wie man kurz San Fransziskо zu nennen pflegt, geopfert hatten, stellte es sich nachher, als ich in Del Monte einen vollen Vormittag dem Studium des Eisenbahnkursbuches widmete, heraus, daß ich einen Tag früher, als der Kupon für Pullman-Schlafwagen lautete, abreisen mußte, um rechtzeitig am 1. Juni am Yellowstone-Park zu sein. Es gibt

in der Welt kein zweites Kursbuch, in dem man sich so schwer orientieren kann, wie im amerikanischen, in welchem nur die Fahrpläne einer jeden Bahn — und wie viel parallel laufende Konkurrenzlinien gibt es da — aufgeführt sind, ohne jede Bezugnahme auf andere weiter geleitende Bahnen und ohne jeden Zusammenhang mit den Fernverkehrs- und Anschlußlinien. Die jungen Herren in den Offices geben sich zwar den Anschein, alles zu wissen, und behandeln einen sehr von oben herab — es ist ja eine ungeheure Gefälligkeit, daß die Herren überhaupt so gütig sind, sich mit unseren kleinlichen Angelegenheiten, für die sie aber doch wohl angestellt sind, zu befassen — aber in Wirklichkeit ist die Kenntnis ihrer Obliegenheiten nicht weit her, wie schon dieser Fall beweist; außerdem war auch unter den anderen Kupons ein irrtümlich aufgenommener enthalten, infolgedessen wir später beinahe einer großen Unannehmlichkeit und beträchtlichen Spesen ausgesetzt gewesen wären.

Überhaupt ist der Vorgang, sich bei längeren Reisen die Billetts in den verschiedenen Offices der Bahnen in den Städten nehmen zu müssen, kein so angenehmer, als es den Anschein hat. Man tritt in die Bureaus ein, in denen verschiedene Schalter sich befinden, an denen allen gewöhnlich eine mehr oder minder lange Queue gemacht wird. Ist es ein großes Bureau, findet sich mitunter ein Angestellter oder ein Subagent, den man honoriert, vor, der uns sagt, an welchem Schalter wir antreten müssen. Bevor man an die Reihe kommt, vergeht oft lange Zeit. Nun heißt es schnell sein Begehren stellen, zu Informationen hat dieser Angestellte keine Zeit übrig, sind mehrere Tickets zusammenzustellen, tritt man ab und hat erneuert Queue zu machen, um dann die zusammengestellten Tickets, die Fahne, gegen Zahlung in Empfang zu nehmen.

Ist nun bei dieser Zusammenstellung ein Irrtum unterlaufen — wie es uns auch einmal geschehen, wo uns für Hin- und Rückfahrt Tickets auf derselben Linie, statt wie verlangt, die Rückfahrt auf anderem Wege, gegeben worden waren — dann geht die Prozedur von neuem an. Ist man endlich im Besitze der Billettkupons, dann heißt es, in die Pullman-Car-Office gehen und die Pullman-Tickets sich holen, was wieder eine beträchtliche Zeit in Anspruch nimmt. Ein Vormittag ist dabei fast immer verloren, unter Umständen auch mehr.

Was aber das unangenehmste ist, niemand hat Zeit und niemand ist angestellt, dem Reisenden Auskünfte zu erteilen, auf keinem Bahnhof ein Portier oder Auskunftsbureau, in keinem Hotel ein Portier oder irgend

jemand, der einem Auskunft über Weiterreise oder über in der Stadt Sehenswertes erteilen würde.

Wer des Reisens und der Sprache kundig ist, der wird natürlich seinen Weg mit Baedeker in der Hand auch zu finden wissen, allerdings so angenehm wie in anderen Ländern nicht, aber es geht schließlich alles. Minder Reisekundige tun aber gut — wenn sie nicht in Gesellschaft eines mit den Verhältnissen bekannten Begleiters reisen — sich mit dem Weltreisebureau Cook & Son in Verbindung zu setzen, weil sie dann von den überall in der Welt verteilten Cook Agenturen in jedem größeren Orte sich Auskunft und Tickets holen können.

Um nun die Zeit bis zur Eröffnung des Yellowstone-Parkes in Kalifornien in Ruhe zu verbringen, fuhren wir nach Monterey-Del Monte, eine vierstündige schöne Eisenbahnfahrt.

Del Monte heißt das eine halbe Stunde von Monterey gelegene stattliche und komfortable, inmitten eines ausgedehnten Parkes gelegene Hotel. Es würde schwer sein, einen Park namhaft zu machen, der sich mit jenem von Del Monte messen könnte; selbst wenn man fürstliche und englische Parks, wo immer, in Betracht und Konkurrenz ziehen wollte, Del Monte dürfte den Preis erhalten. Freilich spielt da die klimatische Lage nicht wenig mit, wir befinden uns in subtropischer Region, unmittelbar am Strande einer mächtigen, geschützten Bucht des Pazifischen Ozeans, und südliche Sonne erwärmt hier schon, wenn auch noch gemäßigt, die milden über das größte Weltmeer streichenden Lüfte.

Somit sind alle Bedingungen zu üppiger Vegetation vorhanden. Dazu ist der Park mit unendlich viel Geschmack angelegt, zeigt neben prächtigen Blumenparketts, saftig grünen Wiesenplänen, Teichen und Fontänen die wunderbarsten, tiefen Schatten spendenden Baumgruppen aller möglichen Holzgattungen. Sonst freilich gibt es nichts Bemerkenswertes in jener Gegend, auch Dünc und Strand sind nur mäßig; Monterey selbst ist eine kleine unbedeutende Ortschaft.

Wir trafen am Pfingstsonntag, 22. Mai, bei herrlichem Wetter ein, verlebten einige stille, angenehme Tage dort, mußten aber schon am 27. Mai abreisen, weil wir unsere falsch ausgefertigten Tickets umschreiben lassen mußten. Da wir uns aber in Frisko sehr wohl fühlten und nicht die Absicht hatten, noch weiter in den Süden Kaliforniens zu fahren, weil derjenige, der direkt von den äquatorialen Tropenländern kommt, dort weder in bezug auf Vegetation noch auf interessantes Volksleben oder Altertümer

etwas Besonderes findet, so traten wir den Rückweg nach Frisko nicht ungern an.

Dort angelangt, ordneten wir das Nötige, empfingen auch die Nachricht, daß unsere von der Generaldirektion des Norddeutschen Lloyd seit langen Monaten schon reservierte Außenkabine auf dem „Kronprinz Wilhelm" zur Überfahrt von New York nach Europa gesichert sei, und nahmen am 29. Mai 9 Uhr morgens Abschied von der liebgewonnenen schönen Stadt.

Die Fahrt ist anfangs entlang der Coast Range (Küstenkette) recht hübsch, später durch die endlose Prärie (die eine gewisse Ähnlichkeit mit der Wüste Sahara hier aufweist, aber von Hügelketten umsäumt ist), jedoch sehr einförmig. Wir berühren Sacramento, die Hauptstadt des Staates Kalifornien, eine kleine unansehnliche Ortschaft, und treten dann an den Gebirgszug der Sierra Nevada heran, der aber nicht viel Schnee und gar keine Gipfelformation, nur breite Bergkuppen aufweist. Höher hinauffahrend, auf interessanter kunstvoller Gebirgsbahn, geht es zur Paßhöhe, 2100 Meter ü. M., empor, wo wir $7^1/_2$ Uhr abends ankamen. Hier steht ein stattliches Berghotel. Die Kette zeigte hier noch Winterschnee, doch nirgends Firn und Gletscher. Auf der Weiterfahrt häufig sich wiederholende, meilenlange Fahrten durch holzgitterartige, mit Holzdach versehene Galerien als Schutz gegen Schneeverwehungen. Durchaus schüttere, dünne Bewaldung, teils ganz entforstetes Land. Auf den Hochplateaus wie auf den Prärien dürftiges, niedriges, buschiges, hartes Präriegras. Am nächsten Tage an der nördlichen Spitze des Salt Lake vorüber — gelbes, trübes, seichtes Wasser hier, mit Ablagerungen von Salzrückständen am Ufer. Die Fahrt bis hierher im Staate Nevada führte durch das Great Desert of America, eine wahrhaft trostlose Prärie. Abends $6^1/_2$ Uhr Ankunft in Ogden, wo uns — wie eingangs des Kapitels erwähnt wurde — die mit 100 Dollars bezahlten Tickets zur Fahrt in den Park willkürlich und gänzlich ungerechtfertigt verweigert wurden, weshalb wir statt abends nach Monida, nun in einer Stunde nach Salt Lake City fahren mußten.

Dort trafen wir 8 Uhr abends im Hotel Huntsford ein, mußten daher, da die Hotelküche geschlossen war, nach der 35stündigen Fahrt noch ein ziemlich entferntes Restaurant aufsuchen, wo wir mit Mühe und Not noch eine warme Fleischspeise erhielten.

31. Mai. In der Mormonenstadt Salt Lake City wurde zunächst die Ticketangelegenheit in der Hauptoffice geordnet, über welche Angelegenheit bereits früher berichtet wurde, dann Stadt und Sehenswürdigkeiten (Tempel der Mormonen und das riesige hölzerne Tabernakel nebst Orgel mit Menschen-

stimmen, aber nicht so vollendet wie die Orgeln in Luzern und Freiburg) besichtigt. Abfahrt des Zuges $11\frac{1}{2}$ Uhr nachts.

Die Fahrt bis kurz vor Monida — sehr primitive Unterkunft —, wo wir am 1. Juni $12\frac{1}{2}$ Uhr mittags ankamen, war reizlos. Wir sind hier auf einem unermeßlichen Hochplateau von über 2000 Meter Seehöhe angekommen und verlassen diese beträchtliche Höhe bis zu unserer Rückkehr, also nahezu eine Woche lang, nicht.

Am 2. Juni fuhren wir in vierspännigen Stellwagen, gleich denen im Yosemitetal, früh ab. Der erste Fahrttag führt durch völlig reizlose Prärie zu einem nur im Sommer vom 1. Juni an geöffneten, zu einer Farm gehörigen kleinen Gasthaus.

22 Passagiere fuhren in zwei Stages, wir saßen in der ersten; kaum abgefahren, scheuten die Leitpferde und die Fahrt ging im Galopp einen Wiesenhang hinab gegen den kleinen Fluß, kurz vor welchem es dem Kutscher gelang, die Pferde zum Stehen zu bringen. Nun hieß es schnell aussteigen, um zu wenden, was mit dem besetzten Wagen, ohne umzuwerfen, unausführbar war. Als altem Gutsbesitzer und Kavalleristen machte mir dies keinen besonderen Eindruck, auch meiner Frau nicht, wohl aber den anderen Damen und besonders einem jungen Mädchen, das sich vom Schreck anfangs gar nicht erholen konnte. Aber es sollte besser kommen.

Es fing an zu regnen, hatte auch schon die früheren Tage geregnet, Straße war keine vorhanden; es gab nur einen sogenannten breiten Weg, eine befahrene Fahrtrichtung auf dem total aufgeweichten, morastigen Prärieboden.

Mehr als zwölfmal mußten wir im Laufe des Tages und der darauffolgenden halben stockfinsteren Nacht sämtlich aussteigen, dann immer eine Strecke Weges im tiefen Kot, stellenweise über breite Wassertümpel bis über die Knöchel im Morast waten, danach, wenn der Kutscher meinte, etwas Grund unter sich zu haben, wieder einsteigen — und wie schwierig und kotig war dies über die enorm hohen Räder hinweg! — um oft nach wenig Minuten wieder hinaus zu kriechen. Buchstäblich waren sämtliche Passagiere und der Kutscher mit einer dicken Lehmschicht über und über bedeckt, und im Wagen sah es aus, als sei derselbe mit Morast beladen gewesen!

Bis zur Mittagsstation war es noch leidlich gegangen. Nachher aber ging der Jammer in verstärktem Maße los. Es dauerte nicht lange, da kam vor einen Stellwagen, der tags zuvor hier bis über die Achsen im Morast stecken geblieben war und nicht wieder hatte flott gemacht werden können. Am nächsten Tage erfuhren wir, daß ein zweiter Wagen dieser

ersten (vortägigen) Fahrt mitsamt seinen 12 Insassen im Morast umgestürzt war, glücklicher, fast wunderbarerweise, ohne daß erhebliche Beschädigungen der Passagiere vorgekommen waren. Den vereinten Anstrengungen der Passagiere war es schließlich gelungen, den Wagen zu heben und wieder flott zu machen. Die Pferde waren derartig im Morast versunken, daß sie sich, ohne abgespannt zu werden, gar nicht erheben konnten.

Statt fahrplanmäßig 6 Uhr abends waren zwei Stages der ersten Partie erst nachts 2 Uhr, die dritte gar nicht in Grayling Inn, der Nachtstation, angekommen. Wir sind nachts zwischen 12 und 1 Uhr, vom 2. zum 3. Juni, dort eingetroffen. Am gefährlichsten, auch besonders deswegen, weil unser Kutscher die Fahrt noch nie gemacht hatte, war bei Dunkelwerden die Durchfahrung eines Wildbaches, der angeschwollen war, so daß das Wasser über die Achsen hinweg bis in den Wagen drang; wenn der Zufall es gewollt hätte, daß in diese Furt ein größerer Stein gerollt oder in das Flußbett eine tiefere Rinne gerissen worden wäre, so daß die Stage sich zur Seite geneigt hätte, wäre auch nicht einer von uns mit dem Leben davon gekommen.

In welchem jammervollen Zustande wir in Grayling Inn anlangten, kann man sich leicht vergegenwärtigen. Dabei wahrhaft verhungert, denn einzig und allein mittags hatten wir einen Lunch bekommen, sonst nicht einen Bissen, nicht einen Trunk, und hier im Gasthause dauerte es auch mehr als eine Stunde, bevor wir etwas serviert erhielten.

Im Treppenvorraum, einer Art Halle, hatte ein jeder seine nassen, beschmutzten Kleider aufgehangen, und am nächsten Morgen 7 Uhr schon erschienen Männlein und Weiblein in den unbeschreiblichsten Vermummungen — à la guerre, comme à la guerre — um die Toilettengegenstände zu holen und — selbst zu reinigen! Natürlich so gut dies ging, denn vom Gasthaus hätte sich niemand dazu hergegeben, selbst für Dollars nicht. Die bedienenden Ladies waren ohnehin schon sehr ungnädig gewesen, daß wir beansprucht hatten, nachts etwas zu speisen, wo doch das Souper längst „finished“ war, und da natürlich kein einziger anderer Gast im Hause sich befand, waren die Damen durch unsere unliebsame nächtliche Ankunft aus ihrem süßesten Schlummer geweckt worden.

Am nächsten Tage war besseres Wetter, wir erreichten auch bald die Grenze des Yellowstone-Parkes, in welchem Fahrwege hergestellt sind, mithin die Weiterfahrt sich nun normal gestaltete. Zu erwähnen wäre nur noch, daß die zweite Stage unserer Partie erst morgens 7 Uhr in Grayling

Inn eintraf; in einem Schuppen hatten die Ärmsten ohne jede Speise, ohne Bett und Stuhl die halbe Nacht verleben müssen.

Nach Übersetzung eines Passes, von dem ein recht hübscher, aber kein großartiger Blick auf die umgebenden Gebirgsketten, die noch mit Schnee bedeckt waren, sich erschloß, erreichten wir nach fünfstündiger Fahrt mittags 1 Uhr das Fountain Hotel im Lower Geyser Basin und fanden hier die ersten Geiser, die ganz besonders mit zu dem Rufe des Yellowstone-Parkes beigetragen haben. Diese höchst bemerkenswerten, in solcher Menge an einem Orte wohl nirgends wieder vorkommenden Naturerscheinungen sind zu ungezählten Malen von Naturforschern und Reisenden geschildert worden, daß dem nichts Neues beizufügen ist.

Jedenfalls geben schon diese gewaltigen, intermittierenden heißen Schwefelwasserfontänen, die abwechselnd, aber fast alle in ziemlich regelmäßigen Intervallen ihre sprudelnden Wassersäulen hoch in die Lüfte senden, allein einen Hauptanziehungspunkt für den Yellowstone-Park ab. Dazu gesellt sich, daß infolge der ausgeworfenen und wieder im Erdreich versinkenden schwefelhaltigen Wasser das Erdreich und die Gesteine eine eigenartige Färbung annehmen, die vom fahlsten Gelb bis zum intensivsten Rot wechselt, wodurch die Landschaft in der nächsten Umgebung der Geiser ein ganz originelles farbenreiches Kolorit aufweist. In einem solchen „Geiserbassin" finden sich mitunter mehr denn ein Dutzend kleiner Geiserbecken, die oft nur ein unansehnliches kleines Loch bilden, aus dem oder denen dann urplötzlich ein mächtiger Strahl emporschießt, der einen mehr oder minder starken und hohen siedenden Wasserstrahl, zumeist großartig schöne Fontänen, auswirft. Ebenso plötzlich, wie er erschienen, fällt der Strahl wieder in sich zusammen, und bald, vielleicht nach einer Viertelstunde, gähnt nur noch das gelbe oder gelblichrote Schlundloch dort, wo unmittelbar vorher elementare Kraft die im Tiefinneren der Erde gebrauten verdichteten Dämpfe mit unermeßlicher Gewalt auf die Erdoberfläche schleuderte.

In einem entsprechenden Umkreise dieser Geiserbecken ist natürlich jede Vegetation durch Schwefelwasser und -dampf vernichtet. Der umsäumende Wald zeigt sich erst wieder in der Entfernung von besten Falls vielleicht ein paar hundert Schritt von der nächsten Geiserfontäne. Da nun im ganzen Yellowstone-Parkgebiet verstreut solche Geiserbassins, die immer eine Anzahl einzelner Fontänen und schwefelhaltiger Wasserbecken zeigen, sich vorfinden, muß der ganze Untergrund hier von unzähligen verzweigten unterirdischen Schwefelwasser- und -dampfkanälen durchsetzt sein, derart, daß die Baum-

wurzeln, in eine gewisse Tiefe getrieben auf schwefelgetränktes Erdreich stoßen, wodurch das Wachstum abgeschnitten wird. Nur so ist es wohl erklärlich, daß im ganzen Yellowstone-Park, der, ebenso wie der Yosemite-Park, als Urland und Urwald eine Staatsreservation bildet, kein einziger dichter, von uralten dicken und hohen Stämmen zusammengesetzter Hochwald zu finden ist. Überall nur Stangenholz, da und dort Parzellen mit geschlossenen hochstämmigen, aber weder starken noch alten Bäumen, große Flächen Niederholz und überraschend vielen und großen Plänen vollständig niedergebrochenen Waldes, wo die Baumleichen, die aber auch nur dünne armselige Stämmchen waren, zu vielen Tausenden über- und durcheinander geworfen, einen betrübenden Anblick gewähren.

Wenn man dagegen die Giganten, diese einzig in der Welt dastehenden Kolosse, diese wirklich staunenswerten Sequoia-Wellingtoniastämme in der Mariposa-Waldgruppe des Yosemite-Parkes betrachtet, welch ein Unterschied zwischen Urwald und Urwald. Aber jedes Ding hat seinen besonderen Reiz und Vorzug, so auch hier.

Im Yellowstone-Park muß man von schönem Walde absehen und darf auch keine großartige Gebirgslandschaft suchen, trotzdem er zu den Rocky Mountains zählt. Wir bewegen uns unausgesetzt in einem der ausgedehntesten Hochplateaus immer zwischen 2000 bis 2200 Meter Seehöhe; die überragenden Spitzen sind fast durchweg zwischen 2500 und 3300 Meter hoch, erheben sich also über unseren Standpunkt nur 300 bis 1300 Meter, zeigen aber auch hier wiederum gar keine scharf ausgeprägte Gipfelformation, und selbst der Mac Teton, der sich allein bis 4200 Meter aufschwingt, vermag in keiner Weise zu imponieren, wenigstens demjenigen nicht, der unsere Alpen kennt, vom Himalaya gar nicht zu reden.

Dafür aber bietet der Yellowstone-Park etwas anderes, das nirgends in der Welt in ähnlicher Weise wieder zu finden ist. Das ist die Fauna.

Wilder Bär im Yellowstone-Park.

Es sei diesbezüglich nur kurz bemerkt, daß wir auf unseren Yellowstone-Parkfahrten weit über hundert Wapitihirsche (unweit des Cañon-Hotels auf einer Waldwiese gezählte siebzig Stück) sahen; unweit des

Fontanen Hotels beobachtete ich an zwei Abenden auf eine Entfernung von vielleicht sechzig Schritt den einen Abend drei schwarze Bären, den anderen Abend durch längere Zeit hindurch auf vierzig Schritt einen sehr starken black bear, unmittelbar danach kam ein Wolf und später ein Graufuchs, welch letzteren Raubwildarten wir übrigens auch anderwärts, so auch im Yosemite Valley begegnet sind. Das alte Jägerblut kam freilich dabei in starke Wallung. Daß die Tiere, und auch die wilden, so wenig Scheu vor Menschen haben, liegt wohl eben darin, daß hier nie ein Tier, gleichviel ob Wild oder Raubzeug erlegt werden darf — kein Schuß fällt in diesen reservierten

Grand Cañon im Yellowstone-Park.

Nationalparks; auch finden die Raubtiere in diesen von Wildgattungen verschiedentlicher Art enorm belebten Waldgebieten Nahrung genügend, und bekanntlich geben sie ja den Menschen meist nur bei starkem Hunger an.

Im weiteren Verlaufe der Fahrten tritt man auch in Gegenden ein, die landschaftliche Reize besonderer Art bieten, und zwar einige prachtvolle, großartige Wasserfälle am Grand Cañon of the Yellowstone und dieser Cañon selbst.

Die Cañons sind Schluchten, riesige Erdspalten, die meist sehr lang und tief in das auf der Oberfläche fast ganz ebene Hochplateau eingeschnitten sind

— der berühmteste, Grand Cañon of the Colorado in Arizona, soll eine Länge von gegen 400 Kilometer bei 900 bis 1500 Meter Tiefe haben — und die außerdem ein sehr farbenprächtiges Kolorit im Gestein und Erdreich aufweisen. Der Yellowstone-Cañon ist nahezu 40 Kilometer lang bei 200 bis 400 Meter Tiefe, steht somit jenem an Größe erheblich nach, soll aber landschaftlich bevorzugt sein.

Es finden sich bei diesen Cañons aber keine Hügel oder Bergerhebungen vor, man schaut vom Rande nur hinab in den mächtigen Erdspalt oder von der Sohle desselben hinauf zum Himmel, rechts und links die fast senkrechten, oder steil abgeböschten, stellenweise fast lotrechten, kahlen und nackten glatten Wände, die ins Riesenhafte verlängerten Mauern oder Wällen gleichen. Da sich am Rande, also sozusagen oberirdisch, zumeist kein Felskegel, keine Bergspitze, kein Hügelkopf aufbaut, sondern nur endlose Fläche sich ausdehnt, vermißt man auch die romantische, pittoreske Gestaltung der Schluchten unserer Hochgebirge und ganz besonders jener bizarren Gebilde in den farbenprächtigen Dolomitalpen, mit denen sich die Cañons nicht messen können, da ja die große Länge, die nicht zur Anschauung gebracht werden kann, zwar wissenschaftlich von hohem Interesse ist, landschaftlich aber nicht zur Geltung kommt und die Tiefe der Cañons jener unserer Schluchten und Klammen, die Gipfelhöhe in Ansatz gebracht, meist weit nachsteht.

Deswegen sind die Cañons nicht weniger interessant und sehenswert und bilden unfehlbar, wenn sie auch nicht „the most scenic of the world" sind, ein prächtiges Schaustück, ganz besonders der Grand Yellowstone-Cañon mit einem wasserreichen Bach, der in zwei grandiosen Fällen am Ausgange des Cañon zu Tal stürzt. Eine landschaftliche Prachtszenerie, die dem großen Colorado- oder Arizona-Cañon abgeht.

Die weitere Fahrt durch den Yellowstone-Park gestaltete sich nun folgendermaßen.

Am zweiten Tage mittags langten wir im Fontänen-Hotel an, einem ganz guten Hause, das wie alle Hotels im Bereiche des Parkes, Staatseigentum ist. Hier trafen wir mit der Partie, die am 1. Juni, einen Tag vor uns von Monida abgefahren war, zusammen. Bei dieser und unserer Partie gab es jetzt fünf Kranke, nämlich einige Damen und ein Kind, denen die Strapazen der hindernisreichen Fahrt zu groß gewesen waren.

Glücklicherweise befand sich bei unserer Partie und bei der ersten je ein sehr einflußreicher Vertreter der „Presse", dieser gefürchteten Macht in Amerika. Diese beiden liebenswürdigen und gegen uns Fremde höchst zu-

vorkommenden Herren, die ihre Familien bei sich hatten, telegraphierten nun sofort an den Direktor der Gesellschaftsfahrten für den Yellowstone-Park und verlangten kategorisch, daß die Gesellschaft uns allen die Rückfahrt aus dem Park, die eigentlich wieder nach Monida hätte erfolgen müssen, auf der Nordroute, also über die Bahnstation Gardiner und auf langer Bahnroute über Livingstone, Butte nach Monida und weiter Ogden, kostenfrei zugestehen müsse — eine Sache, die der Gesellschaft über fünfhundert Dollars Kosten verursachte — widrigenfalls sie in der Presse über den unverantwortlichen Zustand der Straße von Monida berichten würden. Da man nun am Beginn der Saison stand und infolge der Weltausstellung in St. Louis auf starke Frequenz hoffte, willfahrtete die Gesellschaft diesem Ansuchen, wodurch wir in die angenehme Lage kamen, auch noch Mammoth Hot Springs, dann die Gegenden im Norden, im Staate Montana, mit der großen Minenstadt Butte zu sehen und zu besuchen.

Am dritten Tage früh fuhren wir in $2^1/_2$ Stunden ins Upper Geyser Basin zum entzückend reizenden, stilvollen Old Faithfull Hotel, 2200 Meter über Meer. Wir sind hier im größten Geiserbecken. Der Excelsior-Geiser, der aber seit 1890 nicht mehr in Tätigkeit ist und der der größte Geiser der Welt sein soll, liegt einige Minuten abseits des Weges im Midway Geyser Basin, der Krater ist sehr umfangreich. Im Upper Basin befinden sich die meisten und interessantesten der tätigen Geiser. Besondere Anziehung übt der regelmäßig in kurzen Intervallen (65 Minuten) sprudelnde Old Faithfull Geyser, der in starkem Schwalle 40 bis 50 Meter aufsteigt und in vier bis fünf Minuten wieder verschwindet. Außer diesem sehen wir aber nahe beieinander noch eine Anzahl anderer Krater, von denen abwechselnd der eine oder der andere urplötzlich sich produziert.

Uns wurde die seltene Begünstigung zuteil, daß einer dieser Wasserkünstler, der „Castle", der für gewöhnlich nur alle 24 bis 26 Stunden und just während der Nachtzeit sein Spiel treibt, ganz urplötzlich um die Mittagszeit in ca. 25 Meter hohem Strahl aufschoß und auch so lange seine Künste trieb, daß wir Zeit hatten, bis zum Kraterrand zu eilen, um das Schauspiel auch in nächster Nähe zu bewundern.

Das ganz neue Old Faithfull Hotel, in nächster Nähe des gleichnamigen Geisers gelegen, ist ein außerordentlich gelungener Bau, vollständig aus Holz — wie alle Bauten hier — im reichen Stile eines großen Jagdschlosses erbaut, mit Jagdemblemen, Hirschgeweihen u. dgl. geziert, mit Bären- und anderen Wildfellen reich ausgestattet. Es hat eine mächtige

Halle, höchst anmutige kleine Wohnzimmer, einen hohen Aussichtsturm und wird von einem Direktor (Schweden oder Dänen) vortrefflich geleitet. Als Hotel ist dasselbe jedenfalls das für längeren Aufenthalt geeignetste im ganzen Park.

Wegen zu früher Jahreszeit und Schnee auf dem Norris-Paß (2450 Meter) mußte die Fahrt zum Yellowstone Lake unterbleiben, daher abends Rückfahrt zum Fontänen-Hotel.

Am vierten Tage ging es zum Norris Geyser Basin, wo im Norris-Hotel Lunch genommen wurde. Auch hier, wie übrigens in allen Hotels, muß man sich bei Ankunft im Hotel Office eine Lunch- oder Dinnerkarte lösen oder den betreffenden Coupon der Ticketfahne gegen eine solche eintauschen und stellt sich nun vor der Speisesaaltür, die verschlossen ist, an, was oft hübsch lange dauert. Endlich wird die Tür geöffnet, die hungernden, harrenden Gäste wollen zu den gedeckten Tischen eilen — jedoch mit nichten, sie werden sofort von den Damen in Empfang genommen; die Oberlady läßt zur halb geöffneten Türe nur immer einige Personen herein, die von den anderen Damen auf einen Platz geführt werden, den zu verlassen sie sich nicht unterstehen dürfen, und wenn, wie dies wiederholt sich ereignete, Mann und Frau oder Familienmitglieder getrennt wurden, half kein Remonstrieren — so wie es angeordnet war, hatte es zu bleiben. Die Damen sind alle recht selbstbewußt und durchgehends sehr ungnädig, wenn man sich ihren Anordnungen nicht einwandlos fügt. Die „Freiheit" hier besteht eben recht oft darin, sich willig in das zu schicken, was andere für gut finden anzuordnen.

Die so hochgepriesene, d. h. von den Amerikanern gepriesene goldene „Freiheit" in Amerika ist überhaupt ein ganz eigenartiges Ding. Die Amerikaner sind sehr stolz darauf, als freie Männer frei und ungemaßregelt einhergehen und schalten und walten zu können, wie sie wollen! Ja wenn dem so wäre, in Wirklichkeit können sie auch nur das tun, was andere ihnen erlauben. Ja wenn alle Amerikaner auf der ethischen Höhe ständen, nur das zu tun, was keinen der Nebenmenschen beeinträchtigt und schädigt, dann könnten sie vielleicht einmal zu jener Freiheit gelangen, die zu besitzen sie sich heute einbilden. Da nun aber das amerikanische Volk einen so hohen Prozentsatz von unzuverlässigen Elementen aufweist wie kein anderes Volk, da in keinem zivilisierten Lande die Sicherheit des Eigentums und teilweise auch des Lebens eine so bedrohte ist, mit anderen Worten, da nirgends in der Welt so frech gestohlen und geraubt wird wie in Amerika, muß der Staat, um die Gesellschaft so weit wie möglich wenigstens zu schützen, durch

Gesetze Grenzen ziehen, deren Verletzung durch drakonische Maßregeln geahndet wird. Also tout comme chez nous, nur mit dem Unterschiede, daß bei uns, wo viel weniger solche gewalttätige Elemente vorhanden sind, Verletzungen der festgelegten Grenzen viel seltener sind. Ganz das gleiche besteht in bezug auf jene sozialen Einrichtungen, die unabhängig vom Staate sind und die die Gesellschaft sich selbst geschrieben oder ungeschrieben gegeben hat, oder die sich aus sich selbst entwickelt haben.

Es ist dies alles eigentlich so selbstverständlich und naturgemäß, daß man kein Wort darüber verlieren sollte, und derjenige, der in ein fremdes Land kommt, hat eben die obwaltenden Sitten, Gebräuche, Anordnungen und Verordnungen hinzunehmen, ohne sich daran zu stoßen und ohne sich darüber aufzuhalten. Es ist eben in anderem Lande anders, und jeder richtet sich sein Land, sein Heim so ein, wie es ihm beliebt. Wenn aber ein Volk, wie dies bei den Amerikanern der Fall ist, sich unberechtigt viel auf ihre angeblich alles andere weit übertreffenden, staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen und Zustände zugute tut, und spöttelnd und geringschätzend über alles außerhalb ihres Vaterlandes sich Vorfindende und ganz besonders über das in ihrem einstigen Stammlande Bestehende urteilt und verurteilt, wenn die Amerikaner von ihrer angeblich einzig in der Welt dastehenden erhabenen „Freiheit" — die man aber vergeblich sucht und nicht zu finden vermag — nicht nur fabeln und schwärmen, sondern die armen Europäer noch bedauern, daß sie so weit zurückgeblieben sind, dann wird man moralisch gezwungen, das Bild dieser „persönlichen amerikanischen Freiheit" — und um diese handelt es sich hier — etwas tiefer zu hängen!

Vom ersten Schritt, den man im Westen Amerikas durch das vom Zollzerberus verteidigte Customhouse macht, bis hinüber zur Landungsbrücke des Atlantic-Steamers in Hoboken-New York begegnet man unausgesetzt Verboten oder Einrichtungen und Gepflogenheiten, durch welche die individuelle Freiheit, und zwar teilweise in wesentlich schärferer Weise als in den hochzivilisierten Staaten Europas, beeinträchtigt und beschränkt ist. Das ist jedenfalls angezeigt und notwendig, es bleibt aber deswegen doch eine unbedingte Beschränkung der persönlichen Selbstbestimmung und macht die gepriesene amerikanische Freiheit zur Fiktion.

Eine absichtliche oder unabsichtliche irrtümliche Nichtdeklarierung eines zollpflichtigen Gegenstandes wird mit exorbitanten Strafgeldern belegt.

Ein Abweichen von der Fahrstraße in einem der Nationalparks, das Pflücken einer Blume wird mit hohen Geld- oder längeren Gefängnisstrafen geahndet.

Eine Gesellschaft von einigen amerikanischen Herren und Damen hatte einen Ausflug zu einer der fashionablen Seebadestationen gemacht, hatte gut gefrühstückt und war in heiterer Stimmung. Infolge irgendeines Scherzwortes fand sich der eine der Herren bewogen, einer der Damen einen Kuß zu geben, worauf lachend und scherzend die anderen nichtsahnend dem harmlosen Beispiele folgten, dabei in homerische Heiterkeit ausbrechend. Aber das Verhängnis stand schon zur Seite, das Auge des Gesetzes oder des Policeman schläft in Amerika nie, die Verbrecher mußten dem Hüter des Gesetzes zur Polizeiwache folgen und ein jeder der Herren — die Damen als der „leidende" Teil gingen frei aus — mußte 10 Dollars (40 Mark = 50 Kronen) Strafe zahlen, trotzdem sie beweisen konnten, daß zwei ihre eigenen Gattinnen, der eine seine Braut geküßt hatten! Wo bleibt bei so einer harmlosen und doch wahrlich in keiner Weise „anstoßerregenden Gebarung" die göttliche Freiheit?!

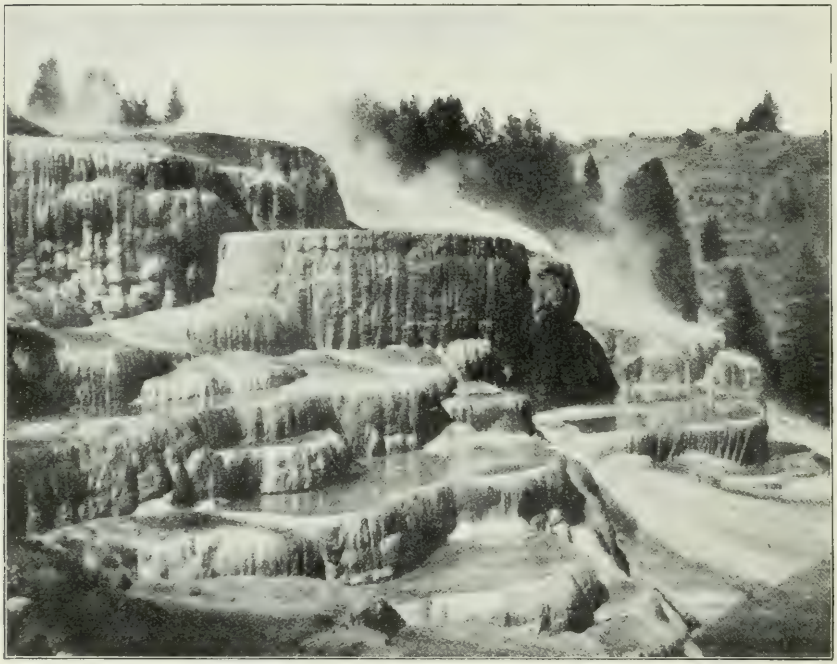
Der Amerikaner wenn er in ein Speiselokal kommt, wird, wie wir soeben bemerkten, auf einen Platz beordert, gleichviel ob er ihm genehm ist oder nicht; auch in einem feinen Restaurant oder Hotel wird man sehr höflich von einem befrackten Manager zu einem bestimmten Tische geleitet.

Wenn man im Distrikte von Colorado Springs in einem Lokale etwas zu sich nimmt und ein Glas Bier oder Wein oder Likör verlangt, wird uns bedeutet, daß Alkoholgetränke nicht verabreicht werden dürfen (vielleicht beziehen die Goldminenarbeiter dort im geheimen so viel, daß für andere nichts übrig bleibt?). Im Hotel gibt es daher keine Weinkarte, es darf ja nichts derartiges verabreicht werden, aber der Gast erhält einen kleinen Apothekerzettel, auf welchem er diese oder jene Flasche Wein oder Bier verzeichnet und als „kranker" Gast verlangen darf und auch erhält. Auf der Rechnung figuriert ein Posten „Pharmacia", welcher den Preis des „Krankenweines" beziffert. Für die vielen „Kranken" im Hotel befindet sich im Hotel selbst eine kleine Apotheke, die mit Alkoholen gut assortiert ist! Aber am Sonntag waren wir doch hineingefallen, da ist die Apotheke geschlossen, und wer seinen „Krankenwein" oder dito Bier nicht Samstag Abend bezogen hatte, mußte, wie wir, einen ganzen Tag bei Sodawasser fasten!

Auf der Eisenbahn, so wird uns rühmend gesagt, gibt es keinen Zwang; aber Kartenspielen im Waggon wird mit Konfiskation der Karten geahndet, dafür aber kann man aussteigen und nach Belieben sich den Zug vor der Nase wegfahren lassen — was wir übrigens bei uns auch können und worauf sich die Amerikaner nichts einzubilden brauchen. Was wir aber können und was trotz seiner gepriesenen Freiheit der Amerikaner nicht kann, das ist im Falle einer

Gefahr die Waggontür von innen öffnen und aus dem Waggon aussteigen. Der Amerikaner sitzt in seiner Mausfalle drin, denn alle Wagen sind verschlossen und können nur vom Zugpersonal geöffnet werden, und diese Herren sind in Amerika in solchen kritischen Situationen erfahrungsgemäß nur auf ihre eigene Rettung bedacht.

Die Freiheit zu hungern und zu dürsten zu jeder Zeit, die genießt man ungeschmälert, nicht aber jene des Sättigens, selbst wenn man mit dem nötigen allmächtigen Dollar versehen ist; essen und trinken darf man nur



Mammoth Hot Springs im Yellowstone-Park.

zu vorgeschriebener Tagesstunde, und wer sich einmal früh verschläft, wird mit Entzug des Frühstücks gestraft. Und so ließe sich noch gar manches anführen, was die Meinung in uns zu bestärken geeignet ist, daß man den Amerikanern in Gottes Namen ihre goldene „persönliche Freiheit" gönnen, um des Himmels willen aber ja nichts davon nach Europa importieren soll. —

Vom Norris-Hotel, das mindestgute im Park, fuhren wir nachmittags, immer in unserer Stage, weiter in sehr hübscher Landschaft zum Cañon-Hotel und sofort nahe an den herrlichen Wasserfällen vorbei zum Grand Cañon of the Yellowstone mit dem Look-out Point und Inspiration Point.

Sonnenuntergang, Adler- und Geierhorste. Vom Hotel dahin ca. 5 Kilometer im Walde längs des Cañon, über den bereits vorher berichtet wurde. Nachtquartier in dem von Wald umgebenen hübschen Hotel. Am Abend mehr als 70 Wapitihirsche beobachtet.

Am fünften Tage zurück über Norris-Hotel in schöner Waldfahrt zum Hotel Mammoth Hot Springs, wo abermals ein seiner besonders intensiven Färbung wegen recht interessantes Geiserbecken sich vorfindet. Großes Badehotel, Militärstation und Fort. Nach dem Dinner abends in sechsspännigen Coaches in einer halben Stunde nach Gardiner, wo die Pullmanwaggons standen, in denen wir uns in unserer vorausbestellten „Sektion" einwaggonierten und dann abdampften.

Am sechsten Tage, den 7. Juni, trafen wir in Butte ein, wo wir fünf Stunden Aufenthalt hatten; es ist dies eine hochinteressante schnell aufgeschossene Minenstadt, die dank ihrer hochwertigen und ergiebigen Kupferbergwerke sich so rapid entwickelt hat. Nach dem Lunch besichtigten wir das großartige Kupferschmelzwerk der Butte and Boston Smelting Co. Es gibt deren aber auch noch andere.

Auf unserer Weiterfahrt passierten wir spät abends Monida, dann zweite Nachtfahrt nach Ogden und noch bis Salt Lake City, wo wir nach 36stündiger Fahrt $8\frac{1}{2}$ Uhr morgens am 8. Juni ankamen. Telegraphisch hatten wir uns von Mammoth Hot Springs aus den Drawing-Room für die Fahrt über die Rocky Mountains nach Colorado bestellt, um die dritte Nachtfahrt bequem zu verbringen und dann auch um die großartige Szenerie während der dann folgenden Tagfahrt bei der Übersetzung vorerwähnten Hochgebirges vom Waggon aus gut und ungehindert in Augenschein nehmen zu können.

Abends 8 Uhr desselben Tages saßen wir mithin schon wieder im Waggon, und zwar diesmal komfortabel und bequem im Drawing-Room. Bald lag die von fleißigen, nüchternen und strebsamen Menschen erbaute und bewohnte Mormonenstadt hinter uns, und als wir am nächsten Morgen erwachten, befanden wir uns bereits am Westabfalle des mächtigen Felsengebirges. Unsere Route führt über Grand Junction (1370 Meter), Glenwood Springs (1720 Meter), durch den mehr als 25 Kilometer langen Cañon of the Grand River, dann später über den Tennessee-Paß (3130 Meter), über Leadville (3000 Meter), eine der höchstgelegenen Städte und zugleich Zentrum der großartigsten Bergwerke der Welt, Salida (2100 Meter), dann durch den 13 Kilometer langen Grand Cañon of the Arcansas, über Cañon City (1600 Meter) nach Pueblo (1400

Meter) und von hier nach Norden wieder hinauf nach Colorado Springs (1800 Meter), wo wir am 9. Juni abends 7 Uhr eintrafen.

Die hier durchfahrenen Cañons sind in Wirklichkeit richtige Gebirgsschluchten, wie wir solche zahlreich auch in anderen Hochgebirgsländern vorfinden; die originellen, in Europa nicht vorkommenden Cañons, deren Eigenart wir bereits beschrieben, sind in Wirklichkeit schmale, tiefe Erdspalten im flachen oder hügeligen Lande.

Die vorerwähnte Eisenbahnroute, die Überschienung der gewaltigen Hochgebirgskette der „Rocky Mountains", zählt unbestreitbar zu den bedeutendsten und imponierendsten eisenbahntechnischen Bauwerken der Welt und ein jeder wird die geniale Ausführung ebenso wie die Tatkraft, die erforderlich war, um in so öden, zur Zeit des Baues noch so dünn bevölkerten, wüsten und wilden Gebieten ein solches Werk in solcher Vollendung durchzuführen, neidlos anerkennen und bewundern.

Schon eingangs dieses Kapitels haben wir den großartigen technischen Leistungen der Amerikaner gebührende Worte der Anerkennung gezollt, und wenn man die nach allen Richtungen sich kreuzenden, das ganze ungeheure Gebiet der Vereinigten Staaten netzartig umspannenden Schienenstränge betrachtet, muß man staunen, daß dies in so kurzer Zeit möglich wurde. Freilich dürfen wir aber auch nicht vergessen, daß in Amerika eine lange Periode im Verkehrswesen vollständig überschlagen, übergangen wurde, nämlich jene jahrhundertelange Zeitepoche, in der Europa mit einem Netz von vorzüglichen, in Steinschotter fundamentierten Straßen, den sogenannten Chausseen oder chaussierten Straßen überspannt wurde, Straßen und Wege, die ungezählte Millionen verschlungen haben. Kaum war dieses Straßennetz zu hoher Vollendung erstanden, erschienen die eisernen, geschienten Wege, die die steinfundierten gebahnten Straßen als Verkehrsmittel weit übertrafen, in den Schatten stellten und in zweite Linie drängten. Amerika trat als beginnendes Kulturland just zu Beginn der Eisenbahnära auf, verwendete selbstverständlich seine Millionen und Milliarden nun nicht für Straßenbauten, sondern sprang sofort in die Eisenbahnverkehrsperiode ein und mußte, um zu großem Aufschwunge kommen zu können, natürlich auf diesem Gebiete nun, koste es was es wolle, große Verkehrsverbindungen mit geschienten Wegen schaffen, weil ihnen die chaussierte Straße gänzlich mangelte. Daher man auch heute noch überall in Amerika, im Augenblicke, wo man den Schienenstrang verläßt, auf dürftigste, jämmerliche Wege (wie bei Monida) stößt.

In landschaftlicher Beziehung ist die Fahrt durch das Felsengebirge hoch-

romantisch, sehr fesselnd und interessant, besonders die Strecken durch die langen, engen Cañons, richtiger Schluchten oder „Narrows". Die ganze Durchquerung des Hochgebirges ist höchst lohnend.

Wenn die Fahrten durch unsere europäischen Hochalpen landschaftlich dennoch erheblich großartiger, romantischer und pittoresker genannt werden müssen, so liegt der Grund auch hier wieder lediglich darin, daß die langgestreckte amerikanische Hochgebirgskette, ebenso wie die ihr im Westen vorgelagerte Wahsatschgruppe und der Küstengebirgszug der Sierra Nevada in Kalifornien keine individuellen Bergformationen, keine Gletschergebilde und nur sehr minimale Firnfelder ganz oben auf den kuppelartig geformten, breiten klotzigen, 4000 Meter hohen Gipfeln aufweisen. In gleicher Weise und eben infolgedessen sinken die Hänge der Hochgipfel mehr allmählich zu Tal, man findet pralle Felswände, turmartige, schneidige Felsbastionen, Zinnen und Zacken, Eisgrate und Firnschlünde fast gar nicht. Erst ganz oben in den nördlichsten Rocky Mountains der Vereinigten Staaten und der daranstoßenden Kette der britisch-kanadischen Felsengebirge treten diese Erscheinungen, aber in minder großartiger Weise als in den Alpen, zutage. Gewaltige Gletscherfelder und Firngipfel zeigt erst Alaska, aber wo liegt das! Ganz Britisch-Kanadien trennt — trotz der geheiligten Monroe-Doktrin! — dies amerikanische Gebiet von den Vereinigten Staaten.

Niemand aber, der Amerika bereist, sollte es verabsäumen, bis hierher in den „Wild-Wild-West", bis zu dem Felsengebirge vorzudringen, denn hier erst — der Yellowstone-Park liegt ja auch in der Rocky Mountain-Kette — erhält man eine Idee, ein Bild davon, wie Amerika beiläufig ausschaute zur Zeit, als Bogen, Pfeil und Tomahawk des Indianers noch die gefürchteten Waffen auf diesen unermeßlichen Jagdgründen waren.

Colorado Springs mit 22 000 Einwohnern, 1800 Meter hoch, malerisch am Ostfuße der Rocky Mountains gelegen, mit prächtigem Blick auf den Pike's Peak, ist zu längerem Aufenthalte sehr geeignet, ebenso der nahegelegene beliebte Bade- und Sommerfrischort Manitou, 2000 Meter über dem Meere. In ersterem findet man in „the Antlers" ein schönes, großes und gutes Hotel.

Gipfel des Pike's Peak in den Rocky Mountains.

Von Colorado Springs am 10. Juni früh mit der Bahn über Manitou auf

den Pike's Peak in ca. $2^1/_2$ Stunden. Die Fahrt auf diesen 4313 Meter hohen Gipfel bietet viel Interesse und ist, klares Wetter vorausgesetzt, äußerst lohnend. Die beim Bahnbau zu überwindenden technischen Schwierigkeiten waren vom Gesichtspunkte der Bergbahntechnik keine besonderen; der enorm breite Rücken, die in mäßigem Gefälle zu Tal sinkenden Flanken des Berges, durchweg Rasenhänge, bieten vollauf Gelegenheit zur Entwickelung der Bahntrasse. Bei ca. 3600 Meter fanden wir bei unserer Bergfahrt die Schneegrenze. In späterer Jahreszeit bleibt nur auf der höchsten Spitze vereinzelt etwas Winterschnee. Da es die Tage vorher so stark geschneit hatte, daß der Betrieb der Bahn mehrere Tage hatte eingestellt werden müssen, fanden wir oben viel Neuschnee.

Zum Summithouse (Berghotel) gehört neben einem Verkaufsbudentrödel auch eine Bar, diese aber ohne jedes Alkoholgetränk — worüber vorgehend berichtet wurde. Das Dach des Hauses ist terrassenartig und dient als Aussichtsplattform, jedoch wurde uns in gewohnter barscher Weise der Zugang ohne Angabe eines Grundes verweigert. Da man von dem halbverschneiten Hause unten, nach der Seite der Bergkette, absolut keine Aussicht hatte, wateten wir, meine Frau, ich und noch drei Herren, in tiefem Schnee bis zum Gipfel, dem höchsten Punkte des Berges, es war dies allerdings nur eine 6—8 Minuten dauernde, aber recht nasse Waterei im weichen Neuschnee. Wir hatten dafür aber auf dieser dominierenden Hochwarte eine Fernsicht sondergleichen. Sonnenhelle, absolute Klarheit der Atmosphäre und unbeschränkte Sehweite.

Die Aussicht vom Hochgipfel ist tatsächlich ungeheuer umfassend: eine ansehnliche Reihe von Viertausendern liegt vor uns, und im Osten breitet sich ein unermeßliches Hochplateau aus. Aber szenisch ist es doch kein großartiger Blick; die ineinander verlaufenden hohen Bergkuppen und -rücken, die sich kaum voneinander abheben, können zu keiner ihrer absoluten Höhe entsprechenden Geltung gelangen.

Da unser Zug zur Rückfahrt bereit stand, wollten wir und andere amerikanische Passagiere unsere alten Plätze wieder im Waggon einnehmen bis zur Abfahrt, um nicht noch länger im nassen Schnee zu stehen, denn der Aufenthalt im verschneiten, dunklen Hause war auch nichts weniger als verlockend, aber das gestattete der Herr Zugführer nicht. Einige Amerikaner machten zwar Spektakel, aber vergebens, wir mußten 20 Minuten vor dem Waggon stehen, bis uns gütigst Einlaß bewilligt wurde. Ein amerikanischer Gentleman sagte uns: „Ja, daran muß man sich in Amerika gewöhnen, da

hilft auch alles Reden und Beschwerden nichts, der Mann tut doch, was ihm gerade beliebt, aber sicher nicht, was dem Fahrgast angenehm sein könnte."

Um 2 Uhr nachmittags in Manitou, einem hübschen, kleinen Kurort, angekommen, nahmen wir Wagen zu den „Caves", zum unbedeutenden Wasserfall am Ute-Paßweg und zum „Garden of the Gods"; der letztere besteht aus roten, kleinen Felstürmen und Blöcken, die unvermittelt aus dem flachen Lande sich auftürmen. Sehr schöne Ansicht des Pike's Peak von hier.

Am nächsten Tage früh in $2^1/_2$ Stunden zur Bahn nach Cripple Creek,

Garden of the Gods mit Blick auf Pike's Peak.

eine kleine Minenstadt, wo sich die ergiebigsten, jetzt schon teilweise ausgebeuteten Goldminen befinden bezw. befanden.

Es war vor beiläufig einer Woche ein großer Streik unter den Minenarbeitern ausgebrochen, bei dem natürlich auch Blut geflossen war und wobei ein von Streikbrechern bewohntes Haus mit Dynamit in die Luft gesprengt und dergleichen kleine Scherze aufgeführt worden waren. Wir wollten uns doch mal so einen kleinen amerikanischen Rummel ansehen und fuhren deswegen hinauf. Die Minen und Minenortschaften liegen seitwärts des Pike's Peak in den Rocky Mountains ziemlich hoch oben in ca. 3000 Meter See-

höhe. Wir fanden natürlich dort noch alles in großer Aufregung, Milizen waren aufgeboten und jedermann stolzierte wohlbewehrt mit Rifle und Revolver einher. Die Milizen suchten nach Schuldigen, die dann gefesselt abgeführt und in unserem Zuge befördert wurden, während andere Hüter des Gesetzes nach Zeugen fahndeten, die zwangsweise zu den Verhören geführt wurden. Kurz, es war ein höchst apartes Intermezzo, dieses winzige revolutionäre Kleinkriegsbild, jedenfalls interessant für einen alten Offizier.

Weder anmutig noch nett und sauber sind aber alle diese, wie Pilze emporgeschossenen Industrieorte; nur für den Moment geschaffen, alles unsagbar dürftig, nüchtern, schmutzig und elend.

Bei unserer Fahrt durch die Rocky Mountains hatten wir einige Stunden vor der Ankunft in Colorado Springs bei einer Station das Wrack eines mit Dynamit gesprengten Eisenbahngepäckwagens gesehen, der gerade 24 Stunden vor unserer Fahrt von Räubern so hergerichtet worden war. Der Expreßzug war von fünf bewaffneten Männern am hellen Tage aufgehalten worden, die Herren Räuber hatten Lokomotive und Gepäckwagen vom Zuge abgekoppelt und den Lokomotivführer mit vorgehaltenem Revolver gezwungen, weiter zu fahren. Das war alles so prompt und glatt abgewickelt worden, daß die Passagiere im Zuge erst Kenntnis von dem kleinen, netten Abenteuer erhielten, als die Lokomotive mit Gepäckwagen und Räubern bereits abdampfte.

An einer Biegung am Flusse hatten die Flüchtlinge Halt gemacht, der Gepäckwagen wurde mit Dynamit geöffnet, die eiserne Kasse herausgenommen, und gerade waren die Räuber im Begriffe, auf einem bereitstehenden Nachen den Fluß zu übersetzen, als Zugpersonal und Stationsbeamte am Schauplatz erschienen. Von den abgegebenen Revolverschüssen wurde ein unglücklicher Zugbeamter getroffen, aber die Räuber verschwanden spurlos jenseits des Flusses auf Nimmerwiedersehen! Das hatte sich just einen Tag vor unserer Fahrt ereignet, jedoch solche kleine Scherze dürfen einem den Aufenthalt nicht verleiden.

Vormittags zog während unseres Verweilens in Cripple Creek ein starkes Gewitter auf, das den Pike's Peak in dichten Wolkenschleier hüllte, so daß diejenigen, die an diesem Tage dort oben waren, gar nichts gesehen hatten, und da gleiche schwere Gewitter und dichte Nebel sich auch in den nächsten drei Tagen stets gegen Mittag einstellten, würden wir vom Pikes' Peak keine Aussicht gefunden haben, wenn wir nicht als alte gewiegte Bergsteiger gleich den ersten schönen Tag in Colorado Springs zur Auffahrt dahin benutzt hätten.

Am 13. Juni früh fuhren wir in zwei Stunden nach Denver, 1600 Meter über dem Meere, 135 000 Einwohner, hübsche, malerisch gelegene

Hauptstadt von Colorado. Prachtvoller Blick auf die Rocky Mountains-Kette mit dem Pike's Peak vom Brown Palace Hotel. Am nächsten Tage nachmittags 2 Uhr Abfahrt auf der Burlington-Route im Pullman-Car-Drawing-Room nach St. Louis. Am Nachmittag des 14. Juni trat die Bahn hart an den Missouri heran und folgte diesem eine Zeitlang. Großartiger Strom, grünliche Färbung. Das Land hier ist wohlkultiviert und zeigt üppig grüne Wiesen.

Nahe vor St. Louis fließt der Missouri in den Mississippi — welch imponierende Flut dieser beiden, ein jeder an sich schon gewaltigen Wasserläufe! Der Mississippi hat eine Länge von 4210 Kilometern, von der Missouriquelle bis zur Mississippimündung aber beläuft sich der Flußlauf auf 6730 Kilometer. Der Amazonenstrom weist eine Länge von 5570, der ihm an Länge zunächst folgende Yangtsekiang von 5300 Kilometern auf.

Gegen Abend Ankunft in St. Louis, einer Stadt von nahezu 600 000 Einwohnern.

World's Fair in St. Louis! Über diese Weltausstellung ist sattsam geschrieben worden. Nur eines sei berührt: die Ausstellungsgebäude waren unbedingt großartig, wirklich imponierend und der Anblick derselben auch abends bei hunderttausend elektrischen Glühlampen feenhaft; in den Gebäuden aber zeigte sich viel Überfluß an Platz. Japan hatte trotz Krieg vorzüglich ausgestellt und war schon Juni fix und fertig, ebenso Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich und einige andere Staaten.

Am 19. Juni trafen wir in Chicago am Michigan-See ein, mit 1 700 000 Einwohnern ist sie die zweitgrößte Stadt der U. S.

Am 20. Juni früh am Nordgestade des Erie-Sees entlang zu den weltberühmten Niagarafällen (Ankunft $6\frac{1}{2}$ Uhr morgens), die in Wort, Schrift und Bild zu ungezählten Malen geschildert, beschrieben und gepriesen wurden.

Wie schon früher einmal erwähnt, sind dieselben unbeschreiblich gewaltig und großartig und noch wesentlich imponierender, als man nach den unzähligen Abbildungen, die man gesehen, vermutet. Nichts Ähnliches ist diesen gewaltigsten Katarakten der Welt an die Seite zu stellen!

Selbstverständlich erfolgte die Besichtigung dieses wahren Weltwunders gründlich. Man besucht den Amerikanischen Fall, den Kanadischen Horseshoe-Fall, beide von außen, von innen (durch die Galerien), von oben und von unten (auf dem kleinen Dampfer, in wasserdichtes Gewand gehüllt), fährt dann am besten gleich mit dem für den Tag gemieteten Wagen zu den Whirlpool Rapids, die Stromschnelle im Niagarafluß, als Abfluß der Fälle.

Hier ist von besonderem Interesse das seltene Schauspiel, daß in dem in enger Schlucht (90 Meter breit) eingezwängten Flußbett die mit elementarem Druck und Schnelligkeit abwärtsstürmende Wasserflut eine derartige konvexe Oberfläche (Wasserspiegel) zeigt, daß das Wasserniveau in der Mitte des Flusses permanent um ca. 6 Meter höher liegt als am Uferrande!

Betreffs der Größenverhältnisse der Fälle sei nur erwähnt: „American Fall", Breite über 300 Meter bei 50 Meter Sturzhöhe, und zwar über eine überhängende Wand direkt ohne Aufprall in das 50 Meter tiefer liegende, hier ein Becken bildende Flußbett. Durch die kleine Ziegeninsel, Goat Island,

American Niagarafall.

getrennt, liegt nahebei der kanadische Fall „Canadian Horseshoe Fall" auf britischem Gebiete. Dieser, der imposantere, hat eine geknickte Breite von etwas über 900 Metern und eine Sturzhöhe von $47\frac{1}{2}$ Metern, gleichfalls wie der amerikanische Fall direkt ohne Zwischenaufprall in dasselbe Wasserbecken.

Alsbald nach unserer Rückkehr nach Europa haben wir, um einen möglichst unmittelbaren Vergleich ziehen zu können, unseren Rheinfall bei Schaffhausen wieder einmal aufgesucht. Derselbe hat bekanntlich eine Breite von 115 Metern, während die Niveaudifferenz vom Wasserspiegel bei der Absturzstelle bis zum Wasserspiegel unterhalb des Falles, also die eigentliche Sturzhöhe, 30 Meter beträgt. Der Fall findet aber nicht in einem Sturz über eine überhängende

oder senkrechte Wand statt, sondern sinkt über eine schräg zu Tal setzende Felsenbank in das untere Flußniveau. Wir können unseren Rheinfall, wenn wir objektiv und aufrichtig urteilen wollen, eigentlich kaum mit den Niagarafällen in einen Vergleich ziehen.

Von den Niagarafällen am 21. Juni früh $6\frac{1}{2}$ Uhr Abfahrt über Buffalo, 355 000 Einwohner, nach Albany, 100 000 Einwohner, und nun nach Süden hinab längs des schönen Hudson River nach New York, wo die Ankunft abends $6\frac{1}{2}$ Uhr erfolgte.

Die Fahrt entlang des stattlichen Hudsonstromes ist reizend und abwechselungsreich, jedoch nicht so großartig, wie wohl oft geschildert. Ein

Canadian Horseshoe Niagarafall.

Vergleich mit einer Rheinfahrt ist verfehlt, weil beide ganz verschiedenen Charakter aufweisen. Am Rhein höchste Kultur, an beiden Ufern Ort an Ort, Stadt an Stadt sich reihend, Weingelände an den Hügellehnen hinaufziehend ohne Ende, alte und neue Schlösser, Ruinen und Villen. Am Hudson nichts oder nur wenig von alledem, dafür aber grüne Wiesenflächen und Hänge, Laubhölzer auf den den Fluß flankierenden Hügelrücken. Wir könnten uns am Hudson an die Donau zwischen Passau und Wien versetzt glauben.

Nun zur gewaltigen Metropole Amerikas New York, nächst London die größte Stadt der Welt, sie zählt mit Brooklyn, Long-Island City

ca. $3\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner. Die durch den Hudson River geschiedenen Städte Jersey City mit Hoboken, Newark, Staten Island haben rund 400 000 Einwohner, werden aber nicht zur Stadt New York gerechnet, sondern sind selbständig verwaltet.

Über diese wenn auch nicht gerade internationalen Charakter tragende, aber doch kosmopolitisch veranlagte amerikanische Stadt etwas Neues sagen zu wollen, würde wohl vergebliches Bemühen sein. Jeder gebildete Europäer, auch wenn er nicht „drüben über dem großen Wasser war", kennt diese grandiose Weltstadt aus den Beschreibungen.

Der großartige Verkehr, der nur mit den größten Handels- und Hafenstädten Europas verglichen werden kann, ist überwältigend entwickelt; und in welch relativ kurzer Zeit hat sich dieser Aufschwung vollzogen, denn New York war vor hundert Jahren ein Städtchen von 60 000 Einwohnern, zu einer Zeit wo Paris 650 000, London 950 000 Einwohner zählte, welche Städte heute nahezu 3 Millionen bezw. 6 Millionen aufweisen.

New Yorks Verkehrseinrichtungen zwingen uns zu bedingungsloser Anerkennung; der geschäftliche Betrieb ist einfach bewundernswert. Daß damit nicht auch Schönheit und Anmut Hand in Hand gehen, ist natürlich, und wer nach New York, ja wer überhaupt in eine der zahlreichen großen Städte Nordamerikas kommt, der darf dort nicht Dinge suchen und erwarten, für welche dort kein Platz und keine Zeit zum Schaffen vorhanden waren und noch sind. Denn schön oder anmutend sind die kilometerlangen schnurgeraden, sich im rechten Winkel schneidenden Straßen wahrlich ebensowenig wie die roten Backsteinhäuser. Ja selbst die Palais der Millionäre und Milliardäre sehen von außen, ohne Garten in der Häuserreihe mit aufmarschiert, nichts weniger als fürstlich oder besonders vornehm aus, denn von den Millionenwerten, die sich im Innern vorfinden, sieht man von außen nichts. Und wahrlich es macht einen entsetzlich ernüchternden Eindruck, wenn man so einen neuen, bis zu 25 Etagen aufweisenden, kahlwandigen, mit Hunderten ganz gleichen Fenstern verunzierten „Sky Scraper" („Wolkenkratzer"), neben einerseits einer Kirche, deren Kreuz auf dem Hochturm noch nicht bis zum letzten Stockwerk reicht und vom Dachfirst des Riesenhauses erheblich überragt wird, und andererseits einem älteren, vielleicht drei bis höchstens vier Stockwerke hohen Hause in der Front stehen sieht.

Wenn man sich sohin auch nicht leicht zu dem Wunsche aufzuschwingen vermöchte, in New York sein Leben zu verbringen, so muß man doch in anbetracht des großartigen geschäftlichen und wirtschaftlichen Lebens zugestehen,

daß der Besuch dieser aparten Weltstadt von ausnehmendem Interesse ist und daß derjenige, der sagen will, daß er die Welt kennt, auch New York gesehen haben sollte.

Im Waldorf-Astoria-Hotel, in dem wir zweimal abstiegen, fanden wir ein Hoteletablissement allerersten Ranges und waren selbstverständlich gut dort aufgehoben zu zwar hohen, aber nicht unerschwinglichen Preisen. Da es bei unserem zweiten Aufenthalte ganz entsetzlich heiß in New York war, so fanden wir die einzige Erfrischung abends nach dem Diner auf dem Roofgarden oben über dem fünfzehnten Stock unseres Hotels, wo es recht lustig herging, denn Tiroler Sänger erfreuten die Gäste durch gemütvollen Gesang, und wo Sodawasser und Brandy, bei vielen auch Champagner, in Strömen durch die verdursteten, trockenen Kehlen floß. Solch eine sogenannte „Heiße Welle" in New York ist etwas Entsetzliches, und man findet auch dann keine Kühlung, wenn man mit Schiff oder Bahn an den Strand nach Coney Island oder sonstwohin fährt. 100^0 F = 38^0 C bei wüstenstaubähnlicher Trockenheit, das will überwunden werden. Nun New York hat in bezug auf drückende, lästige, erschlaffende Hitze den Rekord selbst über die Äquatorzone davongetragen, denn nie haben wir, selbst nicht in Java, so peinigenden Durst, nie so lästig heiße Nächte zu erleiden gehabt, wie hier die letzten Tage vor unserer Abreise nach Europa.

Ein Ausflug über Philadelphia (1 300 000 Einwohner), Baltimore (510 000 Einwohner) nach Washington beschloß unsere amerikanische Tour. Die Haupt-, Regierungs- und Residenzstadt Washington mit 280 000 Einwohnern ist zwar nur eine kleine Stadt im Vergleich mit den Rivalen, mit den großen Verkehrs- und Industriezentren, macht aber einen ausnahmsweise freundlichen und anmutigen, nur etwas vereinsamten Eindruck. Das Kapitol ist ein stattlicher, prächtiger Kuppelbau. Architektonisch bemerkenswert ist auch die Kongreßbibliothek mit einer prachtstrotzenden, nur etwas zu überladen und zu bunt ausgestatteten Halle. Außerdem sind noch zu nennen: der Washington-Obelisk, das Museum, das Mansion- oder White House, die bescheidene Wohnstätte des Präsidenten der Republik.

12. Atlanticfahrt New York—Bremerhaven.

Für die Fahrt über den Atlantischen Ozean hatten wir gewünscht, einen von den größten schnellfahrenden Ozeandampfern zu benutzen, um auch eine Reise auf diesen jetzt so sehr beliebten, während der Reisesaison (Mai—Juli Fahrten von Amerika nach Europa, September—November entgegengesetzte Fahrtrichtung) stets überfüllten, auf Monate hinaus im vorhinein belegten Schnelldampfern, diesen großartigen, schwimmenden Hotelpalästen, zurückzulegen.

Bei höchstem Lobe, in jeder Beziehung, das man diesen Dampfern und den Schnellfahrten derselben spendet, finden manche die unangenehme, stoßende, das Schiff erschütternde Bewegung, eine, wie es scheint, kaum zu behebende Wirkung der kolossalen Maschinen, tadelnd auszusetzen. Es ist nun auch nicht zu leugnen, daß die weniger Speed aufweisenden, etwas langsamer die Wogen durchfurchenden Dampfer, die in Tonnengehalt wie Pferdekraft (HP) etwas geringeren Ozeansteamer eine minder stoßende, glattere, sohin angenehmere Bewegung zeigen. Um ein bis zwei Tage schneller freilich durchmessen die großen Dampfer das Weltmeer zwischen Europa und Amerika, und für wen „time money" ist — also für fast alle Amerikaner — der fährt mit den Schnelldampfern des Norddeutschen Lloyd oder der Hamburg-Amerika-Linie, welche beide deutsche Schiffahrtsgesellschaften dermalen die unbestritten schnellsten und besten Doppelschraubendampfer, die berühmten German Twin-Screw Express Steamships zwischen der Neuen und Alten Welt laufen haben.

Wer aber nicht pressiert ist und angenehmer, gemütlicher, sozusagen in minder anspruchsvoller Gesellschaft reisen will, der wird vorziehen und besser tun, auch billiger fahren, wenn er einen der vielen Passagierdampfer, Twin-Screw Passenger Steamship, der genannten Gesellschaften benutzt, die sowohl zwischen Bremen oder Hamburg (Southampton und Cherbourg) als auch zwischen Genua und New York verkehren.

Die Expreßdampfer haben: „Kaiser Wilhelm II." 40 000 HP bei 19 500 Tons, „Kronprinz Wilhelm" 35 000 HP bei 14 908 Tons, „Kaiser Wilhelm

der Große" 28 000 HP bei 14 349 Tons. Die Passagierdampfer haben gegen 9000 HP bei ca. 11 000 Tons (die „Kiautschou", jetzt „Prinzeß Alice", und die „Hamburg", letztere der Hamburg-Amerika-Linie gehörig, mit denen wir in Ostasien fuhren, gehören zu dieser Klasse).

Den Rekord für die schnellste Fahrt zwischen Europa und Amerika hat sich zweimal, einmal indem sie sich selbst schlug, die „Deutschland" der Hamburg-Amerika-Linie errungen. Auch hier auf dem Atlantic ebenso wie in Ostasien nehmen die deutschen Mailsteamer dermalen unbestreitbar den ersten, vornehmsten Rang ein, nicht nur in bezug auf Größe und Speed der Schiffe, sondern auch in Hinsicht auf tadellose Verpflegung und Küche, Komfort, musterhafte Ordnung, peinliche Reinlichkeit und entgegenkommendes Benehmen der Offiziere und Mannschaft.

In gleicher Weise rühmend muß die außerordentliche Kulanz, das verbindliche und bereitwillige Entgegenkommen der Herren Vertreter des Norddeutschen Lloyd sowie deren Angestellten den Passagieren gegenüber auf das rühmendste hervorgehoben werden, und es tut dasselbe dem Reisenden in fremdem, fernem Lande doppelt wohl. Übrigens ist ganz gleiches auch von den Vertretern der Hamburg-Amerika-Linie zu sagen.

Wir hatten gewünscht, mit dem zweitgrößten Schiffe der Lloydflotte, dem „Kronprinz Wilhelm", zurückzufahren und da die für das Wohl ihrer Passagiere stets sorgsam bedachte Generaldirektion des Norddeutschen Lloyd schon vor Monaten uns eine Außenkabine auf Grund unserer vom Lloyd bezogenen Weltreisebilletts — die wir nicht genug anempfehlen können — gesichert hatten, fanden wir auch, als wir am 27. Juni nachmittags an Bord des am Pier in Hoboken liegenden „Kronprinz Wilhelm" kamen, alles in bester Ordnung.

Das letzte Abendessen in New York, und zwar in Hoboken, war an sich gerade kein Genuß und wurde durch die noch immer seit unserem Ausflug nach Washington herrschende erdrückende, unsagbar lästige Hitze nicht genußreicher. Die Nacht verbrachten wir an Bord.

Am 28. Juni früh 6 Uhr standen wir auf Deck, um 6 Uhr 20 Minuten wurden die Taue gelöst, langsam suchte sich unser Koloß seinen Weg durch die Hunderte und Tausende von Schiffen jedweder Größe, jeder Gattung, die im gewaltigen Hafen hier versammelt lagen.

Dem chaotischen Gewühle ein wenig mehr entronnen, griffen die mächtigen Schrauben stärker ein, wir traten aus dem Hudson in die „Upper Bay", zur Linken der East River, über den sich die mächtigen Brücken, die New York mit Brooklyn verbinden, spannen. Wir fuhren dicht bei der

Blick a

kleinen „Liberty Island" mit der Kolossalstatue der „Freiheit" vorüber, dann durch die „Narrows", zur Linken „Coney Island", das wir früher schon besucht hatten. Unser stattlicher, stolzer Dampfer nahm nun Kurs nach Osten, durchschnitt die blauen Fluten des „Atlantic", dem wir für eine Woche uns anvertrauen müssen.

Eine kühlende, ersehnte Brise hebt die Wogen des Weltmeeres um ein Geringes höher, doch das spürt man auf dem Riesendampfer noch lange nicht, der Kiel unseres Dampfers schneidet die gischenden Wellen, ohne auch nur um Haaresbreite von der Linie des gesteckten Kurses abzuweichen. Will Neptun mit unserem Holzgehäuse Fangball spielen, muß er andere Register ziehen.

Aber der Meeresgott hatte zum Spielen und gottlob auch zum Ernstfalle keine Lust. Von Tag zu Tag rückten wir der alten Heimat um ein erkleckliches Stück Weges näher, bis wir endlich unsere Östliche Halbkugel wieder erreicht hatten. Wohl türmten sich tageweise einmal die Wellen höher, die Salzflut bäumte sich mächtig auf, lange, rollende Wogen, von weißen Gischtkämmen gekrönt, belebten das ungeheure Element, aber ruhig und sicher schnitt der festgefügte, von kundiger Menschenhand gezimmerte Bau die mächtige Dünung; unentwegt blieb das Bugspriet gen Osten gerichtet.

Ja die Dünung, diese ungeheuren, langgezogenen, haushoch sich hebenden Wogen zeugen auf den großen Weltmeeren, auf den weltentrennenden Ozeanen doch von einer ganz andern, gewaltig treibenden Kraft als in den, wenn auch

ew York.

räumlich großen, landumgürteten Meeren. Aber über allen Ozeanen steht doch der „Pacific", der König der Weltenmeere, auch der stolze „Atlantic" muß vor ihm die Segel streichen, so gewaltigen Wogenschlag wie der „Stille" vermag kein anderer aufzuweisen.

Wie sich Wog' über Woge bricht,
Aber das Meer erschöpfet sich nicht.
Daß die Wogen sich senken und heben,
Das ist eben des Meeres Leben.
Und daß es hoffe von Tag zu Tag,
Das ist des Herzens Wogenschlag!

sagt uns Fr. Rückert so treffend.

Ja! diese geheimnisvolle, unerklärliche „Hoffnung von Tag zu Tag"! Zuerst treibt sie uns von der Scholle fort; eine unstillbare Sehnsucht führt uns weit hinweg — wir möchten sie sehen die ganze, große, unfaßliche Welt! Die Hoffnung geleitet uns zum Ufer des Meeres, wir rufen der alten heimatlichen Welt ein Lebewohl zu, wir hoffen und sehnen von Tag zu Tag weiter, wir lassen die bunten Bilder einer ganzen Welt an uns vorüberziehen, wir sehen Völker, an Zahl zehnfach größer als jene unserer ganzen Alten Welt; immer weiter treibt es uns in die Ferne, allezeit leuchtet der Stern der Hoffnung vor uns! Auf schwankendem Bretterbau durchqueren wir die unermeßlichen Wasserflächen, wir sind auf ihnen samt unserem schwimmenden Bauwerk ein Punkt, ein Atom inmitten unergründlicher Elemente! Über uns

verliert sich der Blick im unausdenkbaren unendlichen Himmelsraume, unter uns das unerschöpfliche ewige Meer, aber drüben auf unermeßliche Entfernung da ist Land, da sind Menschen und die Hoffnung steht aufrecht, unverwüstlich, und siehe da, wir haben nicht umsonst gehofft, ein winziger, fester Punkt im Meere, die erste kleine Insel der heimatlichen Welt, wir haben den Kreis geschlossen, wenige Stunden noch und wir setzen den Fuß wieder auf europäischen Boden.

Wir grüßen Europa, die schöne, geliebte Heimatswelt!

* * *

Vor Plymouth halten wir am 4. Juli früh 5 Uhr, das ist, da wir New York am 28. Juni früh 6 Uhr 20 Minuten verlassen haben, noch nicht volle 6 Tage Fahrt. Auf der Reede von Cherbourg um $10^1/_2$ Uhr vormittags, Höhe von Dover 5 Uhr 30 Minuten nachmittags (ohne Anlaufen) und am 5. Juli 9 Uhr morgens sind wir an der Wesermündung angelangt.

Mit Tender geht's in $^3/_4$ Stunden nach Bremerhaven und nach höchst kulanter Zollrevision mit Lloydextrazug in $1^1/_2$ Stunden nach Bremen.

Wir hatten Genua am 10. November 1903 verlassen und haben mithin acht Monate für die Tour um die Erde verwendet, von denen wir vier Monate in den Tropen verweilten; auf 14 verschiedenen Dampfern haben wir 79 Tage auf der See verbracht und waren beide in der ganzen Zeit nicht einen Tag krank und nicht eine Stunde seekrank. Das war wohl eigentlich mehr, als man erwarten durfte, und fast mehr, als man vielleicht zu „hoffen" berechtigt gewesen war!

Um so schöner und erhabener aber lebt die Erinnerung an Gottes schöne und große Welt in der Seele weiter bis zum — Ende, mit dem aber die „Hoffnung" auf andere unendliche Welten noch nicht zu versinken braucht.

Namenverzeichnis

bemerkenswerter Orte, Landſchaften, Gebirge, Gewäſſer uſw.

Adam's Peak 74.
Aden 48.
Agra 144.
Ahmedabad 82. 131.
Ahwanee 364.
Akhra, Chabet el 3.
Albany 387.
Algerien 1 ff.
Algier 2.
Alt-Biskra 9.
Alt-Delhi 142.
Amber 134.
Amerika 341 ff.
Anti-Atlas 13.
Äquator 193. 226.
Arabien 49.
Arabiſches Meer 123.
Arai 303.
Araſhi-yama 314.
Arieiro 24.
Arizona-Cañon 373.
Atami 328.
Atlanticfahrt 390.
Atlas 13.
— Hoher 13.
— Kleiner 4. 13.
Ätna 42.
Aurès, Mont (Djebel) 7. 10. 12. 13.
Awaji 268. 292.

Bab-el-Mandeb 47.
Babor, Grand 4.
Baltimore 389.
Bangka 193.
Bangkaſtraße 225.
Batavia 199.
Batna 11.
Batun 232.
Benares 155.
Bengaliſcher Meerbuſen 184.
Bentang 232.
Berenda 360.
Biſheſhwar-Tempel in Benares 156.
Biskra 5.
Biwaſee 311.
Bombay 123.
Boroboedoer 222.
Bouche du Sahara 5. 6.
Bougie 3.
Brahmaputra 184.
Bremen 394.
Bremerhaven 394.
Brooklin 387.
Buffalo 387.
Buitenzorg 202.
Bungo-Meerenge 267.
Butte 379.

Cañons 372.
Cañon of the Grand River 379.
Cañon-City 379.
Cañon-Hotel 378.
Canton 244.
Cantonfluß 244.
Ceylon 50 ff.
Chabet el Akhra 3.
Chelia, Djebel 13.
Cherbourg 394.
Chicago 385.
China 235 ff.
Chineſiſche Oſtſee 258.
— Südſee 237. 257.
Chomiomo 179.
Chuzenjiſee 323.
Coaſt Range 367.
Col de Takitount 4.
Colombo 58.
Colorado Springs 381.
Coney Island 389.
Conſtantine 13.
Cripple Creek 383.

Daibutſu in Hiogo 271.
— in Kamakura 315.
— in Nara 304.
Darjeeling 174.
Datumgrenze 337.
Daya-gawa 322.
Delhi 138.
Del Monte 366.
Denver 384.
Dewan-i-Khas 139.
Djebel Aurès 12.
— Chelia 13.
— Djerdjera 13.
Djokjakarta 221.
Donkia Ri 179.
Dover 394.

Eaſt River 391.
Elephanta Caves 128.

El Kantara 5.
Ellora 122.
Enoshima 316.
Erie-See 385.
Europa 394.
Everest 179.

Fatehpoor-Sikri 151.
Fontänen-Hotel 373.
Formosa 272.
Formosastraße 257.
Fuji-yama 289. 302. 327.
Funchal 21.

Ganges 157. 170. 179. 184.
Garden of the Gods 383.
Gardiner 379.
Garoet 210.
Geiser im Yellowstone-Park 370.
Genua 31.
Gibraltar 29.
Glenwood Springs 379.
Goldener Tempel in Benares 156.
Golden Gate 340.
Golf von Aden 47.
— von Manaar 79.
— von Martaban 185.
— von Suez 45
Golkonda 120.
Gorge du Roumel 14.
Gorges d'el Kantara 5. 6.
Grand Babor 4.
Grand Cañon of the Arcansas 379.
— — of Colorado 373.
— of the Yellowstone 372.
— Junction 379.
Grayling Inn 369.
Great Desert of America 367.
Grenzlinie zwischen Östlicher und Westlicher Halbkugel 337.

Hackgalla 76.
Hakonesee 327.
Hamburg 18.
Happy Valley 239.
Harimabucht 269.
Hathi Sings-Tempel 82. 132.
Hawai-Inseln 338.
Himalaya 167 ff.
Hiogo 271.
Hoboken 387.
Hoher Atlas 13.
Hongkong 235.
Honolulu 338.
Honshu 266. 271.
Hudson River 387.
Hyderabad 118.

Idsumibucht 269.
Indischer Ozean 49.
Irawadi 185.
Izumi Nada 292.

Janu 179.
Japan 262 ff.
Japanische Inlandsee 266.
Japanisches Meer 266.
Java 195 ff.
Javasee 194.
Jelapla-Militär-Paß 180.
Jersey City 387.
Jeypore 133.
Jikkoku-toge 328.
Johor, Stadt und Sultanat 230. 231.

Kabru 179.
Kabylie-Gebirge 3.
Kalkutta 163. 181.
Kaloon 237.
Kamakura 315.
Kanagama 302.
Kandy 68.
Kantara 5. 6.
Kap Karthago 15.
Karasaki 312.
Karthago 15.
Katsuragawa 314.
Kerrata-Paß 3.
Kiikanal 293.
Kiistraße 268.
Kinchinjanga 168. 174. 179.
Kio 251.
Kioto 305.
Kirschblütenfest im kaiserlichen Park in Tokio 328.
Kirschblütentanz 314.
Kiushu 266.
Kleiner Atlas 4. 13.
Kobe 271. 314.
Kodzu 324.
Koreastraße 267.
Kutub Minar 133.
Kyushu 268. 271.

Lambaesis 11.
Lantao 237.
Lavinia, Mount 64.
Leadville 379.
Linschoten-Meerenge 268.
Lintin 251.
Lissabon 20.
Long Island City 387.
Lower Geyser Basin 370.

Macao 251.
Mac Teton 371.
Madeira 21.
Madras 116.
Madura 81.
Maizaka 303.
Malakka 190.
— Straße von 192.
Malta 16.
Mammoth Hot Springs 379.
Manaar, Golf von 79.
Mandalay 187.
Manitou 381.
Maos 214.
Mariposa-Big-Tree-Grove 363.
Marseille 2.
Martaban, Golf von 185.
Michigan-See 385.

Midway Geyser Basin 374.
Mississippi 385.
Missouri 385.
Miyanóshita 324.
Mogi 264.
Moji 266.
Monida 368. 379.
Mont Aurès 7. 10. 12. 13.
Monterey 366.
Moti Musjid 150.
Mount Everest 179.
— Lavinia 64.
Muntok 193.

Nagasaki 263.
Nagoya 303.
Nara 303.
Neapel 41.
Nevada 367.
Newark 387.
New York 387.
Niagarafälle 385.
Nikko 319.
Nippon 271.
Nordafrika 1 ff.
Nordamerika 341 ff.
Nördliche Halbkugel 226.
Norris Geyser Basin 375.
— -Hotel 378.
— -Paß 375.
Nunobiki-Wasserfälle 271.
Nuwara Eliya 75.

Oahu 338.
Oakland 360.
Odawara 324.
Ogden 367. 379.
Oigawa 314.
Old Faithfull Geyser 374.
Osaka 314.
— Bucht von 292.
Ostkanal 266.
Östliche Halbkugel 337. 338.
Otsu 311.
Oued Roumel 14.

Pacificfahrt 333 ff.
Pacific Height 339.
Papandajan-Krater 213.
Paris 1.
Pasrepan 216.
Passieren der Linie 193. 226.
Passoeroean 216.
Pedrotallagalla 77.
Penang 190.
Peradeniya 68.
Perlfluß 244.
Perlmoschee in Agra 150.
Philadelphia 389.
Pico Arieiro 24.
Pike's Peak 382.
Plymouth 394.
Poespoe 217.
Port Said 43.
Pueblo 379.
Punchbowl Hill 339.

Rangoon 185.
— River 185.
Raymond 360.
Rocky Mountains 380.
Romba-Paß 180.
Rotes Meer 44.
Roumel 14.

Sahara 6.
— Bouche du 5.
— Foum-es- 6.
Salak, Vulkan 205.
Salida 379.
Salt Lake City 367. 379.
San Franzisko 340. 360. 364.
St. Louis 385.
Santo 21.
Sara-Ghat 171.
Saseho 266.
Sekunderabad 118.
Sentinel-Hotel im Yosemite Valley 361.
Sétif 4.
Shanghai 259.
Shikoku 267. 272.
Shizuoka 303.
Sidi Bou Said 15.
Sidi-Okba 10.
Sierra Nevada 367.
Sikandara 150.
Sikkim 168.
Silliguri 171.
Simonoseki 266.
Simonosekistraße 267.
Sinai 46.
Singapore 192. 229.
Singaporestraße 231.
Soerabaja 216.
Sokora 49.
Solo 215.
Staten Island 387.
Steamer Point 48.
Straits Settlements 192.
Straße von Malakka 192.
Südchinesisches Meer 232.
Südliche Halbkugel 193. 226.
Suez 45.
Suezkanal 43.
Sumatra 190.
Sumidagawa 297. 317.
Sundaarchipel 195.
Sundasee 194.
Suruga-Bai 303.

Taiwan 272.
„Taj Mahal" in Agra 145.
Takitount, Col de 4.
Tandjong Priok 194. 225.
Tanjore 80. 82. 115.
Tausend Inseln 225.
Teezeremonie 312.
„Tell" 4. 13.
Tenggern-Gebirge 216.
Tennessee-Paß 379.
Tigerhill 177. 178.
Timgad 11.
Tjidani 205.
Tjiseroepan 211.
Tokio 297. 317. 338.
Tokiobucht 296.
Tosari 219.
Trichinopoly 115.

Tropen 46. 338.
Tropenlinie 46. 257. 338. 340.
Tsushimastraße 266.
Tunis 14.
Tutikorin 79.

United States 341 ff.
Upper Bay 391.
Upper Geyser Basin 374.

Vereinigte Staaten von Nordamerika 341 ff.
Vorderindien 78 ff.

Wahsatschgruppe 381.
Washington 389.
Wawona 362.
Weltevreden 199.
Wendekreis des Krebses 46. 257. 338. 340.
West-Channel 251.
Westliche Halbkugel 337. 338.
Wusung 259.

Yangtse-Kiang 258.
Yellowstone-Park 369 ff.
Yezo 272.
Yokohama 294. 314. 317. 331.
Yosemite-Nationalpark 361 ff.
Yumoto 324.

Zeitrechnungsgrenze 337.
Zehnprovinzen-Paß 328.

Ostasienfahrt. Von Dr. F. Doflein.

Erlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in Japan, China und Ceylon. Mit zahlreichen Abbildungen. Geb. ca. *M* 8.— [Erscheint im Dezember 1905.]

In selten anschaulicher Sprache entwirft der Verfasser in diesem Werke ein glänzendes Bild von dem farbenfrohen Leben des fernen Ostens, deren Menschen, Tiere und Pflanzen er in die verschiedenen Äußerungen ihres Seins verfolgt. Es ist deshalb auch kein Reisewerk im gewöhnlichen Sinne, sondern das Ergebnis eingehender, wissenschaftlicher Forschung. Ein besonderer Reiz wird dem Buch dadurch verliehen, daß Doflein gerade in der Zeit des russisch-japanischen Krieges in diesen Ländern weilte und die Spannung und Erregung, die durch jene weltgeschichtlichen Ereignisse allenthalben hervorgerufen wurde, durchzittert das ganze Buch.

Das Europäische Rußland. Von Prof. Dr. A. Hettner.

Mit 21 Textkarten. Geh. *M* 4.—, geb. *M* 4.60.

Vorliegende Studie, zu der der Verfasser durch eine Reise in Rußland angeregt worden ist, wird bei den augenblicklichen Vorgängen in Ostasien von besonderem Interesse sein. Sie will das, was uns Ethnologen, Historiker, Nationalökonomen, Publizisten u. a. mitgeteilt und von ihrem Standpunkte aus beleuchtet haben, unter geographischen Gesichtspunkten darstellen, uns das Verständnis für die Eigenart des russischen Volkes, des russischen Staates, der russischen Kultur in ihrer geographischen Bedingtheit vermitteln und dadurch zugleich die Grundlage für eine gerechte Würdigung geben, die nicht preist und nicht verdammt sondern zu verstehen sucht.

Mittelmeerbilder. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Theobald Fischer.

Gesammelte Abhandlungen zur Kunde der Mittelmeerländer. Geb. ca. *M* 7.— [Erscheint im Dezember 1905.]

Das Werk kommt den in immer weiteren Kreisen des deutschen Volkes sich regenden und namentlich durch Reisen und Rundfahrten betätigenden Interesse an den Mittelmeerländern entgegen und will das Verständnis für eine Anzahl der wichtigsten Örtlichkeiten, Landschaften und Länder dieses geographisch, geschichtlich und kulturgeschichtlich so wichtigen und anziehenden Gebiets vermitteln und vertiefen. Der Verfasser, der die Mittelmeerländer fast in ihrer ganzen Ausdehnung vom Bosporus bis Süd-Marokko, vom Fuß der Alpen bis zur kleinen Syrte auf einigen zwanzig bald kürzeren, bald längeren Reisen erforscht hat, bietet den Lesern eine Fülle von Anregung und Belehrung.

Das Mittelmeergebiet. Von Prof. Dr. A. Philippson.

Seine geographische und kulturelle Eigenart. Mit 9 Figuren, 15 Ansichten und 10 Karten. Geh. *M* 6 —, geb. *M* 7.—

„Das vorliegende Werk eignet sich vorzüglich, um einem weiten Kreise allgemein Gebildeter eine Vorstellung von dem zu geben, was Geographie heute ist, namentlich aber der stetig wachsenden Zahl der Besucher des Mittelmeergebietes ein tieferes Verständnis für das, was sie sehen, zu erschließen. Jeder sollte sich das Buch als Ergänzung seines Reisehandbuchs mitnehmen, und die Bibliotheken unserer Rundreisedampfer sollten es in mehreren Exemplaren enthalten. . . . Auch dem Historiker, dem Kulturhistoriker, dem Soziologen bringt das Buch bedeutenden Gewinn. . . . Die Bilder sind vorzüglich gewählt und gut ausgeführt, die Karten sehr klare Veranschaulichungen des Textes."

(Prof. Dr. Th. Fischer in der Deutschen Literatur-Zeitung.)

Vom Kaukasus zum Mittelmeer. Von Dr. P. Rohrbach.

Eine Hochzeits- und Studienreise durch Armenien. Mit 42 Abbildungen im Text. Geh. *M* 5.—, geb. *M* 6.—

„Von den Schneebergen des Kaukasus bis zu den Ufern des blauen Mittelmeeres geleitet uns Paul Rohrbach in dem oben genannten, mit einer Reihe charakteristischer Bilder geschmückten Buche. Neben dem persönlichen Reiz der Darstellung fesselt uns vor allem die Lebhaftigkeit der Naturschilderungen, die Schärfe der Beobachtung über Land und Leute und die Fülle neuer wirtschaftlicher und politischer Aufschlüsse. Über die armenische Frage wird man ohne Kenntnis der Beobachtungen, die P. Rohrbach angestellt hat, nicht mehr urteilen dürfen. Auch in historischer und archäologischer Beziehung bietet das Buch, das wir unseren Lesern warm empfehlen, viel Interessantes und Neues."

(Dresdner Anzeiger.)

Aus Deutsch-Brasilien. Von Dr. Alfred Funke.

Bilder aus dem Leben der Deutschen im Staate Rio Grande do Sul. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und 1 Karte von Rio Grande do Sul. Geschmackvoll geb. *M* 7.—

„Der Verfasser ist ein scharfer Beobachter und ein vortrefflicher Feuilletonist. So weiß er, gestützt auf eine mehrjährige Bekanntschaft mit Land und Volk, ein lebendiges Bild von unseren Landsleuten am Rio Grande zu geben. Es ist ein lehrreiches und amüsantes Buch über ein Gebiet, das in den deutschen Kolonisationsbestrebungen eine ganz besondere und zukunftsvolle Rolle spielt."

(Berliner Tageblatt. 1902. Nr. 492.)

Auf Java und Sumatra. Von Prof. Dr. K. Giesenhagen.

Streifzüge und Forschungsreisen im Lande der Malaien. Mit 16 farbigen Vollbildern, zahlreichen Abbildungen und 1 Karte. Geb. *M* 9.—, geschmackvoll geb. *M* 10.—

Diese Reisebeschreibung beruht auf den Aufzeichnungen, die der Verfasser während seiner Forschungsreise unter dem unmittelbaren Eindrucke der Gegenwart gemacht hat, und entwirft ein anschauliches Bild der indomalaiischen Tropen, insbesondere von Java und Sumatra. Geographie und Landesnatur, Vegetation und Tierleben werden lebendig und eindrucksvoll geschildert, ebenso die sozialen Verhältnisse der durchreisten Länder und das malaiische Volkstum in seinen verschiedensten Lebensäußerungen. Besondere Beachtung findet auch die tropische Agrikultur der Inseln und ihre hervorragende Bedeutung für Welthandel und Weltverkehr. Bei dem ungemein großen Anteil, den deutsche Arbeit und deutsches Kapital an der wirtschaftlichen Erschließung dieser für uns so wichtigen Länder haben, wird das Buch vielen erwünschte Aufschlüsse über ihren Kulturzustand geben können. Zahlreiche Vollbilder und Textfiguren bilden einen instruktiven Schmuck des Werkes, eine Karte, in die der Reiseweg eingetragen ist, erleichtert die Übersicht.

Eine Australien- und Südseefahrt. Von Dr. A. Daiber.

Mit zahlreichen Abbildungen. Vornehm geb. *M* 7.—

„Was bislang in deutscher Sprache über Australien geschrieben worden ist, ist äußerst gering und mangelhaft. Erst die gegenwärtige Schrift, die auf Grund eingehender Studien an Ort und Stelle verfaßt worden ist, kann den Anspruch erheben, über Land und Leute des neuen Erdteils, über die Entwickelung und das Leben in Australien und der Südsee in befriedigender und ausführlicher Weise berichten zu können. Die Schrift fesselt vom Anfange bis zum letzten Satze und gewahrt dem Lehrer für Erd- und Völkerkunde, ebenso wie dem Naturwissenschaftler und Kaufmann eine reiche Fundgrube tatsächlichen Anschauungsmaterials, das alle Erscheinungen früherer Jahre in den Schatten stellt." (Odd. Fellow 1903. Nr. 3.)

Geschichten aus Australien. Von Dr. A. Daiber.

Geschmackvoll geb. *M* 3.60

„Die hier vorliegenden Geschichten aus Australien umfassen eine Reihe merkwürdiger Episoden, die in freier Erzählung dem gebildeten Publikum im allgemeinen, wie der reiferen Jugend im besonderen dargeboten werden. Sie sind Produkte aus dem Studium der Entwicklungsgeschichte der sonnigen terra australis."

(Zeitschrift f. d. math. u. naturw. Unterricht. 1901. H. 7.)

„Der Verfasser, ein guter Kenner der australischen Welt, schildert in diesen Erzählungen die interessante Entwicklungsgeschichte des Landes; er zeigt, welche ungeheure Arbeit es gekostet hat, diesen Weltteil der Kultur zu erschließen. Das Buch eignet sich als eine unterhaltende und belehrende Lektüre hervorragend für die reifere Jugend." (Leipziger Neueste Nachrichten. 1901.)

Unter den Coroados. Von Dr. Alfred Funke.

Eine Geschichte aus Rio Grande do Sul. Mit zahlr. Bildern v. A. Weßner. Geb. *M* 3.20.

Dieses Funkesche Buch ist vortrefflich geeignet, in unserer Jugend den noch schlummernden Sinn für Kolonisation zu wecken; denn der Verfasser gibt nicht Phantasiegebilde mit allerlei Schrecknissen, sondern er schildert die Wilden, wie sie nach zuverlässigen Berichten gewesen sind, und daneben gibt er ein Bild von dem Schaffen und Leben unserer deutschen Urwaldpioniere, so daß die Arbeit des Kulturmenschen den Gegensatz zu dem Hordenleben der Urbevölkerung bietet. Auch Erwachsenen sei dieses Buch angelegentlich empfohlen, zumal die Schilderung der brasilianischen Natur, des Wald- und Feldlebens von großer Schönheit ist und in allen Einzelheiten den scharfen und empfindenden Beobachter verrät.

Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwicklung. Von Prof. Dr. Rathgen.

Geb. *M* 1.—, geschmackvoll geb. *M* 1.25.

Der Verfasser, der den fernen Osten aus eigener langjähriger Erfahrung kennt, will das Verständnis der merkwürdigen Erscheinung, die die wirtschaftliche Entwicklung Japans bietet, ermöglichen, indem er die wirtschaftliche Umwandlung Japans in ihren Hauptzügen darstellt: zunächst die natürlichen, geistigen und politischen Grundlagen des Wirtschaftslebens, dann den Hergang der Umwandlung selbst durch das Eindringen der modernen Verkehrswirtschaft und die Einbeziehung Japans in den Weltverkehr. Die Bedeutung dieser Vorgänge für das industrielle Europa wird sich daraus am Schluß ergeben.

Ebbe und Flut, sowie verwandte Erscheinungen im Sonnensystem. Von G. H. Darwin.

Autorisierte deutsche Ausgabe von A. Pockels. Mit Einführungswort von Prof. Dr. G. von Neumayer und 43 Illustrationen im Text. Geb. *M* 6.80.

„. . . Das Buch ist allgemein verständlich, allein es geht weit über den Rahmen der üblichen Darstellung der Gezeiten hinaus; es ist ein Buch einzig in seiner Art, das auch für den Geophysiker mancherlei Neues bringt. Der Verfasser, ein hochberühmter englischer Mathematiker, hat durch eigene Forschungen auf dem Gebiet der Gezeitentheorie wichtige Entdeckungen gemacht, die sich auf die Rolle beziehen, welche die flutbildende Kraft des Mondes in der Urzeit der Erde gespielt hat und zukünftig noch spielen wird. Jeder, der sich für Kosmologie interessiert, wird in dem Studium des obigen Werkes hohen Genuß finden." (Gaea 1902, 10. H.)

G
440
M48

Meurer, Julius
Weltreisebilder

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 05 20 08 005 3